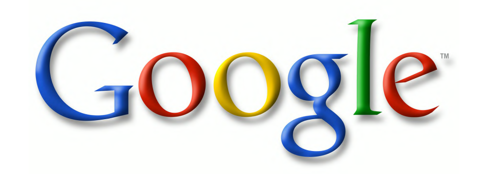
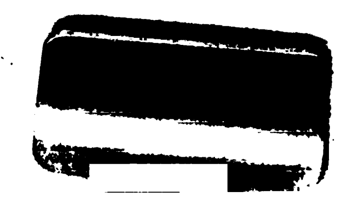
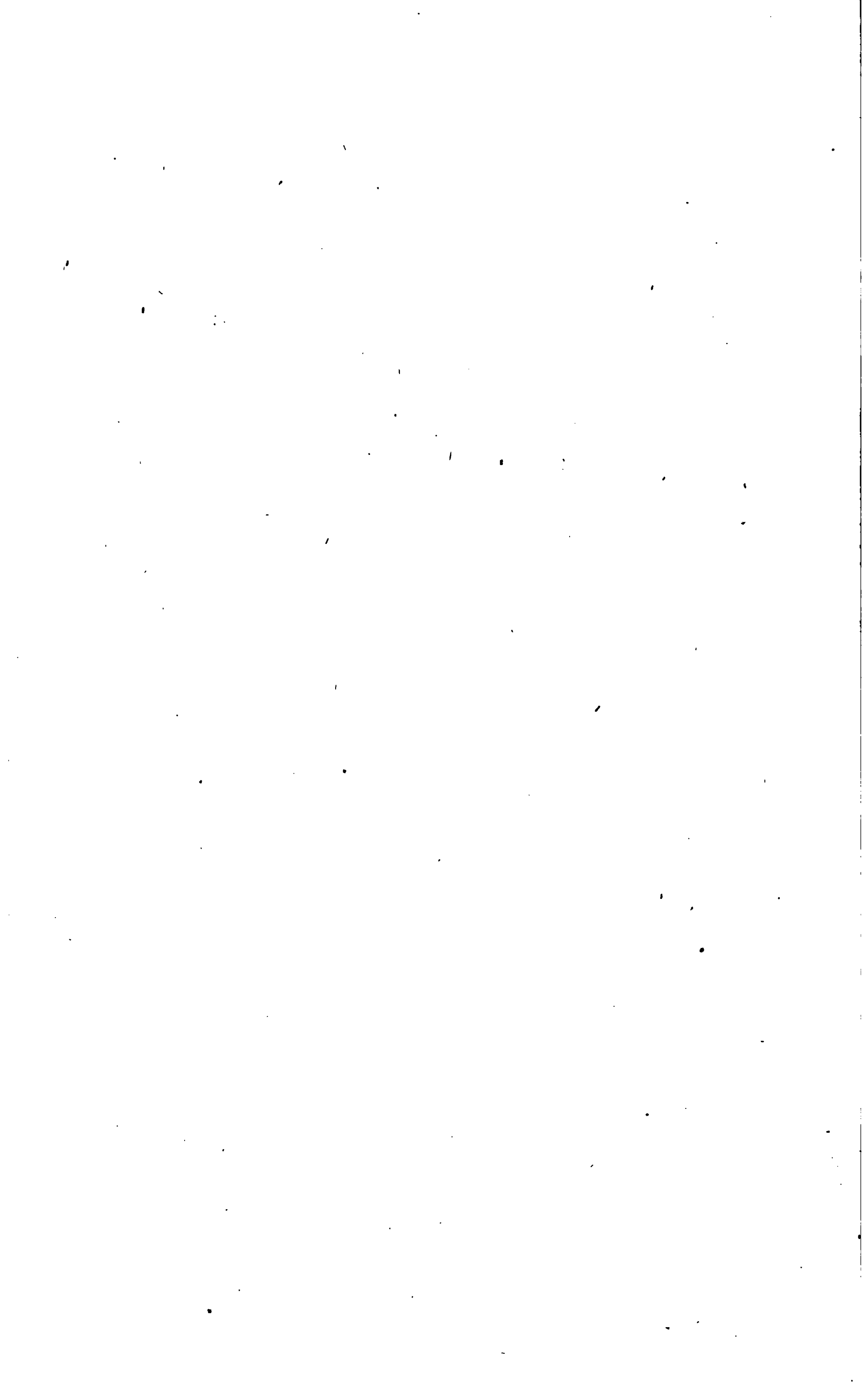





SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868







Die

ungarische Landwirthschaft.

Volkswirthschaftlicher Bericht

an das königl. bayerische Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

Von

Dr. Heinrich Ditz.



Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1867.

Magyarország nem volt, hanem lesz.
(Ungarn ist nicht gewesen; es wird erst sein.)

Stephan Széchenyi.

Gazdagabbak vagyunk mint gondoljuk, és szegényebbek mint kellene lennünk.
(Wir sind reicher als wir denken, und ärmer als wir zu sein brauchten.)

Jellinek M., Statist. Közlemények III, 1.

Vorwort.

Der Druck, welcher seit einigen Jahren der niedern Kornpreise willen auf unserer Landwirthschaft lastet, wird zu einem grossen Theile der vermehrten Production der osteuropäischen Kornländer zugeschrieben. In Süddeutschland denkt man dabei besonders an Ungarn.

Auf folgenden Blättern wird dem k. bayerischen Staatsministerium des Handels Bericht erstattet über die Productions- und Absatzverhältnisse des genannten Landes.

Das eilfte und zwölfte Kapitel wird sich speziell die Aufgabe stellen, den Zusammenhang der ungarischen Production mit den hierseitigen Getreidepreisen und der sogenannten landwirthschaftlichen Krise zu würdigen. —

Die eigenthümlichen Verhältnisse der ganzen ungarischen Landwirthschaft machten jedoch ihr Studium viel zu anziehend, so dass der Verfasser sich nicht auf jenes eine Ziel beschränkt hat, sondern versuchte, ein Gesammtbild jener zu geben. Dass er dabei zwischen der „ungarischen Landwirthschaft“ und der „Landwirthschaft Ungarns“ unterschieden hat, wird das Werk selbst zur Sprache bringen.

In anderer Hinsicht mag Ungarn aufgehört haben, im Auslande die ‚terra incognita‘ zu sein: für die Land- und Volkswirthschaft ist es noch eine solche. Eine deutsche Literatur gibt es hierüber noch gar nicht[1]). Was wir desshalb

1) Sie beschränkt sich unsers Wissens auf Elsner's Reisen, Hecke's Landwirthschaft der Umgebung von Ungarisch-Altenburg 1861 und das Schriftchen von Bontoux, Ungarn und die Ernährung Europas, 1861.

nicht aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatten, suchten wir uns aus der ungarischen Literatur anzueignen, so weit sie uns zugänglich war. Der Deutsche wird in diesem Buche das Meiste neu finden.

Für Deutsche ist aber dieses Buch zunächst geschrieben. Vielleicht liest es auch der Ungar nicht ohne Nutzen, selbst nicht ohne Interesse. Der Fremde hat es viel besser, die Volkswirthschaft eines Landes in ihren grossen Zügen aufzufassen, während der Einheimische, von den Einzelheiten umringt, den Ueberblick über das Ganze sich viel schwerer verschafft. Wer von aussen in ein Zimmer tritt, fühlt sogleich, welche Temperatur und Luft in demselben herrscht. Wer aber schon lange darin gesessen, hat hierfür keine Empfindung, wenn er auch statistisch genau weiss, wie viel Holz er in den Ofen gelegt, und wie oft er das Fenster zur Lüftung geöffnet hat.

Nicht in einer besondern Detailkenntniss des Landes kann der Werth des vorliegenden Werkes zu suchen sein. Vielleicht wird ihm dagegen die Anerkennung nicht ganz versagt, dass seine Auffassung des Ganzen keine falsche sei.

Auf vorliegenden Blättern findet Land und Volk Ungarns wohl eine Anerkennung, wie sie im ungarischen Auslande nicht ganz geläufig ist. Diese Anerkennung würde sich wahrscheinlich noch entschiedener aussprechen, wenn nicht gerade die wirthschaftliche Seite des Ungarn in unsern Augen seine schwächste wäre; wir haben es aber nur mit dieser zu thun.

München, im März 1867.

H. D.

Inhalt.

Vergleichung der Masse und Gewichte.

100 österr. Joch (à 1600 □Klafter) = 169 bayer. Tagwerk
= 225 preuss. Morgen
= 58 Hectaren
= 142 engl. Acres.

In Ungarn rechnet man noch vielfach nach ungarischen Jochen, welche je nach der Gegend 1100, 1200 oder 1300 □Kl. fassen; wo es jedoch nicht ausdrücklich bemerkt ist, sind im Verlaufe des Buches immer Katastral-Joch = österr. Joch zu 1600 □Kl. gemeint.

100 Wiener Metzen = $27^2/_3$ bayer. Scheffel
= $111,_9$ preuss. „
= $21^1/_6$ engl. Imperial-Quarter
= $61^1/_2$ Hectolitre
= 75 Triester Staja.

In Ungarn rechnet man auch nach pressburger und pester Metzen; jener ist gleich 1,016 wiener M., dieser $1^1/_2$ pressburger M.

100 österr. Pfund = 100 bayer. Pfund
= 112 Zollpfund
= 56 Kilogramm
= 123,5 engl. Pf. avoir du poids
= 43,7 türk. Oka.

Erstes Kapitel.

Der Boden.

Wenn man schlechthin von der Landwirthschaft Ungarns spricht, so versteht man unter diesem Ungarn ein anderes, als der politische Geograph. Was die ächt ungarische Landwirthschaft jeder andern gegenüber als eine ganz eigenthümliche charakterisirt, beschränkt sich hauptsächlich auf die fast baum- und steinlose Ebene des Landes: nur hier liegt der überreiche, tiefgründige Boden aufgeschichtet; hier vorzugsweise herrscht das extreme Continental-Klima, und alle die übrigen Freuden und Leiden der ungarischen Landwirthschaft sind hier am schärfsten ausgeprägt. Wenn auch das Gebirge fast aller Orten die Landwirthschaft als die Hauptbeschäftigung pflegt, so ist doch die eigenthümliche ungarische Landwirthschaft nur in der Ebene zu Hause: vor dem Gebirge und vor dem Walde macht sie Kehrt. Die „ungarische" Landwirthschaft geht desshalb nicht hinauf bis zur Wasserscheide der Karpathen, sondern wendet vor den letzten Ausläufen derselben; sie dringt nicht in die Gebirge Siebenbürgens, auch nicht in die Eichenwälder Slavoniens und Kroatiens, und selbst die inmitten des eigentlichen Ungarns liegenden Gebirgszüge des Bakony und Vértes sind ihr nicht heimisch.

Es sind die zwei Ebenen, welche die rechte Heimat der ungarischen Landwirthschaft bilden. Die kleinere dieser Ebenen legt sich zu beiden Seiten der vielarmigen Donau, sobald diese das deutsche Oesterreich verlassen hat. Nördlich von diesem Strome nimmt sie das Gebiet der Waag und

Neutra in sich auf, und geht dem erstern Flussthale entlang bis tief in die Karpathen. Der südlich gelegene Theil wird gebildet von dem Gebiete der untern Raab und der Raabnitz; er wird umgränzt im Westen von dem Leithagebirge und im Süden und Osten durch den Bakonyer Wald. Der zur Zeit wasserlose Neusiedler See mit dem anliegenden Wiesensumpf des Hanschag, welche wegen des Zurücktretens ihres Wassers neuerdings vielfach besprochen sind, liegen auf der Westseite dieses Theiles. Zwischen dieser südlichen und jener nördlichen Ebene liegen die beiden fruchtbaren Schüttinseln in den Armen der Donau. Das ganze Becken dieser vorderungarischen Ebene, welche auch das Pressburger Becken genannt wird, dehnt sich in der Richtung von Norden nach Süden etwa 30 Meilen, von Osten nach Westen etwa halb so weit aus und mag einen Flächenraum von ungefähr 300 Quadratmeilen umfassen.

Ungleich grösser ist die andere Ebene, welche in Unterungarn liegt. Von dem Austritt der Theiss aus dem Gebirge der Marmaros im Nordosten bis zu den Gebirgen von Slavonien im Südwesten spannt sie sich aus über einen Landstrich von fast 70 Meilen Länge, während die Breite gegen 30 Meilen beträgt. Die 1700 Quadratmeilen, welche diese Ebene umfassen mag, bilden das Herz des Landes; hier steht nicht nur der Heerd für ungarische Nationalität und Sitte; hier liegt auch der Schatz verborgen, in welchem man die Blüte und die Macht des Magyarenreiches emporheben will und wird, und der Ungar gräbt an demselben und hebt ihn, so oft er den Pflug in den Boden senkt. Denn dieser zu hebende Schatz sind die Kräfte des Bodens, und es ist die Landwirthschaft, und vorläufig die Landwirthschaft fast ausschliesslich, welche berufen ist, Ungarns Naturreichthum zur Unterlage seiner Volkswirthschaft zu machen und diese Unterlage zu festigen und zu stärken. — Am weitesten gegen Westen reicht diese Ebene in die fetten Marken des Stuhlweissenburger und Tolnaer Comitates, abgesehen von der Bucht, welche weit in das Drauthal hineinragt. Zwischen der Theiss und der Donau

von Waizen abwärts bis Zombor in der Bácska dehnt sich ein sandiges Hügelland aus, dessen grösster Theil den Namen der Kecskeméter Haide trägt. Auf dem linken Ufer der Theiss liegt ebenfalls ein Gebiet von häufig reinem Flugsand, die etwa 70 Quadratmeilen grosse Nyir in dem Theissbogen nordöstlich von Debreczin, dann die Debrecziner Haide mit der Hortobágyer Puszta; weiter südlich folgt das eigentliche ungarische Niederland (Alföld), und jenseits der Maros der wegen seiner grossen Fruchtbarkeit schon lange so berühmte Boden des Banats.

Diese zwei Ebenen bilden das eigentliche Gebiet der spezifisch ungarischen Landwirthschaft. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung hauptsächlich nur dieses Gebiet — es umfasst eher mehr denn weniger als 2000 Quadratmeilen — ins Auge fassen, und wenn wir desshalb schlechtweg von der Landwirthschaft Ungarns sprechen, so soll nicht das ganze Land in seiner politischen Ausdehnung gemeint sein, sondern eben nur die beiden Ebenen.

In einem Lande, wo intensive Cultur herrscht, tritt die Bedeutung der Naturkräfte relativ zurück. Hier sucht der Mensch durch Bearbeitung und durch Anwendung eines grössern Kapitals das zu ersetzen, was von Natur mangelhaft war. Einem unfruchtbaren Boden gibt er so lange nährende Bestandtheile, bis derselbe den Anbau lohnt oder gar sehr reichlich bezahlt. Gebundener Boden wird durch Arbeit gelockert, zu loser durch Zufuhr von gebundenem aufgebessert. Trockner Boden wird künstlich bewässert, und der feuchte drainirt. So ist in einem Lande mit intensiver Cultur die ursprüngliche Naturkraft für die Ergiebigkeit des Bodens viel weniger massgebend, da hier der Mensch bälder die Lücken ausfüllt und die Unebenheiten ausgleicht. Anders jedoch ist es bei einer extensiven Landwirthschaft. Hier herrscht die Natur noch mehr in ihrer Ursprünglichkeit, und, da die Arbeit des Menschen eine geringe ist, auch in grösserer Ausschliesslichkeit. Der Boden wird so gelassen wie er ist; der Mensch regnet hier nicht für die Wolken und

trocknet nicht aus für die Sonne. Wenn er nur einmal die Furche über das Land gezogen, so säet er den Samen hinein, und dann gehört alle landwirthschaftliche Arbeit wieder der Natur. Nicht der Fleiss des Menschen, sondern die Natur, die Beschaffenheit von Boden und Klima, entscheidet hier über den Ertrag der Ernte, und das ziemlich einseitig.

Ungarn ist solch ein Land der extensiven Cultur und desshalb in ganz anderm Verhältnisse als bei uns ein Land der Natur-Landwirthschaft. Arbeit und Kapital weisen der ungarischen Landwirthschaft nur insofern eine Richtung, als sie fehlen und dadurch zwingen, diese Richtung von den natürlichen Verhältnissen des Bodens und des Klimas ziemlich allein abhängen zu lassen. Desshalb wird man so viele Eigenthümlichkeiten der ungarischen Landwirthschaft auf die Eigenthümlichkeiten der landwirthschaftlichen Naturkräfte zurückführen müssen.

Aus diesem Grunde ist das Kapitel von Boden und Klima in der ungarischen Landwirthschaft keineswegs bloss der systematischen Vollständigkeit willen abzuhandeln. Ungarn hat für seine Landwirthschaft aus diesem Kapitel Folgerungen ziehen müssen, an welche es strenger gebunden ist, als wir Westeuropäer nach unsern Verhältnissen vermuthen sollten. —

Von beiden ungarischen Ebenen kann man annehmen, dass sie in der vorgeschichtlichen Zeit unter Wasser lagen, und dass erst später die Gebirge bei Gran und beim eisernen Thore durchbrochen wurden, wobei die aufgestauten Gewässer ihren Abfluss fanden und das Niveau des festen Landes sich über den gesunkenen Wasserspiegel erhob. Die grössere Nähe der Alpen und die stärkere Neigung des österreichischen Oberlandes machte die Zuflüsse des obern Sees, welcher jetzt die kleine ungarische Ebene an seiner Stelle zurückgelassen hat, stark genug, um auch gröberes Gestein in das Becken mitzuführen. Die feinern Theile dagegen ertrugen eine weitere Reise und lagerten sich erst in dem grossen untern See ab. Von dem gröberen Gerölle blieb dieses Becken mit Ausnahme eines schmalen Randes ganz frei; die Neigung dessel-

ben ist so gering, dass das Wasser nicht Kraft genug besass, gröbere Stücke mit sich fortzuführen.

Auf der vordern Ebene wird desshalb der Untergrund aus einer gröbern Schichte gebildet. Alluvialer, diluvialer und noch älterer Schotter bildet an den meisten Stellen dieser Ebene die Unterlage, welche hier und da mit Sand und Lehm abwechselt. Die Donauinseln sind reines Alluvium, ebenso das Sumpfgebiet des Neusiedler Sees, wie das nächste Seitengebiet der einzelnen Flüsse. Auf dem Theile der Ebene, welcher nördlich der Donau sich ausdehnt, lagern ausgedehntere Lehmschichten. Die diluvialen Schotterablagerungen sind stellenweise zu einem lockern Conglomerate zusammengekittet. Dieser Schotterboden ist natürlich unproductiv, wo er zu Tage tritt. Die Ackerkrume, welche ihn bedeckt, ist oft sehr dünn; in der Gegend von Ungarisch-Altenburg beträgt sie hie und da nicht 6″, wogegen sie sich an andern Stellen wieder bis zu einer Mächtigkeit von mehreren Fuss vertieft.

Die Natur dieses Bodens fordert zu ihrer Fruchtbarkeit entweder ein sehr feuchtes Klima oder ein Grundwasser, welches ganz nahe unter der Oberfläche hinstreicht. Der schotterige Untergrund ist weder fähig, die überschüssige Feuchtigkeit, welche die Ackerkrume nach einem Regen an ihn abgibt, für folgende trockene Zeiten aufzubewahren, noch kann er die Feuchtigkeit der Tiefe vermöge der geringen Capillarität in die Höhe ziehen, um sie der ausgedörrten Oberschicht mitzutheilen. Desshalb leidet die kleine Ebene auch am regelmässigsten von der Dürre — dazu beträgt die Regenmenge nur 13″ — wenn sie auch von jenem beispiellosen Elend verschont geblieben ist, welches das Alföld und das Banat in den letzten Jahren betroffen hat.

Während der Untergrund der oberen Ebene von einem gröberen Geröll gebildet wird, zeichnet sich die untere aus durch die Feinheit ihrer Unterlage. Nur an dem Rande der Ebene findet sich Schotter; tiefer der Ebene zu geht er in groben und in feinen Flugsand über. In der Mitte ist von Schotter keine Spur; das sind die unabsehbaren Flächen, wo man

„einen Stein nicht einmal zur Medizin wider das Zahnweh fürs Geld haben kann"; und dieser Steinmangel ist eben der Hauptgrund, warum die Wege auf der ungarischen Ebene so unverbesserlich sind, da hier absolut jedes festere Wegematerial fehlt. Das Alluvium zieht sich den Flüssen entlang; bei der Donau hat es eine Breite von 1—6 Meilen, ebenso an der Theiss und Maros; unterhalb Bezdán in der Bácska bildete die Donau mit der Drau und der Theiss ein grosses Alluvialgebiet; desgleichen schuf die Krümmung der Theiss im Szabolcser, Ungvárer, Bereger und Szátmárer Comitate ein grosses Alluvium, wie nicht minder an der sumpfbildenden Berettyo und Körös. Im Diluvium herrscht der Sand vor, der sich vielleicht durch das ganze Becken verbreitet, aber meist nur in den untern Schichten des Bodens. Wo er dagegen zu Tage tritt, wie in der Nyir und auf der Kecskeméter Haide, nimmt er vielfach die Form des Flugsandes an. In manchen Gegenden wechselt er mit 3—4 Fuss mächtigen Thonlagern ab.

Unter die alluvialen und diluvialen Schichten zu dringen, ist noch nicht gelungen; sie sind allzumächtig. Das Alluvium bei Pest ist 40—50 Fuss tief, anderwärts wohl über 90. Debreczin ruht auf einer Diluvialbank von mehr als 50 Klafter Mächtigkeit. Bei Allios im Banat wurde eine Tiefe von 495 Fuss erbohrt, ohne dass man die Sandschicht durchbrochen hätte. Im Ganzen kann man die Mächtigkeit der beiden jüngsten Ablagerungen in der Mitte der grossen Ebene zu 400—500 Fuss schätzen. Die Ackerkrume mag etwa auf 600—700 Quadratmeilen eine sandige sein.

Die dunkle Farbe des Sandbodens ist ein Anzeichen seines grössern Gehaltes an Humus und andern Nahrungsbestandtheilen, und desshalb von grösserer Fruchtbarkeit. Auch ist hier die Feuchtigkeitscapazität grösser und der Boden dem Ausdorren nicht so leicht ausgesetzt. So ist es in der Nyir, gegenüber einem grossen Theile der Sandregion zwischen Theiss und Donau. Häufiger jedoch als der Sand bildet der Lehmboden die Ackerkrume, so besonders östlich der Theiss.

Hier und im Banat tritt auch die schwarze Erde auf, die in Russland unter dem Namen Tschernosem so bekannt ist; sie ist im Durchschnitt etwa 3—4 Fuss mächtig; im Banat haben wir sie bis zu 18 Fuss angetroffen[1]).

Die Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens und die Art dieser Fruchtbarkeit wird aber nicht allein bestimmt durch seine geognostische Beschaffenheit, sondern noch durch einen andern Umstand. Wir meinen die Art und Weise der ungarischen Landwirthschaft in der Vergangenheit.

Die beiden Ebenen sind hauptsächlich der Wohnsitz des Magyaren. Nur an der Grenze gegen Deutschland und im Banat wie in der Bácska hat dieser auch den Deutschen und den Serben neben sich geduldet. Auch hier noch hat den ausgedehntesten Besitz der Magyar; der Deutsche und Serbe begnügt sich mit weniger Feld; der Eine, weil er intensiver wirthschaftet, auch wohl, weil er nebenbei ein Handwerk treibt, der Andere, weil er indolent ist. Es war desshalb auch hier immer die magyarische Wirthschaft, welche das Uebergewicht hatte; diese aber konnte man bis auf die neueste Zeit hin keineswegs eine Raubwirthschaft nennen. Die Fluren des Magyaren waren bis auf unsere Tage hin die unabsehbare, baumlose Puszta (Weide), auf denen er sein langhörniges, mächtiges Rind und sein winziges aber schnelles Ross zur Weide trieb. Auch bei der nicht magyarischen Bevölkerung war die Weide fürs Vieh die Hauptsache. Nur einen kleinern Theil der Feldmark nahm man unter den Pflug, und von diesem zog man die Ernten. Da man dem Boden nur spärlich im Dünger jene Stoffe zurückgab, welche man ihm in der Ernte entzogen hatte, so konnte eine allmälige Verarmung desselben nicht ausbleiben; allein es war doch nur eine ganz dünne Schicht, welche der

---

1) Siehe über die geognostischen Verhältnisse der Ebene Hunfalvy in der österr. Revue 1864, Bd. 7. Besonders ausführlich und lehrreich ist aber desselben Hunfalvy J.: A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása (Beschreibung der Naturverhältnisse Ungarns. Auf Veranlassung der ungar. Akademie). Pest, 1863—1865, III Bände.

Aussaugung ausgesetzt war, und eine tiefere Furche holte noch immer wieder den reichsten Boden hervor. Der grössere Theil des Feldes aber war Weide, wie erwähnt, und hier hat sich der Boden durch die Ruhe, durch Verwitterung des Untergrundes, durch Ueberschwemmungen und durch atmosphärische Niederschläge wohl mehr bereichert, als er durch ausgeführtes Vieh an seinem Gehalt für immer verlor. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten ist allgemein die Hutweide in Ungarn zum Ackerfeld geworden, und dieser Theil des Feldes ist mit vollem Rechte noch ein jungfräulicher zu nennen, mag er gleich schon viele Jahrhunderte den Zwecken der Bevölkerung dienen.

Auf Rechnung der erst vor Kurzem umgebrochenen Puszta kommt viel von der grossen Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens zu stehen, wo sich oft nur eine minder grosse Ergiebigkeit desselben erwarten liesse.

Man kann es der Fruchtbarkeit einer Gegend ziemlich abmerken, ob deren Felder schon lange Zeit von dem Menschen ausgebeutet sind. Die Haiden von Debreczin und Kecskemét tragen auf der untern Ebene am längsten eine namhafte Bevölkerung; diese Landstriche erhoben sich am höchsten über die Fläche und waren desshalb weniger von Sümpfen gefüllt. Ebenso war die vordere Ebene schon lange bevölkert und erhielt von Deutschland vielen Zufluss. Zu den Zeiten der Türkenkriege aber war auf der ungarischen Niederung die traurigste Verwüstung; nicht Menschen, um dem Boden seine Fruchtbarkeit in den Ernten zu nehmen, sondern um ihn mit ihrem Blute zu düngen. Das Banat und die Militärgränze wurden im vorigen Jahrhunderte von einer ganz neuen Bevölkerung wieder besetzt. Es waren zu einem grossen Theil Deutsche, und diese verstanden sich bald auf eine forcirte Landwirthschaft. Das Banat war bis auf unsere Zeit hin die Hauptkornkammer in Ungarn, zum Theil wegen der grössern Betriebsamkeit seiner Bewohner, zum Theil auch wegen der günstigern Lage; denn das im Süden gelegene Banat ist im Verkehre dem Norden näher, als selbst die nördlichen Theiss-

gegenden, welche ihr Getreide jetzt noch meistentheils und früher fast ausschliesslich die Theiss abwärts, also durch das Banat führen, um durch den Bácser Kanal in die Donau zu gelangen. Genug, das Banat betrieb eine viel stärker forcirte Landwirthschaft, als das Alföld; es bebaute einen grössern Theil seiner Felder mit Korn, als an der mittlern Theiss noch die Puszta überwog, und es saugte seine Ländereien aus, während sie der Theissbauer noch schonte. Das Alföld hat sich erst in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf seine landwirthschaftliche Production gehoben. Seit 1846 wird die Regulirung der Theiss betrieben, welche allein 217 geogr. Quadratmeilen entsumpfte oder vor der Ueberschwemmung sicherte. Der Pflug gewann die Herrschaft über dieses neue Gebiet, wie er sich allmälig auch die alte Puszta unterwarf. Und in diesen alten Puszten liegt für die nächste Zeit die Hauptkraft der ungarischen Landwirthschaft, welche vordem das Banat im Alleinbesitz hatte.

Die vorderungarische Ebene und die beiden Sandhaiden stehen auf der untersten Stufe der Fruchtbarkeit in der ungarischen Ebene. Es ist zwar wahr, dass gerade diese Gegenden auch von Natur den geringsten Boden haben; allein dieses ist nicht der einzige Grund der geringern Ergiebigkeit; denn die neu aufgebrochene Puszta gibt auch hier Erträge, die sich nirgends zu schämen brauchen. An und für sich genommen, mag der Boden des Banats jenen des Alföld übertreffen, aber jene Kraft, welche die Aecker des ungarischen Niederlandes heutzutage so wuchernd zeigen, ist bereits im Banat immer seltener. Ohne Zweifel wird auch das Alföld nach einer Reihe von Jahren wieder nachlassen in der Ergiebigkeit seines Bodens, wenn auch hier das Feld erst einmal so in Anspruch wird genommen worden sein wie im Banat: aber vorläufig, scheint es, liegt der Schwerpunkt des ungarischen Kornbaues nicht mehr im Banat, sondern in der Ebene an der mittlern Theiss [1]).

1) Nach dem provisorischen Grundsteuerkataster (1852 f.) beträgt von der ganzen benutzten Fläche in dem vormaligen Verwaltungsbezirke

Carey sagt, dass die Völker zuerst zu dem leichtern und ärmern Höhenboden greifen, und erst später den reichern Boden der Niederung occupiren; die Geschichte bestätigt diesen Satz fast überall, auch in Ungarn. Wichtiger aber ist jedenfalls ein anderer Satz, der nämlich, dass selbst der reichste Boden endlich von seiner Fruchtbarkeit verlieren muss, wenn die Bevölkerung längere Zeit hindurch Anleihen an den Boden macht, welche sie ihm nicht wieder vollständig zurückzahlt, und dass ein von Natur geringerer Boden in seiner Urkraft productiver ist, als der ausgesogene der „fetten" Niederung.

Nicht die Summe der ursprünglichen Bodenkräfte, sondern der Rest derselben nach Abzug der dem Boden durch viele Ernten genommenen Nahrungsbestandtheile bildet das derzeitige Verhältniss in der Fruchtbarkeit zweier Länder.

Die ältere ungarische Landwirthschaft gehörte jenem glück-

	Das Ackerfeld	Die Hutweide
Ofen	42,3%	27,7%
Grosswardein	39,6%	18,7%
Banat	53,4%	18,9%

Nach derselben Quelle wurde damals der Ertrag in Metzen pro Joch geschätzt:

	Weizen	Halbfrucht	Roggen	Hafer	Gerste	Mais
Ofen	14 11/64	12 7/64	10 15/64	12 31/64	12 62/64	12 3/64
Grosswardein	11 49/64	11 35/64	9 7/64	11 41/64	12 44/64	12 30/64
Banat	14 22/64	15 36/64	16 9/64	18 29/64	17 28/64	15 24/64

Sollte dieses Verhältniss seiner Zeit der Wirklichkeit annähernd entsprochen haben, so ist für die Gegenwart das Zutreffen sehr in Frage zu ziehen. Das Banat hatte in jener Zeit, welche der Anfertigung des Katasters vorherging, eine verhältnissmässig grössere Blütezeit gehabt, als die beiden andern Districte, welche das ungarische Alföld in sich fassten. Der höhere Ertrag des Banats in diesen Tabellen hat ferner auch darin seinen Grund, dass dieses nur guten Boden hat, die andern Landstriche jedoch neben dem guten auch manches schlechte Stück Landes.

lichen sorglosen Cultursysteme an, in welchem der Reisswurm pflügt und die Lerche das Feld düngt. Erst in neuerer Zeit hat die Düngung allgemeinern Boden gewonnen. Der Sandboden bedurfte der Düngung am meisten, hier scheint sie auch am längsten eingebürgert zu sein, und heute ist es ebenfalls hier, wo man am sorgfältigsten in einer ordentlichen Düngung ist. Früher diente das Stroh mit den Auswürfen der Thiere gemischt allgemein als übelriechendes Brenn- und selbst als schlechtes Baumaterial, und auch heute noch ist in der Anschauung des Bauers in der reichen Niederung der Mist eher das Rohmaterial für die Mistziegel als Nahrungsmittel der Pflanzen. Sonst düngte man, und auch jetzt düngt man vielfach nur jene Grundstücke stärker und regelmässiger, welche ganz in der Nähe des Wirthschaftshofes liegen. Die übrigen Felder wurden und werden nur sehr selten, und die äussersten gar nicht bedacht. Die Bemerkung von Fraas, dass die Thünenschen Ringe der intensiven und extensiven Cultur nicht nur im Grossen bei ganzen Ländern, sondern auch bei jedem einzelnen Gute sich wiederholen, mag allenthalben ihre Bestätigung finden; aber so in die Augen fallend, wie in Ungarn, dürfte ihr nicht leicht anderwärts die Wirklichkeit entsprechen. Hier lassen sich auf jedem Gute die Ringe der „Pleo-, Iso- und Leiochome“ mit Leichtigkeit bestimmen, d. h. jene concentrischen Ringe um den Wirthschaftshof, deren Bodenkraft sich durch eine stärkere, geringere oder ganz fehlende Düngung entweder vermehrt oder gleichbleibt oder vermindert. Die Leiochome, das an Bodenkraft abnehmende Feld, dürfte bis jetzt noch den grössten Theil des Gutes und der Feldflur ausmachen, wie auf der andern Seite die Pleochome nur einen sehr geringen Theil, wenn auch hier die Fruchtbarkeit häufig so gross ist, dass eine bloss mässige Düngung das Getreide zum Lagern bringt. Wenn der äussere Ring eines Gutes und einer Ortsflur den überschüssigen Dünger hätte, welchen man auf dem innern nicht mehr mit Vortheil verwenden kann, so wäre auch für ihn hinlänglich gesorgt; allein die weite Entfernung dieser Felder vom Wirthschaftshofe, welche in Ungarn oft 2—3 Meilen beträgt, und dazu besonders

die schlechten Wege, welche gerade dann am schlechtesten sind, wenn Zeit zum Verfahren des Düngers vorhanden wäre, machen die Düngung dieses äusseren Ringes meist unmöglich.

Die Zeiten gegen früher haben sich an den meisten Orten geändert: fast überall, wo schon eine lange Zeit hindurch die Aecker unter dem Pfluge waren, ohne dass sie wieder im Dünger wenigstens einen Theil der Nährstoffe zurückerhielten, klagt man über merkliche Abnahme der Bodenkraft und der Erträge. Der Sandboden bei Pest muss schon sehr reichlich gedüngt werden. Jene Felder, von dessen Besitzer man weiss, dass sie weniger sorgfältig den Dünger zurückgeben, stehen niedriger im Preise. Hauptsächlich aus diesem Grunde kostet z. B. bei Horgos unterhalb Szegedin ein Joch Bauernfeld 50—60 Fl., ein Joch Herrschaftsfeld dagegen 80 Fl. Ebenso schadet es im Preise, dass ein Gut längere Zeit in kleinen Fristen verpachtet war, weil man dabei sicher die Unterlassung des Düngens voraussetzen kann[1]. Es sind die grossen Güter, welche die Nothwendigkeit der Düngung am meisten begreifen. Diese sind von jeher in besserem Zustande gewesen. Das Stroh vom Neunten, den der Gutsherr bezog, hatte wenigstens die Tendenz, den Dünger auf den herrschaftlichen Feldern zu verwerthen, während der Bauer sein weniges Stroh, welches ihm nach dem Neunten an den Gutsherrn und dem Zehnt an die Kirche noch blieb, zu andern Zwecken verwenden musste, als zur Düngung. Die rationellere Cultur breitete sich auf den grösseren Gütern zuerst aus. Schon zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts finden wir auf der Herrschaft Ercs im Stuhlweissenburger Comitate eine ausgedehnte Dün-

---

1) Dass solche Umstände auf den Preis des Gutes Einfluss haben, mag für den Deutschen eine sehr überflüssige Bemerkung sein; sie sollte auch nur zeigen, in wiefern man auch in Ungarn bereits einen Werth auf die Düngung legt, im Gegensatz zu früher und zu den bald zu erwähnenden überkräftigen Böden, welche erst neuerdings unter den Pflug gekommen sind.

gung, welche sich über den siebenten oder achten Theil des Guts jährlich erstreckte. Und doch war diese Herrschaft erst vor Kurzem aus einer Schafweide zu Ackerfeld geworden. Freilich steht um diese Zeit eine solche Düngung vereinzelt da, und nicht die Verhältnisse waren es wohl, die zur Düngung führten, sondern die „Rationalität" des Grundherrn, Frhr. v. Lilien, welcher seiner Zeit in seiner Herrschaft um ein halbes Jahrhundert voraus war. Das erzherzogliche Prädium Ungarisch-Altenburg, welches eine sehr starke Viehzucht hat und desshalb vielen Dünger selbst producirt, hat dennoch in den fünf Jahren vor 1860 von Nichtlandwirthen gegen 60,000 Zentner um den Preis von 2 – 4 Kr. angekauft. — Mágócs liegt auf dem fruchtbarsten Boden an der Theiss; es ist erst seit 1828 allmälig von einer Puszta zu dem herrlichen Getreidefelde geworden. In dem anliegenden Vásárhely fängt man erst eben an, die Nothwendigkeit der Düngung, auf den alten Feldern wenigstens, einzusehen, und nimmt sich auch vor, danach zu handeln. In Mágócs dagegen wird auf die Bereitung des Düngers schon viele Sorgfalt verwandt; die jährliche Production beträgt über 400,000 Zentner von einer landwirthschaftlich benützten Fläche von etwa 18,000 Joch. Davon werden jährlich 1497 Joch mit je 240 bis 300 Zentner gedüngt, so dass durchschnittlich jedes zwölfte Jahr für denselben Acker die Düngung wiederkehrt.

Aber noch nicht allenthalben wird die Düngung für nöthig gehalten; man muss sie sogar an vielen Orten für durchaus unrathsam erachten. Die neuen Böden haben einen solchen Reichthum an bereits löslichen Nahrungsbestandtheilen, dass man auch ohne alle Düngung Gefahr läuft, das Getreide werde sich lagern. Hier muss man durch eine Reihe von stark angreifenden Saaten, wie Mais und Reps, dem Boden zuvor die überschüssige Kraft nehmen. Auf dem herrschaftlichen Gute zu Horgos, wo ein grosser Theil der Feldmark erst vor einigen Jahren durch Kanäle trocken gelegt und durch Dämme vor der Ueberfluthung der Theiss geschützt ist, wurde im Jahre 1862 in einem frühern Rohrsumpfe

der erste Reps gesäet und seitdem jährlich dieselbe Saat wiederholt, so dass im Sommer 1866 hier binnen vier Jahren die vierte Repssaat angetroffen wurde, auch jetzt noch sechs Fuss hoch, mit einer Aussicht auf einen Ertrag von 16 Metzen auf das Joch ($2^2/_3$ bayer. Scheffel vom bayer. Tagwerk). Auch für die Zukunft bestand die Absicht, vorläufig mit dem Weiteranbau von Reps fortzufahren. Dass man hier nicht an Düngung denkt, versteht sich von selbst. Ohne eine derartige Inanspruchnahme des Bodens würden aber die Getreidesaaten hier nur geile Missernten liefern [1]).

Selbst dort, wo man ohne Düngung nur minder ergiebige Ernten erzielen würde, muss man im Masse der Düngung immerhin vorsichtig sein. Man sucht den Boden immer etwas unter der Vollkraft zu halten, denn wenn er in den nach ungarischen Verhältnissen mittelfeuchten Jahren vollkräftig wäre, um den höchstmöglichen Ertrag zu erzielen, so würden sich in einem etwas feuchtern Jahre so viel mehr Stoffe löslich machen, so dass eine Lagerung einträte. Desshalb sucht man auch hier gleich auf die Düngung eine oder mehrere stark angreifende Saaten folgen zu lassen. Das thun wir wohl in Deutschland auch; wir aber wollen dadurch das Wachsthum der aussaugenden Saaten überhaupt ergiebig machen; der Ungar will daneben den Ertrag der übrigen Saaten sichern, indem er sie vor Lagerung schützt. Wir suchen durch Düngung die geringe Fruchtbarkeit auf den

---

1) Ein gleich fruchtbarer Boden ist das Sumpfgebiet Lonjsko polje in Kroatien, welches 36—40 Quadratmeilen umfasst. Der ganz ungeregelte Lauf der Sau und kleinerer Bäche hielt es vordem grösstentheils unter Wasser. Nur ein Theil erhob sich über dasselbe, je nachdem der Wasserstand hoch oder niedrig war. Man versuchte in jedem Jahre den Anbau der höheren Theile, litt aber unter zehn Jahren neun Mal an totaler Missernte, weil das Wasser bei der Sommerfluth die Felder bedeckte. Aber man war zufrieden, wenn man je das zehnte Jahr eine ordentliche Ernte erzielte; diese deckte die Kosten für die neunjährige vergebliche Ackerung mit. 1834, als Wärme und Trockenheit die Ernte möglich machten, lieferte die Frucht das achtundneunzigste Korn. — 1852 wurde die Trockenlegung des Gebietes beschlossen.

nöthigen Grad zu heben; der Ungar sucht die übermässige Kraft des Bodens durch zehrende Früchte auf denselben herabzudrücken.

Nun hat zwar die Erfahrung gezeigt, dass bei einer guten Bearbeitung des Bodens auch die grösste Bodenkraft keine Lagerung zur Folge zu haben braucht, dass dagegen bei einer weniger sorgfältigen Bodencultur schon ein geringerer Grad von Bodenkraft hinreicht, um Lagerung zu bewirken. Somit könnte man die Gefahr der Lagerung in Ungarn vielleicht mehr als Folge der extensiven Bearbeitung, denn der allzu üppigen Bodenkraft darstellen. So lange aber die Lage der ungarischen Landwirthschaft vom national-ökonomischen Gesichtspunkte aus die intensivere Cultur noch nicht erlaubt, so lange liegt in der grössern Bodenkraft und in der stärkern Düngung allerdings noch die Gefahr, dass man die Saat dem Lagern aussetzt.

Im Uebrigen ist die Düngung in Ungarn von der unserigen sehr verschieden. Wir haben in der letzten Zeit das Hauptaugenmerk auf die mineralischen Bestandtheile gerichtet, und zeitweilig war damit eine directe Verachtung des Stickstoffs verbunden. Das ist in Ungarn noch ganz anders: wenn man überhaupt düngt, so ist es nur der stickstoffhaltigere Dünger, der Stallmist, den man dem Boden wiedergibt; die mineralischen Bestandtheile werden bei der Düngung so gut wie gar nicht berücksichtigt. Dass man in Ungarn nicht künstliche Düngung in Anwendung bringt, ist wohl ohnehin zu erwarten, so lange man den natürlichen Dünger noch nicht verwerthen kann. Und selbst wenn der mineralische Dünger, welcher doch unter den künstlich bereiteten der hauptsächlichste ist, in der ungarischen Landwirthschaft erfordert würde, so würde man ihn doch nicht anwenden können, so lange die Preise des Mehrerzeugnisses die Kosten des Düngerankaufs noch nicht decken. Und in diesem Falle ist Ungarn, welches bei seinen niedern Produktenpreisen die Düngerfabrikate aus weiter Ferne vertheuert beziehen müsste.

Aber auch, wenn die mineralische Düngung nicht kost-

spielig ist, und wenn die Stoffe in der Wirthschaft gegeben sind, so verspürt man doch wenig Lust zur Düngung mit denselben. Und das aus dem Grunde, weil die Wirkung einer solchen Düngung dort eine zweifelhafte ist. Wir wissen wohl, dass die grösste Vorsicht geboten ist, um über den Erfolg eines solchen Versuches ein Urtheil zu fällen. Es könnten hundert Versuche mit Mineraldünger gemacht sein, und wenn diese Versuche ohne günstigen Erfolg blieben, so könnte an der Erfolglosigkeit eben so gut die unrichtige Behandlung schuld sein, wie der Mineraldünger. Es mag auch sein, dass in Ungarn noch nicht die genügenden Versuche gemacht sind, um daraus einen sichern Schluss ziehen zu können auf die dortige mögliche Wirksamkeit des Mineraldüngers: wir können hier nur die Bemerkung zum Ausdruck bringen, dass der Mineraldünger in Ungarn bei den Landwirthen noch in grossem Misscredit steht. Es ist uns nicht erinnerlich, irgendwo Anhänger der Mineraltheorie gefunden zu haben, obschon diese Theorie dem gebildeten Personale der grössern Güter vollkommen bekannt ist, und obschon man auch die zwingende Logik derselben anerkennt: aber praktisch, sagt man, bewähre sie sich in Ungarn nicht: — noch nicht, möchten wir hinzufügen.

Wir wissen nicht, woran es liegt; aber wir halten es für eine allgemeine Thatsache, dass im Mittelalter einer Nation die Mineraldüngung durchaus zurücktritt, und dass gerade das Mittelalter jene Periode ist, in welcher Mist, d. h. der stickstoffhaltige, mineralärmere, Stallmist über List geht. Man kann wohl nicht dagegen einwenden, dass die Theorie der Mineraldüngung überhaupt erst eine neue sei: man kann, und meistens wird man in der Praxis längst einen Gebrauch einführen, ehe die Theorie diesen Gebrauch motivirte. Und dass es auch mit der Mineraldüngung so ist, zeigt die Geschichte. Die alten Culturvölker Asiens, die Chinesen und Japanesen, sind Liebigianer, ohne die Theorie zu kennen, und wir Europäer je in dem Grade, als wir auf einer weiter entwickelten Stufe der Landwirthschaft stehen. Wo die Landwirthschaft diese Stufe noch nicht erreicht hat, da ist auch der Mineraldünger noch nicht am Platze,

wie es scheint; jedenfalls wäre es voreilig, nach dem Verbrauche von Mineraldünger auf den grössern oder geringern Rationalismus des Betriebes einen Schluss zu ziehen.

Es kommt ohne Zweifel auch für Ungarn einmal die Zeit, wo man dem Mineraldünger eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden wird, wo man die Latrinen als Schatzgruben ansehen, die Knochen der Thiere aufsuchen und vielleicht auch die Schlachtfelder aufgraben wird, um das Feld zu befriedigen, das hiernach begehrt. Zuvor jedoch werden die grossen Düngerhügel verschwinden müssen, welche noch so manches ungarische Gehöfte verschanzen, und welche jetzt noch mehr ein Denkmal von der Verlegenheit des Landwirths sind, welcher sich ihrer nicht zu entledigen weiss, als von seinem Reichthum. Erst muss der Ungar vergessen haben, dass bei seinen Vorfahren solche Verlegenheiten möglich waren; erst dann wird der Landwirth mit den mineralischen Bestandtheilen seines Bodens besser Haus halten; erst dann wird er gezwungen sein, jedes Pfund Phosphorsäure, welches er in seinem Getreide und in den Knochen seines Viehes hinausschickt, seinem Boden ins Credit und sich ins Debet zu schreiben, und der Boden wird seinen Schuldner nachdrücklicher mahnen, und wenn der Landwirth dann auch in Zukunft noch Anleihen beim Boden machen will, so wird er zuvor in der Rückerstattung alter Schulden pünktlich sein müssen.

Bis dahin aber — und das kann vielleicht noch lange währen — wird man in Ungarn nach einem andern Systeme wirthschaften, welches man als Raubsystem brandmarkt. Man wird sein Getreide jährlich auf die Märkte des Auslandes senden und in ihm einen Theil der kostbarsten Bodenbestandtheile abgeben, ohne sobald auf ihren Ersatz wieder bedacht zu sein. So wird der Boden allmälig ärmer werden. Mag man aber dieses System nennen wie man will; unter gewissen Umständen lässt sich ihm die volkswirthschaftliche Berechtigung, ja Nothwendigkeit nicht absprechen. Der Boden ist nicht seiner selbst willen da, sondern er ist eine Sache des Menschen; er soll menschlichen Zwecken dienen. Es kommt nur darauf

an, auf welchem Wege er diese Bestimmung am besten erreicht. Wenn die Kräfte des Bodens besser dadurch verwerthet werden, dass ich sie in der Form von Getreide ins Ausland sende, als dadurch, dass sie im Inlande bleiben: was sollte hierin Tadelnswerthes liegen? Und wenn wir durch den Verkauf eines Theils unserer Bodenkräfte an das Ausland uns ein Vermögen erwerben und dieses wiederum werbend anlegen: werden unsere Nachkommen uns hierum tadeln, und werden sie uns fluchen, dass wir ihnen Reichthümer gesammelt haben, weil wir den Tausch dieser Reichthümer gegen jene Bodenkräfte als einen vortheilhaften erkannten? Die strenge Volkswirthschaft kümmert sich weniger um die Sache, als um deren Werth, oder vielmehr um deren Verwerthung, und wenn wir gegen Hingabe der Bodenkräfte einen grössern productiven Reichthum erwerben, so ist die Volkswirthschaft nicht ärmer, sondern reicher an Kräften geworden.

Es wäre zwar sehr vortheilhaft für die Erhaltung der Bodenkraft, wenn Ungarn selbst eine Industrie in seinem Innern besässe, welche dem Landwirthe das Getreide abnähme. Dann würden für das Land keine Stoffe verloren gehen. Aber leider fehlen in Ungarn die hauptsächlichsten Vorbedingungen für das Entstehen einer Industrie, wie wir noch darthun werden. Und wie will man da die Kraft des Bodens anders verwerthen, als dadurch, dass man sie ausser Landes ausbietet? —

Vielleicht ist es für den Agriculturchemiker nicht ohne Interesse, wenn wir hier die Analyse eines Bodens folgen lassen, welcher in der Mitte des ungarischen Niederlandes und in einem seiner gesegnetsten Theile liegt. Es ist die Herrschaft Mágócs, am linken Ufer der Theiss gelegen, etwa 7 Meilen nordöstlich von Szegedin und 3 Meilen östlich von der Theiss. Sie hat durch den ungarischen landwirthschaftlichen Verein eine ausführliche Beschreibung gefunden [1]). Aus dieser Beschreibung theilen wir das Folgende mit.

---

1) A Mágócsi uradalom. 1860. (Die Herrschaft Mágócs.) Genanntes Werk (171 Seiten Gross-Octav) bildet das erste Heft einer „Güterbeschreibung" (Jószág ismertetés) Ungarns. Ein solches Unternehmen liefert gewiss

Chemische Analyse des Bodens in der Herrschaft Mágócs im Csongráder Comitat.

A. Die Ackerkrume ist 1′ 6″ mächtig, locker, im feuchten Zustand schwarz, an der Luft getrocknet braun. 120 Gramme feuchter Erde reduciren sich auf 71 Gr. lufttrockener; die Feuchtigkeitscapacität ist demnach 69 %. Bei einer Erhitzung bis auf 100° C. verlieren 10 Gramm lufttrockner Erde $0,_{05}$ Gr. oder $0,_{5}$ %. Durch Schlämmung ergeben sich $47,_{350}$ % feine Theile, $53,_{647}$ % Sand. Beim Verbrennen gingen von der zu 100° C. erhitzten Erde im Mittel $10,_{491}$ % an organischen Bestandtheilen verloren, wonach an unorganischen Bestandtheilen in 100 Theilen lufttrockener Erde (mit $0,_{5}$ % Wasser) $89,_{009}$ Theile zurückblieben. — In 100 Theilen Erde befanden sich an organischen Bestandtheilen

Humussäure	$0,_{685}$	$4,_{805}$ Prozent eigentlicher Humus.
Humuskohle	$2,_{715}$	
Quellsatzsäure	$1,_{405}$	
Pflanzenreste	$5,_{686}$	

Alles dieses entspricht einem Stickstoffgehalt von $0,_{071}$ %. Von Quellsäure zeigen sich nur Spuren, von Ammoniaksalzen auch diese nicht. — Von den $89,_{009}$ % unorganischen Bestandtheilen sind gefunden:

Eisenoxyd	$4,_{510}$	Kieselsäure	$2,_{954}$
Thon	$4,_{685}$	Titansäure	$0,_{388}$
Kalk	$1,_{634}$	Kohlensäure	$0,_{846}$
Magnesia	$0,_{734}$	Schwefelsäure	$0,_{672}$
Kali	$0,_{005}$	Phosphorsäure	$0,_{004}$
Natron	$0,_{058}$	Chlor	$0,_{010}$

Kiestrümmer $72,_{508}$.

---

den besten Beweis dafür, dass die ungarische Landwirthschaft keineswegs auf jener niedrigen Stufe steht, wie wir uns so leicht vorstellen, und dass sie nicht so selbstgenügsam und der Strebsamkeit so fremd ist, wie sie so oft, selbst in ihrer Heimat, dargestellt wird. Ausser Mágócs hat auch noch Alcsut (1841) durch den Verein eine Beschreibung gefunden.

Von 100 Theilen lufttrockner Erde sind in Wasser löslich:

Quellsatzsaures Eisenoxyd	0,174	
Chlormagnesium	0,014	0,207 %
Humussaurer Kalk	0,019	

In verdünnter Salzsäure lösen sich:

an Schwefelkies	0,493	Kalkerde	0,586	
„ phosphorsaurem Eisenoxyd	0,012	Magnesia	0,730	mit Kieselsäure verbunden.
„ Eisenoxyd	4,116	Thonerde	4,685	
„ kohlensaurem Kalk	1,927	Kali	0,003	
„ Titansäure	0,388	Natron	0,059	
		Kieselsäure	2,954	

Im Ganzen: 15,916 Prozent.

Mithin bleiben unlöslich an Kiesgetrümmer: 73,188 Prozent. Die untersuchte Ackerkrume gehört also in die Klasse des mergeligen Sandbodens, und ist der russischen Schwarzerde (Tschernosem) sehr ähnlich.

B. Die erste Unterschicht beginnt in einer Tiefe von 1′ 6″ und hat eine Mächtigkeit von 2° 1′. Nach Aussehen, Geruch und Wassergehalt gehört sie zum Ziegelboden und zeigt unter dem Mikroskop nur überaus wenig organische Gebilde. Durch Schlämmen wurden ausgeschieden:

23,42 Prozent gröbere Theile
76,58 „ Thon.

Die chemische Analyse ergibt:

Kohlensaurer Kalk	12,571	Kieselsäure	5,600
Kohlensaure Magnesia	1,579	Thonerde	5,428
Phosphorsaures Eisenoxyd	0,494	Organische Bestandtheile	0,483
Eisenoxyd	5,293	Wasser	0,434

Thon und Sand 68,114.

Ausserdem noch Spuren von Chlor- und Schwefelsäure.

C. Die andere Unterschicht, welche unter der vorigen liegt, geht bis zu einer unbekannten Tiefe; sie ist ziegelbodenartig, nur dass sie viele Muscheln enthält, und zwar von jetzt noch existirenden Thierfamilien. Durch Schlämmung erhält man:

40,563 Prozent gröbere Theile und
59,437 „ Thon. Das Resultat der Analyse ergibt:

Kohlensaure Kalkerde	30,065	Eisenoxyd	8,934
„ Magnesia	2,235	Kieselsäure	1,897
Thonerde	4,548	Wasser	1,782
Phosphorsaures Eisenoxyd	0,569	Organische Bestandtheile	1,935

Unauflöslich 48,000.

Was hier vor Allem auffällt, ist der sehr geringe Gehalt an Kali (0,005) und Phosphorsäure (0,004 %) in der Oberschicht. Vierzig mittlere Weizenernten würden den ganzen Vorrath von Phosphorsäure verzehren. Dass übrigens bei dieser Untersuchung kein Untersuchungs- oder Druckfehler sich eingeschlichen hat, davon zeugen die Analysen R. v. Hauer's [1]). Dieser fand in verschiedenen Böden des Banats und der Militärgrenze in 100 Theilen wasserfreier Erde folgende Mengen, wobei I die Oberschicht (6'' mächtig), II die Unterlage (2') und III die zweite Unterschicht (5—6' Tiefe) bezeichnet.

<table>
<tr><th></th><th></th><th>Organ. Bestandtheile</th><th>Phosphorsäure</th><th>Kali</th><th>Natron</th></tr>
<tr><td>Mitrovitz, Militärgrenze</td><td>I</td><td>4,84</td><td>0,04</td><td>0,19</td><td>0,24</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>3,93</td><td>Spur</td><td colspan="2">0,14</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>2,30</td><td>Spur</td><td>0,11</td><td>0,09</td></tr>
<tr><td>Theresiopol, Bácska</td><td>I</td><td>8,91</td><td>0,13</td><td>0,16</td><td>0,17</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>5,53</td><td>0,13</td><td colspan="2">0,09</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>3,73</td><td>0,14</td><td>0,03</td><td>0,04</td></tr>
<tr><td>Zombor, Bácska</td><td>I</td><td>7,39</td><td>0,23</td><td>0,10</td><td>0,07</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>4,55</td><td>0,14</td><td colspan="2">0,59</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>2,81</td><td>0,07</td><td>0,06</td><td>Spur</td></tr>
<tr><td>Toba, Torontál</td><td>I</td><td>9,55</td><td>0,07</td><td>0,22</td><td>0,41</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>2,03</td><td>0,08</td><td colspan="2">1,05</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>1,85</td><td>0,14</td><td>0,23</td><td>Spur</td></tr>
</table>

1) Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1852. Heft IV, S. 81—90.

<table>
<tr><th></th><th></th><th>Organ. Bestandtheile</th><th>Phosphorsäure</th><th>Kali</th><th>Natron</th></tr>
<tr><td>Foen, Torontál</td><td>I</td><td>7,42</td><td>0,03</td><td>0,20</td><td>0,11</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>4.50</td><td>Spur</td><td colspan="2">0,37</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>3,29</td><td>Spur</td><td>0,07</td><td>0,04</td></tr>
<tr><td>Zsebely, Temes</td><td>I</td><td>8,62</td><td>Spur</td><td>0,09</td><td>0,15</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>6,03</td><td>Spur</td><td colspan="2">0,22</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>3,61</td><td>Spur</td><td>0,18</td><td>0,16</td></tr>
<tr><td>Lippa, Temes</td><td>I</td><td>4,83</td><td>0,04</td><td>0,05</td><td>0,03</td></tr>
<tr><td></td><td>II</td><td>3,55</td><td>0,03</td><td colspan="2">0,11</td></tr>
<tr><td></td><td>III</td><td>3,29</td><td>—</td><td>0,08</td><td>0,06</td></tr>
</table>

Es ergibt sich aus dieser Analyse wohl kein Grund für die grosse Fruchtbarkeit dieser Böden. Der Boden ist relativ arm an Mineralien, und die russische Schwarzerde ist dadurch von der ungarischen sehr verschieden, dass bei jener die fixen Alkalien bis 17, die Phosphorsäure bis 3 % erreichen. Wenn der ungarische Landwirth nur die Ackerkrume besässe, so würde man ohne Zweifel nicht mehr lange von der überschwenglichen Fruchtbarkeit seines Bodens hören, vorausgesetzt, dass er die heutige Bewirthschaftung noch fortsetzen würde. Die „unerschöpfliche“ Fruchtbarkeit dieses Landes liegt etwas tiefer, als auf der Oberfläche, nämlich in dem an mineralischer Nahrung reichen und mächtigen Untergrunde. Die absolute Menge an mineralischer Pflanzennahrung wird dadurch doch bedeutend, wenn sie auch im Verhältniss zur ganzen Bodenmasse gering ist. Der Ungar wird bei der fortgesetzten „Raubwirthschaft“ seine Bodenkrume bald erschöpfen, aber der Untergrund wird ihm dann die Nahrungsstoffe für seine Pflanze abgeben, wenn der Landwirth ihn zu den Wurzeln der Pflanzen bringt. Bis heute genügt hierzu noch ein tieferes Pflügen, um die Ackerkrume zu vertiefen und eine grössere Bodenmasse zur Verwitterung zu bringen. Tieferes Rajolen ist unseres Wissens in Ungarn noch etwas ganz Ungewöhnliches. Wir haben seine Anwendung nur einmal gefunden, zu Hatzfeld im Banate,

gerade auf jenem Boden, welcher durch seine grosse Fruchtbarkeit in ganz Ungarn so berühmt ist. Man fand hier schon für gut, die Unterschichte hervorzuholen und verwittern zu lassen. Wenn man das auf dem fettesten Boden für gut findet, so liegt einem freilich der Gedanke nahe, dass die nachlässigere Behandlung der ungarischen Felder, die wir anderwärts finden, nicht immer aus den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegend abzuleiten ist, sondern dass die Gemächlichkeit und der Mangel an Intelligenz auch einen grossen Theil an dem negativen Betriebe der ungarischen Landwirthschaft haben. —

Noch zwei Erscheinungen auf der ungarischen Ebene müssen wir hier bei den Bodenverhältnissen besprechen, nämlich Wege und Wasser. Beide üben einen grossen Einfluss aus auf die Entwicklung und Gestaltung der ungarischen Landwirthschaft.

Wie bereits erwähnt, ist die ungarische, zunächst die niederungarische Ebene mehr als steinarm; an den meisten Stellen kennt sie die Steine absolut nicht. Da auch das Holz hier zu selten ist, um etwa Knüppeldämme zu machen, so fehlt hier jedes ordentliche Wegematerial durchaus. Strassen mit Backsteinpflaster (Klinkerstrassen) sind angelegt; aber trotz ihrer Kostspieligkeit haben sie sich nicht immer bewährt. Das einzige Wegematerial bleibt der Boden des Landes, Lehm oder Sand oder gar die Schwarzerde: man muss die Wege vom bodenlosen Dreck selbst bauen. Vielmehr man baut sie nicht; denn wozu sollte man auf der Ebene bauen, da Planirungsarbeiten hier nicht nöthig sind? Dämme, auf welchen die Strasse sich durch ein sumpfiges oder der Ueberschwemmung ausgesetztes Terrain zieht, sind das Höchste was man thut, und fast auch, was man thun kann. Steine können nicht beschafft werden; nur am Rande der Ebene ist dieses möglich. Die Eisenbahnen mussten das Material für die Dämme, noch mehr die Bausteine, aus weitentlegenen Schottergruben und aus den Steinbrüchen 20 bis 30 Meilen weit entfernter Gebirge herbeischaffen. Selbst die Städte der Ebene sind ungepflastert, wenigstens gehören

die gepflasterten Strassen zu den seltensten Ausnahmen. In der trockenen Jahreszeit nun sind die Wege verhältnissmässig sehr fahrbar, zumal auf dem Thonboden, wogegen dann im Flugsande die Noth erst recht beginnen soll, und hier die Räder nach wie vor so tief einschneiden, als es die Schnelligkeit der Fortbewegung zulässt. Zur allgemeinen Trostlosigkeit jedoch ist der Zustand der Wege in der Regenzeit, Herbst und Winter. Wenn schon ein einziger ergiebiger Regen den Boden so aufweicht, dass der Weg nach unsern Begriffen unfahrbar wird, so lässt sich denken, wie es nach einer regnerischen Woche, und vollends wie nach einigen mit Regen gesegneten Monaten um die Wege aussehen mag. Im Herbst, Winter und im Anfang des Frühjahrs ist fast gar kein Verkehr möglich und jedenfalls muss man sich auf den allernöthigsten beschränken. Das Dorf verproviantirt sich so viel als thunlich im Herbst mit dem Bedarfe des ganzen Winters. Ebenso trachtet der Landwirth vor Eintritt der Regenzeit sich seiner verkäuflichen Produkte zu entäussern, wenn er nicht vorzieht, dieselben bis zum Frühjahr an sich zu behalten. Im Winter bedarf es oft einer Tagereise, um einen mit vier, ja sechs Pferden bespannten leeren Wagen nur 2 bis 3 Meilen voranzuschaffen; im Sommer ist eine Reise von 10 bis 12 Meilen mit zwei Pferden dagegen kein Kunststück. Dafür schleift aber auch im Winter die Achse den Koth. Von Mágócs bis zur Theiss bei Szentes oder Vásárhely beträgt 2 bis 3 Meilen; von dort nach Pest auf dem Wasserwege etwa 60 Meilen: während aber z. B. 1866 der Transport eines Metzens Weizen mit den Schiffen der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft nur 43 resp. 41 Kreuzer zu stehen kam, betrug die Fracht bis Szentes oder Vásárhely auf der Achse 12 bis 20 Kr., also etwa den vierten Theil der Totalfracht! Hierbei begreift man wohl, wie, nach dem eigenthümlichen Ausdrucke Szapary's, einige Gespannschaften „genöthigt sind, sich wegen der schlechten Wege gar nicht in Verbesserung des Ackerbaues zu befleissen“ [1]).

---

1) Der unthätige Reichthum Ungarns, wie zu gebrauchen. 1784.

In der Stadt Zombor in der Bácska soll vor einigen Jahren auf dem Marktplatze eine Kuh in der bodenlosen Erde versunken und verschwunden sein. Vielleicht aber ist ein solches Ereigniss etwas so Gewöhnliches, dass man nicht einmal Notiz davon nimmt.

Bis hierher war der Strassenbau auf der unterungarischen Ebene nur allzu negativer Art. Man zeigte dem Fuhrmann durch die beiden Seitengräben höchstens, wo die Strasse aufhört und welch schmaler oder welch breiter Raum ihm gesetzt ist, wo er stecken bleiben darf. Auf den grössern Reichsstrassen ist dieser Spielraum sehr gross; hier gibt es noch einzelne Stellen, wo die Strasse eine halbe Stunde breit ist. Dass bei einer solchen Breite die Natur um so ausschliesslicher Wegebaumeister spielt, liegt auf der Hand.

Wenn Fremde bei der Schilderung dieses traurigen Zustandes der Wege Seitenblicke auf Indolenz des Volkes und Unthätigkeit der Behörden gethan haben, so haben sie vergessen, dass die Natur des Bodens diese Verhältnisse ziemlich unumgänglich gemacht hat. Es dürfte weniger leicht sein, ein durchführbares Mittel zur Aufbesserung der Wege zu geben, als über deren Schlechtigkeit Bemerkungen zu machen.

Es fällt uns hier freilich nicht bei, alle Schuld auf die Bodenverhältnisse zurückzuführen. Vor dem Jahre 1848 hatten die Comitate den Wegebau in der Hand, und da fehlte es an einem einheitlichen Plane, da jedes Comitat nach seinem Kopfe baute. Die geringen Mittel, über welche die Comitate zu verfügen hatten, erheischten Sparsamkeit; aber man konnte doch den Bauern zur unentgeltlichen Arbeit auf den Strassen heranziehen. — Die Periode der Centralisation hat den ungarischen Strassen jedenfalls nur genützt. Die 449 Meilen Strassen, welche der Staat in seine Pflege nahm, wurden allmälig aufgebessert, so dass man sie auch noch nach einem Regen befahren kann. Opfer hat der Strassenbau freilich gekostet, und es gibt Strecken, wo die Anlage einer immerhin nur mittelmässig guten Landstrasse mehr Geldaufwand gefordert hat als ander-

wärts in günstiger Lage der Bau einer Eisenbahn. Sowohl im frühern Oedenburger wie im Grosswardeiner Verwaltungsbezirke gibt es Stellen, wo die blosse Beschotterung der Strasse 200,000 bis 300,000 fl. auf die Meile gekostet hat. Die Bauern waren aber nach wie vor zum Strassenbau gesetzlich verpflichtet; ob sie eine Entschädigung erhielten, wissen wir nicht; wenn es der Fall war, so war die Entschädigung jedenfalls unter dem gewöhnlichen Preise, und die wahren Kosten des Strassenbaues belaufen sich noch höher. In diesen gebauten Strassen liegt wohl eine Entschuldigung für die nicht gebauten. — Im Jahre 1853 gab es übrigens in Ungarn erst auf je 7 Quadratmeilen eine Längenmeile Strasse.

Vielleicht liegt es nicht ausserhalb des Berufes der Eisenbahnen, nach und nach ein gutes Wegematerial auf die ungarische Ebene zu schaffen. Man ist zwar von der Ansicht zurückgegangen, dass der Weltverkehr den Lokalverkehr ins Leben rufe; man hält dafür, dass umgekehrt der rege Lokalverkehr den Weltverkehr zur Lebendigkeit bringt, und desshalb sieht man jetzt schon mehr auf gute Feld- und Gemeindewege; aber für die ungarische Ebene wird die umgekehrte Entwickelung Platz finden müssen: erst die Eisenbahnen und dann gute Landstrassen; denn nur mittelst jener kann das für gute Strassen erforderliche Material auf die Ebene geliefert werden.

Die ungarischen Wege werden uns noch mehrmals als Bildner von Eigenthümlichkeiten in der ungarischen Landwirthschaft entgegentreten.

Als einer andern Eigenthümlichkeit des Bodens der ungarischen Ebene müssen wir noch seiner Wasserverhältnisse gedenken.

Die Neigung der Ebene dem Thal entlang ist verschwindend klein. Beim Austritt aus dem Gebirge liegt die Theiss in einer Meereshöhe von 505 Fuss; nach einem Laufe von 164½ Meilen, welche Länge das Strombett vor der Theissregulirung von Tisza-Uj-Lak bis zur Mündung hatte, oder wenn man die einzelnen Krümmungen ausser Acht lässt und nur das Thal in Rechnung zieht, nach dem Durchgange durch ein 85½ Meilen

langes Thal beträgt die Meereshöhe bei der Mündung noch immer 219 Fuss, so dass sich auf die Längenmeile des Flussbettes ein durchschnittliches Gefäll von 1′ 9″, oder auf die Meile des Thales eine solche von 3′ 4″ ergibt, das ist auf 100 Klafter 0,5″ und 1″. Ebenso verhält es sich mit dem Donauthale. Dieser Strom zeigt von Pressburg bis Gönyö ein Gefälle von $2^1/_4$″, von dort bis zur Draumündung von $0,_{47}$″ und weiter hinab bis Bazias gar nur von $0,_{35}$″ auf 100 Klafter.

Nicht minder unbedeutend ist die seitliche Abdachung von den Landrücken zum Thale hin. Zwischen der Theiss und der Donau ragt der höchste Punkt der Wasserscheide etwa 200 Fuss über das Flussbett; die Höhenplateaus erheben sich höchstens 60—100 Fuss über dasselbe und ein sehr grosser Theil der Ebene liegt in einer relativen Höhe von nur 10—20 Fuss.

Das Regenwasser, welches auf die ungarische Ebene fällt, findet desshalb so gut wie gar keinen seitlichen Abfluss auf der Oberfläche. Es sickert in den Boden hinein, wo dieser es nur durchlässt, und sammelt sich zu dem allgemeinen Grundwasser. Dass das Regen- wie auch das Grundwasser sich zu einem Bache sammelte und einen oberirdischen Weg zum Flussthal nähme, ist auf der Ebene eine grosse Seltenheit; das mangelnde Gefälle verhindert ebenso sehr den Abfluss, wie es das Heraustreten des Grundwassers veranlassen sollte. Fast die ganze Bewegung der Gewässer ist desshalb eine unterirdische; wo sich das Wasser auf der Oberfläche zeigt, ist es entweder stehend in den zahllosen Tümpeln und Landseen, oder bedächtig schleichend in den grossen Flüssen. Die Flüsse der Ebene sind nicht zahlreich; aber die einzelnen sind um so wasserhaltiger, theils wegen des grössern Flussgebiets, theils wegen des sehr langsamen Abflusses. Fast alle sind durchaus schiffbar oder wären es mit leichter Mühe zu machen. Die Wasserstrassen könnten Ungarn somit zum Theil ersetzen, was ihm an Landstrassen fehlt.

Die geringe Differenz zwischen Thal und Berg ist für das Wohl und Wehe der ungarischen Landwirthschaft von grösster Bedeutung. Das Niveau eines sehr grossen Theiles der Ebene

liegt nur wenig über jenem der Flüsse, und da im regulären Zustande das Grundwasser des Landes dem Flusse zusickert, folglich höher liegen muss als der Spiegel des letztern, so wird die Oberfläche des Grundwassers nur in geringer Entfernung von der Oberfläche hinstreichen[1]). Hierdurch wird in den versengenden, regenlosen Sommertagen der Boden in Feuchtigkeit gehalten und die Saat vor dem Ausbrennen geschützt. Für viele Felder ist die Höhe des Grundwassers ein Messer für die Fruchtbarkeit des Jahres. Für viele andere aber ebenso ein Grund der Unfruchtbarkeit.

Wenn im Frühjahr sich die Schneemassen im Gebirge plötzlich lösen, so schwellen die Flüsse auf der Ebene zu einer Höhe an, welche sich nur durch den schlechten Abfluss derselben erklären lässt. Der Unterschied des höchsten und niedersten Standes der Theiss beträgt bei Namény 27 Fuss, ebenso bei Tokaj, und selbst bei Szegedin noch 19 Fuss 5 Zoll[2]). Bei der Höhe der Fluth wird ein grosser Theil des angrenzenden Gebietes von dem Flusse unmittelbar unter Wasser gesetzt; aber noch bis tief ins Land hinein findet das Grundwasser keinen Abfluss mehr; es sammelt sich zu den unzähligen Tümpeln, welche im Frühjahr so charakteristisch für das Gebiet der Niederung sind. Wenn die Fluth mehrere Tage gedauert hat, so hat sich das Wasser auf weite Strecken hin ins Gleichgewicht gesetzt: das Wasser des Stromes entweicht zum Theil seitwärts durch den

---

1) Interessant sind die Untersuchungen, welche Suess auf der Bahnlinie Pest-Szolnok angestellt hat. Siehe Oesterreichische Revue 1866. Das Grundwasser steigt nahezu parallel mit dem Boden über den Landrücken zwischen Donau und Theiss. Das tiefste Zurücktreten des Grundwassers unter die Oberfläche geht bis zu $2^1/_2$ Klafter. Die höchste Erhebung über die Donau bei Pest und die Theiss bei Szolnok beträgt bez. $135^1/_2$ Fuss und 189 Fuss.

2) Die Wassermenge der Theiss schwankt bei Tokaj zwischen 3000 und 23,000 Kubikfuss, bei Szegedin zwischen 6000 und 127,000 Kubikfuss, die Bodrog wechselt zwischen 500 und 28,000 Kubikf., die Szamos zwischen 560 und 36,000 Kubikf., die dreifache Körös vor der Abzweigung des Kurcza-Armes zwischen 600 und 22,000 Kubikfuss. (Hunfalvy.)

Boden, um mehrere Meilen vom Flussbette an einer niedrigen Stelle wieder zu Tage zu treten. So kann man mit vollstem Rechte in Ungarn von einer doppelten Grundfluth sprechen: vom Lande zum Flussbette und umgekehrt von diesem in das Land [1]). Bei unsern Neigungsverhältnissen ist nur die erstere Fluthrichtung denkbar.

Es ist ein kleines Königreich, das Gebiet, welches die Theiss vor ihrer Regulirung fast alljährlich unter Wasser setzte, und wovon sie einen Theil längere Zeit darunter stehen liess. Dieses Gebiet hat man ihr durch die Regulirung des Flussbettes und durch Eindämmung nahezu entwunden. Mit einem Aufwand von etwa 20 Mill. Gulden sind oder werden die Krümmungen der Theiss durch etwa 100 Durchstiche um ziemlich 60 Meilen abgekürzt und durch Dämme die angrenzende Niederung vor der Ueberschwemmung geschützt. Das alte Ueberschwemmungsterrain war 207½ österreichische oder 217 geographische Quadratmeilen gross.

Die Theissregulirung, welche seit 1846 im Werke ist, dient desshalb nicht bloss zum Belege, dass die ungarische Nation die genügende Thatkraft besitzt, um grossartige Ideen und Unternehmungen nicht allein zu projectiren, sondern auch sie auszuführen: sie hat auch ein grosses unmittelbares Resultat erzielt, indem sie mehr als 200 Quadratmeilen der Ueberschwemmung entrissen hat. Aber wie es scheint, hat man dennoch zu einseitig nur die gewonnenen Quadratmeilen in Berechnung gezogen; dass man den Boden durch Abzapfung des Wassers theilweise nicht verbesserte, sondern verschlechterte, hat man erst zu spät eingesehen. Man kannte den Fluch des Wassers; den Segen desselben hat man erst aus dem Mangel des Wassers kennen gelernt. Viele Felder, welche vor der Regulirung unter Wasser standen, sind nach der Trockenlegung absolut unfruchtbar geworden, während sie früher doch wenigstens Rohrgrund waren. Andere Ländereien aber, besonders die sodahaltigen, deren es so viele in der Nähe der Theiss gibt, bedurften zur

---

1) Hunfalvy a. a. O. in der österr. Revue.

Fruchtbarkeit einer viel grösseren Feuchtigkeit, als sie nach der Entsumpfung besitzen; früher fruchtbare Landstriche sind jetzt unfruchtbar geworden, seitdem der Fluss sich nicht mehr über sie ausgiesst oder wenigstens nicht mehr den Wurzeln der Pflanzen das Grundwasser in grössere Nähe treibt. So soll die Hortobágyer Puszta bei Debreczin seit der Theissregulirung ihre grünen Weiden verloren haben und stellenweise eine ganz unproductive Sandwüste geworden sein. In Ungarn muss eben eine sehr grosse Feuchtigkeit im Boden sein, um den Mangel an atmosphärischem Niederschlage auszugleichen. Auch sonst hat die Entsumpfung viele ungünstige Folgen gezeigt, z. B. bei der Regulirung des Sárviz und selbst auf den früher so heureichen Wiesen des Hanság. Die Bauern in dem Alföld prophezeien die Fruchtbarkeit der Ernte aus dem Stande des Wassers; z. B. heisst es bei ihnen: „Grosse Maros, grosse Ernte“ oder „Bleibt die Theiss in ihrem Bette, bleibt für das Korn genug Platz in unserm Sacke“ [1]).

Der Kampf des Menschen mit dem Wasserelemente ist zwar immer ein mühsamer; aber mit dem Grundwasser ist nahezu auch der Kampf, vielmehr noch die Beherrschung, unmöglich. Das anschwellende Grundwasser, das sich aus allen Poren der Erde zur Oberfläche drängt, kann man nicht zurückhalten, wo man doch dem grössten Strome durch Dämme Schranken setzen kann; und wenn das Grundwasser sich in die Tiefe zurückzieht, so versagt es dem Menschen jeden Dienst, während man selbst die geringste Wassermenge eines Baches noch zur Bewässerung und zu gewerblichen Zwecken ausnützen kann.

Die Bodenverhältnisse der ungarischen Ebene haben zwei wichtige Momente in sich, welche den Mangel an Industrie auf diesem sonst so reichen Gebiete bewirken helfen: Armuth an Steinen, sei es zum Bauen von Fabriken oder zur Anlage von Wegen, und fehlende Wasserkraft, ja überhaupt Mangel an ordentlichem Wasser. Auf den Mangel an Holz zum Bauen oder als Brennmaterial werden wir noch zurückkommen, können aber

---

1) Hunfalvy a. a. O.

schon hier darauf hinweisen, dass sich ausser im Stallmist, dem Rohrwuchs und dem Stroh, noch kein hinreichendes Surrogat des Holzes als Brennmaterial gefunden hat. Steinkohlen gibt es nur am Rande der Ebene, und der Torf hat nicht die genügende Güte.

In Ungarn steigen die fetten wie die magern Kühe aus dem Wasser, ganz wie im Traume Pharaos. In trockenen Jahren bringt nur genügendes Grundwasser der Saat das Gedeihen; wenn es aber in nassen Jahren die sonst ergiebigen Felder zu Sümpfen macht, so gehen daraus jene magern Ernten hervor, welche die fetten wieder aufzehren, wie die biblischen magern Kühe die fetten verschlangen.

Wenn mehr Grundwasser aus dem Gebiete eines Landes abfliesst, als durch die atmosphärischen Niederschläge der Boden in sich aufnimmt, so sinkt naturgemäss das Grundwasser. Dieser Fall tritt nach trockenen Jahren ein, wie umgekehrt nach überdurchschnittlichen Niederschlägen eine Steigung stattfinden wird. Wir haben nun unmittelbar vor uns einen Zeitabschnitt, welcher sich durch einen ziemlichen Ausfall an der durchschnittlichen Regenmenge auszeichnet. Die Jahre 1857, 1858, 1861, 1862, und in bisher ganz unerhörter Weise das Jahr 1863 sind in der ungarischen Landwirthschaft durch Dürre in einzelnen Theilen oder im ganzen Lande gekennzeichnet. In Folge davon hat sich überall auf der ungarischen Ebene das Grundwasser bis zu einer Tiefe zurückgezogen, wie es seit Menschengedenken nicht erhört war. Dass im Neusiedler See das Wasser verschwunden ist, ebenso, dass der an ihn sich anschliessende Hanság aus einem grossen Sumpfe zu einer trockenen Fläche wurde, ist auch weiterhin bekannt. Die Abnahme des Wassers in der Leitha mag damit im Zusammenhang stehen: jetzt treibt diese in Ungarisch-Altenburg nur 5 Gänge der dortigen Kunstmühle, während sie vor Jahren für 15 hinreichendes Wasser hatte. Gerade so sieht es auf der untern Ebene aus. Im vorigen Jahrzehnt hat man sich hier vielfach bestrebt, durch mannshohe Dämme die Fluth einzuschränken. Bis jetzt jedoch hätte man diese Wälle noch nicht

besonders nöthig gehabt, da sich das Wasser kaum bis zum Fusse des Dammes verstiegen hat. Im Gegentheil ist das Wasser immer tiefer in den Boden versunken und an den meisten Orten hat man den Brunnen um mehrere Klafter nachhelfen müssen, damit sie genügendes Wasser fanden. Auf den Herrschaften Hatzfeld im Banat, Bellye und Darda im Baranyer Comitate, wie auch an andern Orten sind wir im Frühjahr 1866 mit Ross und Wagen jene Wege über trockene Hutweide oder gar zwischen Weizenfeldern gefahren, wo man noch 3 oder 4 Jahre vorher mit Csónaken (flachen Kähnen) zwischen dem hohen Rohre zur Entenjagd und zum Fischfang die Wasserfahrt machte! Noch vor 4 oder 5 Jahren hatten im Mondsee bei Vásárhely an der Theiss die Donauschiffe Anker geworfen und im Jahre 1865 wurde der trockene Boden dieses Sees unter die Bürger als Gartenland ausgetheilt; im vergangenen Sommer konnte man bereits die Urkraft dieses Bodens an den üppigen Gewächsen bewundern.

Nach den Erfahrungen, die wir auf unserer Reise gemacht haben, scheint es, dass man allenthalben dieses Zurücktreten des Grundwassers als eine *definitive* Verzichtleistung auf seine alten Rechte, auf sein altes Gebiet ansieht. Wir unsererseits wüssten hierfür keinen Grund zu finden. Wie das Wasser ohne alles Zuthun des Menschen gewichen ist, so wird es auch wieder kommen; und wenn man sein Gebiet auch mit Dämmen umzingelt, so wird man dadurch das steigende Grundwasser nicht am Hervorbrechen verhindern. Wo ein früheres Sumpfgebiet trocken wurde, hat man es sorglos und unbedenklich unter den Pflug genommen, in der sichtlichen Voraussetzung, dass man nie mehr von dort werde vertrieben werden.

Es wäre hier vielfach grössere Vorsicht zu wünschen, damit bei der Rückkehr des Wassers hier nicht allzuviel Schweiss und Capital nutzlos im Boden vergeudet sei[1]). Es bleibt da-

1) Bei Abzapfung einiger Theisssümpfe fand man Spuren einer frühern Kultur, wo sie seit Menschengedenken bereits nicht mehr möglich war. Es liegt nahe, dass diese Spuren nur von einer *vorübergehenden* Benutzung

bei ein Glück, dass die ungarische Landwirthschaft bei der Investirung des Bodens viel einfacher und sparsamer ist, als wir es zu sein gewohnt sind.

Zweites Kapitel.

Das Klima.

Obschon Ungarns geographische Entfernung vom Meere nicht gerade beträchtlich ist, da das adriatische Meer selbst noch einen Theil Ungarns berührt, so haben dennoch die ungarischen Ebenen durchaus das Klima eines vom Meere abgelegenen Binnenlandes. Es mag auf der einen Seite die Ausdehnung dieser Meeresbucht nicht bedeutend genug sein, um entscheidend auf das Klima ihrer Hinterländer zu wirken; dann aber haben sich zwischen Ungarn und diesen Meeresast hohe Bergketten gelegt, welche die Communication der untern Luftschichten, gerade jener, welche das Klima vorzugsweise bestimmen, zu einem grossen Theile aufheben. So ist Ungarn, trotz der Nähe des Meeres, dennoch in klimatischer Beziehung von ihm abgeschlossen.

Als schlechter Wärmeleiter verhindert das Meer sowohl schnelle Abkühlung der Temperatur, wie schnelle Erhitzung; es mässigt nach beiden Seiten. Die Einwirkung des Meeres macht die Nächte wärmer, die Tage kühler; es hält mit der Wärme des Sommers noch Haus bis tief in den Winter, und

---

des Bodens herrühren, zu einer Zeit, in welcher das Grundwasser ebenfalls selbst die tiefsten Felder frei liess. Man hat gesucht, diese Thatsache durch die Annahme zu erklären, dass früher das Theissbett tiefer gewesen sei, und dass erst durch allmälige Erhöhung desselben im Laufe der Zeit das Niveau des Wassers derartig gestiegen sei, dass es die Niederungen zum Theil unter Wasser gesetzt habe.

vertreibt die Kälte des Winters erst spät im Frühjahr. Anders im Innern des Continents. Auf heisse Tage folgen unvermittelt kühle Nächte, und ein versengender Sommer wechselt mit dem unwirthlichsten Winter. Ein Temperaturunterschied von 16 und 20 ° R. binnen wenigen Stunden ist in Ungarn durchaus nichts Ungewöhnliches, und man kann des Morgens vor Sonnenaufgang bei einer Temperatur von + 7 ° R. ausfahren, um in der Nachmittagshitze bei 27 ° R. im Schatten heimzukehren. Der Ungar fährt desshalb selbst an den heissesten Sommertagen nie ohne Begleitung seines Schafpelzes aus. Zwischen der grössten Winterkälte und der höchsten Sommerhitze ist die Differenz verhältnissmässig nicht minder gross. Eine Kälte von 16—17 Grad wie eine Wärme von 26 und 27 Grad R. trifft wohl jährlich ein, und ein Ueberschreiten beider Gränzen um drei oder vier Grad ist auch nichts Seltenes [1]).

---

1) Die Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Winter ist auf der ungarischen Ebene 17—18° R., zwischen dem wärmsten und kältesten Monat aber 18—20 ° R. Z. B.:

	Differenz	
	zwischen Sommer u. Winter.	zwischen dem heissesten und kältesten Monat.
in Semlin	$18_{,98}$ ° R.	$19_{,66}$ ° R.
„ Arad	$17_{,70}$	$19_{,60}$
„ Szegedin	$17_{,54}$	$18_{,75}$
„ Pest	$17_{,34}$	$18_{,58}$
„ Komorn	$16_{,76}$	$17_{,16}$
Dagegen:		
in München	$14_{,17}$	$15_{,62}$
„ Paris	$11_{,88}$	$13_{,43}$
„ Dublin	—	$9_{,88}$

Hunfalvy J., A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása. 1863—1865. (Beschreibung der natürlichen Verhältnisse Ungarns.) III, S. 503 ff.

Es liegt nun sehr nahe, dass die Grösse der regulären Temperaturdifferenzen an und für sich wohl auf die Gestaltung der Landwirthschaft den grössten Einfluss üben, dass aber für das einzelne Jahr das Wohl und Wehe der Landwirthschaft nicht vom Durchschnitt der klimatischen Verhältnisse, sondern von deren Extravaganz abhängig wird. Mag das Durchschnittsverhältniss der Winterkälte und Sommerwärme noch so sehr stimmen, so kann doch ein einziger Frost alle treibende Wärme umsonst machen, und eine trockene Woche zur Unzeit wird nicht wieder gut gemacht durch Monate lang anhaltenden Regen. Nicht dass der Winter so kalt und der Sommer so heiss in Ungarn ist, bringt dem Lande Unheil, wohl aber, dass in dem Winter, welcher durchschnittlich gelinder ist als der unserige, plötzlich eine Kälte eintreten kann, für welche uns in Deutschland fast die Begriffe fehlen. Die Sonne des Frühjahrs ist wärmender und belebender als bei uns; die Keime und Blüten entwickeln sich hier viel zeitiger; aber was hilft all das Blühen, wenn die Spätfröste wieder alles zu nichte machen? Die Sonne, welche die Blüten hervorlockte, hat nur geschadet, anstatt zu nützen, weil der Frost den entwickeltern Saaten mehr Schaden bringt als den zurückgebliebenen. Was hilft es der ungarischen Ebene, dass sie sich einer mittleren Jahrestemperatur von 8—10 Grad R. erfreut, wenn sie bis Ende April noch mit Bestimmtheit auf Spätfröste rechnen kann, und wenn man zu Ende Mai (selbst im Juni) nicht immer vor ihnen gesichert ist? Man kann in unserm viel kältern Klima Früchte mit Sicherheit anbauen, welche auf der ungarischen Ebene der Fröste willen Gefahr leiden. Der Winterreps missräth gerade der Spätfröste willen so häufig und der Sommerreps fast durchschnittlich, so dass letzterer nicht mit Vortheil auf der Ebene angebaut wird.

Mehr noch als durch seine Temperaturschwankungen übt das continentale Klima Ungarns auf dessen Landwirthschaft einen schädlichen Einfluss aus durch die abnormen Feuchtigkeitsverhältnisse.

Ehe die Wolken auf ihrem Zuge vom Meere die ungarische

Ebene erreichen, haben sie ihren Wassergehalt zum grossen Theile schon an die durchzogenen Länder abgegeben. Besonders die zwischenliegenden Gebirgszüge haben ihnen einen starken Tribut abgefordert. Ungarns Ebene wird somit meistens nur von trockenen Winden durchstreift; aber selbst wo die Winde wasserhaltende Wolken mit sich führen sollten, liegt wenig Veranlassung vor, dass diese ihren Wassergehalt an die Ebene abtreten. Die ungarische Ebene hat kaum eine erhebliche Differenz in der Temperatur der verschiedenen Orte aufzuweisen. Fast das ganze Gebiet hat ziemlich gleiche Höhe; der untere Theil des Alföld liegt etwa 50 Fuss niedriger als der obere, und der höchste Punkt der 600 Quadratmeilen grossen Steppe, die sich von Tokaj bis vor die Thore Belgrads erstreckt, erhebt sich über den niedrigsten nur um 291′ (zwischen Theresiopel und Jankovacs ist das Maximum der Erhebung zu 480′, Pancsova bei Belgrad das Minimum zu 189′). Wälder hat die Ebene wenig oder gar nicht, und auch die grössern Wasserflächen sind mit der Regulirung der Flüsse allmälig zusammengeschrumpft. So fehlt es fast durchaus an Condensatoren für die atmosphärische Feuchtigkeit. Anstatt dem Lande Feuchtigkeit zu bringen, nehmen ihm die Winde noch das Wenige, was die Oberfläche des Bodens und die untere Luftschicht noch enthält, um es von der Ebene fort ins Gebirge zu führen.

Hieraus erklärt sich die hervorstechende Regenarmuth der ungarischen Ebenen. Auf der kleinern Ebene beträgt die Menge der jährlichen Niederschläge nur etwa 13—15 Zoll, im Alföld etwa 16—18 Zoll [1]). Man muss hiermit die Regenmenge

---

1) Érkövy, az 1863. évi aszályosság a magyar Alföldön (Die Dürre von 1863 im Alföld), welcher die Beobachtungen von 11 Orten mit im Ganzen 53 Beobachtungsjahren mittheilt, findet die Regenmenge auf beiden Ebenen gleich $17{,}_{25}$ par. Zoll. Vollständiger und jünger sind die Angaben Hunfalvy's a. a. O., von 17 Stationen mit $109^1/_2$ Beobachtungsjahren, wonach sich ein Mittel von $17{,}_{96}$″ ergibt. Lässt man jedoch die einzige Station Lugos im Banat aus, welche übrigens auch nicht mehr auf der Ebene, sondern im Gebirge liegt und $40{,}_6$″ Regenmenge hat, so sinkt jene Ziffer schon auf $16{,}_{55}$″. Am regenärmsten auf der Ebene erscheint Komorn ($12{,}_{35}$″),

anderer Länder in Vergleichung bringen, um die Unzulänglichkeit der Niederschläge in Ungarn zu würdigen. In Venetien und der Lombardei beträgt die Höhe des jährlichen Niederschlags $43,_{23}''$, in Deutschland 26—27″, in Oberbayern $21^1/_2$ bis 46″, in den Apenninen 25—60″, an den Alpen 33—54″.

Somit erreicht die absolute Regenmenge auf der ungarischen Ebene kaum die Hälfte, hie und da gar nur den dritten Theil von jener der Nachbarländer. Und doch ist in Ungarn das Bedürfniss nach Feuchtigkeit viel grösser als in Deutschland und den Alpen, selbst in Italien. Die wärmere Luft absorbirt mehr Feuchtigkeit und trocknet desshalb den Boden stärker aus, da die relative Feuchtigkeit der wärmeren Luft bei absolut gleichem Wassergehalt geringer ist. Zu der grossen Sommerwärme Ungarns, welche also eine viel grössere Menge an Niederschlägen erfordert, als ein weniger heisses Sommerklima, kommt aber noch die Wasserarmuth seiner Winde. Anderwärts, z. B. in Holland, Mecklenburg könnte die Menge der Niederschläge, welche Ungarn treffen, hinreichend sein; denn dort haben die Winde viel mehr eigene Feuchtigkeit und nehmen desshalb dem Boden nichts oder nicht viel, während in Ungarn die trockenen Winde den Boden der Feuchtigkeit berauben, anstatt ihn damit zu bereichern. Die Verdunstung ist desshalb in Ungarn enorm, und das ist bei dem geringen Niederschlage gewiss ein trauriges Missverhältniss. Vom 26. Mai bis zum 31. Dezember 1863, welches freilich eine ungewöhnlich regenarme und dabei sehr heisse Zeit war, betrug in Pest z. B. die Verdunstung 58″ $3,_5'''$, während sich die atmosphärischen Niederschläge auf nur $7,_{77}''$ beliefen.

Dass die relative Feuchtigkeit unter solchen Umständen auf der Ebene nur gering ist, folgt mit Nothwendigkeit

---

am reichsten Debreczin ($23,_{97}''$). Die Schwankungen in den einzelnen Jahren sind enorm; die Menge der Niederschläge war z. B. in Debreczin 1859 = $28,_{03}''$, 1863 = $15_{54}''$, in Neutra 1859 = $30,_{19}''$, 1863 = $12,_8''$, in Szegedin 1855 = $36,_{18}''$, 1854 = 16″. Das Klima der ungarischen Ebene ist eben nicht Herr über sich selbst; die Schwankung der Mittelkälte des Winters von einem Jahr zum andern kann z. B. 6° R. betragen.

aus dem Gesagten. Es muss Wunder nehmen, dass sie im Jahresdurchschnitt noch 71,5 Grad erreichen kann. Im Frühling beträgt sie jedoch nur 67,7, im Sommer 63, dagegen im Herbst 72 und im Winter 82,8. Es ist aber wiederum nicht dieser Durchschnitt, welcher den Saaten Verderben bringt, sondern das Extrem, bis zu welchem die Feuchtigkeitsarmuth auf längere Zeit hin steigen kann; das Alföld kennt häufige Fälle, wo die relative Feuchtigkeit bis auf 25 und 20 Grad herabging.

Kommt zu dieser ursprünglichen Armuth an Feuchtigkeit noch eine unglückliche Haushaltung der Natur, indem diese die Niederschläge gerade in jener Zeit am reichlichsten spendet, wo die Erde ihrer am wenigsten bedarf, und dann am meisten kargt, wenn Boden und Saat am meisten nach einem Wassertropfen lechzen, so wird das ohnehin so fühlbare Uebel nur noch grösser.

Die heisse Jahreszeit hat das grössere Bedürfniss nach Feuchtigkeit, und in dem Grade, als der Sommer in Ungarn heisser ist, sollte er auch grössere Niederschläge erhalten. Anderwärts, wo der Sommer doch weniger wasserverschlingend ist, hat er gewöhnlich die doppelten Niederschläge der einzelnen übrigen Jahreszeiten; in Ungarn aber muss er das Wenige, was das ganze Jahr an Feuchtigkeit erhält, mit dem Herbste und dem Frühlinge fast gleichmässig theilen [1].

---

1) Zur Vergleichung diene folgende Tabelle. Es beträgt die Menge der Niederschläge

	in Hannover (Dove.)		Mecklenburg (Dove.)		Harz (Dove.)		Südbayern (Sendtner.)	Ungarische Ebene (Sonnklar und Hunfalvy.)	
	Par. Zoll.	Proc.	Par. Zoll.	Proc.	Par. Zoll.	Proc.	Proc.	Par. Zoll.	Proc.
im Frühling	5,275	58,3	4,045	60,1	7,562	56,8	22	4,5	25,1
„ Sommer	8,319		7,107		11,431		40	5,3	29,6
„ Herbst	5,310	41,7	3,945	39,9	7,289	43,2	21	4,7	26,4
„ Winter	4,384		3,432		7,325		19	3,5	18,8
„ Jahr	23,286	—	18,555	—	33,437	—	—	17,96	—

Weil im Herbste die zum Aufkommen der Saat nöthige Feuchtigkeit selten mangelt, wohl aber im Frühling, so sind die Herbstsaaten in Ungarn viel sicherer als die des Frühlings. Sollen dagegen die Frühlingssaaten gedeihen, so ist es nöthig, dass sie recht zeitig gesäet werden, damit sie bereits tüchtig auswachsen, so lange die Feuchtigkeit des Winters und des Vorfrühlings noch vorhält. Das Ende des Frühlings und der Anfang des Sommers zeichnen sich aus durch den relativen Mangel an atmosphärischen Niederschlägen. Soll dann die Saat nicht unter der Dürre zu Grunde gehen, so muss sie bereits ihre Jugendzartheit verloren haben, um die Kraft zu besitzen, wochenlang auch des geringsten Niederschlages entbehren zu können. Nur allzuoft wird hier jedoch die grösste Langmuth und Geduld zu Schanden, wo doch das Gerathen oder Missrathen der Ernte eines grossen Gebietes nur von ein paar Tropfen Wasser abhängt. Ein viertelstündiger schwacher Regen kann das Land vor der Missernte sichern, und in einer einzigen Regenwolke liegen für den Ungarn zu Ende Mai oft mehr Hoffnungen und mehr Segen, als dem californischen Goldgräber in einem neu entdeckten Goldlager.

Um aber die Saat durch frühes Säen dem sichern Untergange in der Dürre zu entziehen, muss man sie der grössern Gewalt der Nachtfröste aussetzen.

In der Landwirthschaft Westeuropas wird das Element der Feuchtigkeit kaum in Betracht gezogen. Da sich uns meistentheils die Niederschläge in genügender Menge darbieten, so achten wir nicht darauf und wissen ihren Werth nicht entsprechend zu würdigen. Wenn wir aber erst einmal die ungarischen Verhältnisse kennen gelernt haben, so werden wir uns bald mit dem ungarischen Landwirth zu der Ansicht Anakreons bekehren, dass Wasser das Beste sei. In der Nähe von Temesvar liegen zwei Güter desselben Herrn; das eine liegt mitten in der Ebene mit sehr gutem Boden, das andere, mit viel leichterm Acker, gegen das Gebirge hin, wo die Niederschläge regelmässiger und desshalb die Ernten sicherer sind. Trotz des bessern Bodens und der bessern Lage zur Stadt er-

zielt man doch von dem erstern Gute keinen höhern Pachtzins als von dem letztern. Gute Feuchtigkeitsverhältnisse tragen also gerade so gut zur Hebung des Grundwerths bei, wie guter Boden.

In die ungarische Landwirthschaftslehre gehört noch ein Kapitel, das wir unbedenklich überschlagen können, wir meinen die von Hecke[1]) so genannte „Oekonomie der Feuchtigkeit." Man soll fleissig brachen, den Boden lockern, tiefe Furchen ziehen und möglichst tiefwurzlige Gewächse anpflanzen: nicht etwa allein darum, weil in gelockertem Boden die Wurzel mehr lösbare Nahrung findet, nicht, damit der Pflug oder die tiefwurzlige Pflanze aus der Tiefe Nahrungsstoffe hervorholen soll, sondern damit in dem lockern und tief gepflügten Boden sich um so mehr Feuchtigkeit sammeln und anhalten könne, und damit die tiefgehenden Wurzeln aus jener Bodenschichte die Feuchtigkeit heraufholen können, in welcher diese am sichersten und längsten zu finden ist.

Eine mässige Trockenheit scheint übrigens der ungarischen Landwirthschaft noch mehr zuzusagen, als ein nach unsern Begriffen mittelfeuchtes Jahr. Die Trockenheit verhindert die Bodenkraft, in ihrer ganzen Ueppigkeit auf die Pflanzenwelt zu wirken. Es wird den Wurzeln der Pflanzen das Suchen von Nahrung selbst im reichhaltigsten Boden schwer gemacht, wenn es an Feuchtigkeit mangelt, und dadurch bleiben die Früchte vor dem Lagern gesichert, im Gegensatze zu den feuchtern Jahrgängen, in welchen sich dadurch Missernten, viel häufiger aber ein leichteres, geringeres Korn ergeben[2]).

Auf eine mässige Trockenheit aber beschränkt sich das Klima der ungarischen Ebene nicht immer. Die excessivste

1) Oesterreichische Revue 1864. 2. Bd. S. 157 ff.

2) Wenn der Bauer an der Theiss lange um Regen gefleht hat, und dieser sich dann in überreichem Masse einstellt, so legt man ihm folgendes Dankgebet in den Mund: Adtal uram, de nincs közönet benne (du hast gegeben, Herr, aber Dank ist nicht darin). — In dem Regenjahre 1853 hatte der beste Banater Weizen nur 86 Pfund, der ungarische 84, der Bácskaer 81 Pfund, anstatt dass er sonst 88—90 Pfund wiegt.

Dürre ist hier ein nur allzuhäufiger Gast, welcher theilweise und allgemeine Missernten im Gefolge hat. In den 75 Jahren, welche dem Jahre 1864 vorangegangen sind, zählt man nicht weniger als 22 Fehljahre, und zwar 19malige Missernte wegen Dürre, aber nur 3malige wegen Kälte und Nässe [1]).

Man nennt Ungarn ein mächtig aufblühendes Land, und mit vollem Rechte. Aber was hilft der Frucht das Blühen, wenn der Spätfrost sie zerstört? So muss auch die ungarische Ebene unter all ihren gesegneten Ernten ein armes Land bleiben, wenn die Nothjahre sich so häufig wiederholen, wie bisher. Wohl hängt aller Orten die Ernte von der Jahreswitterung ab; aber nirgends in Westeuropa treten die klimatischen Erscheinungen mit solcher Bestimmtheit und Heftigkeit auf, und nirgends üben sie einen solchen entscheidenden und fühlbaren Einfluss aus, als im binnenländischen Osten. Die Einförmigkeit der Ebene bewirkt auch Einförmigkeit, Allgemeinheit desselben Klimas über ihr ganzes Gebiet. Die Einförmigkeit der Landwirthschaft ferner, welch letztere ja auf der ganzen Ebene dieselbe ist, lässt das gleiche Klima auch allenthalben nahezu die gleichen Folgen haben. Bei uns leiden gewöhnlich nur einzelne Landestheile von ungünstiger Witterung; und dieselbe Witterung wirkt in dieser Gegend anders als in jener, weil bei uns nicht nur sehr verschiedener Boden ist und verschiedene Gewächse angebaut werden, sondern weil eine gewisse Witterung hier die Früchte in einem entwickeltern, dort in einem unentwickeltern Zustande antrifft, und desshalb ungleich nützt oder schadet. Das alles ist in Ungarn in viel geringerm Grade der Fall. Auf der ganzen grossen Ebene herrscht wenig Verschiedenheit, daher Saat, Blüte und Ernte allerwärts zu ziemlich gleicher Zeit stattfindet; ebensowenig Mannigfaltigkeit zeigt sich — zeigte sich wenigstens bisher — in den Saaten, indem man sich hauptsächlich nur auf die eine oder die andere Fruchtgattung verlegt.

---

1) Die dürren Jahre sind nach Érkövy 1790, 1794, 1797; 1801, 1802, 1803, 1805, 1811, 1819—1822, 1830—1832, 1836, 1841, 1846, 1852, 1857, 1858, 1861, 1862, 1863; die nassen: 1792, 1816, 1853. —

Daher das ungeheure Schwanken der Erträgnisse von einem Jahre zum andern und die völlige Unzuverlässigkeit auf die zukünftige Ernte. Wir müssen uns jedoch vorbehalten, von den ungünstigen Folgen dieses Schwankens an einem spätern Orte zu sprechen, wo wir den Getreidehandel Ungarns behandeln.

Hier geben wir nur eine kurze Schilderung seines Auftretens [1]). „Die im Jahre 1793 meerwärts ausgeführte Getreidemenge im Werthe von 8 Millionen Gulden kam grösstentheils aus Ungarn; im Jahre 1794 dagegen fristeten die Bewohner des ungarischen Kanaan ihr Leben mit Binsenwurzeln, ihr Vieh aber frass die Strohdächer von den Häusern ab und den verfaulten Zaun der Miststätte und fiel in Menge hin, des Futtermangels wegen.

1800 wurden ausgeführt gegen anderthalb Millionen Metzen Getreide, und 1801 und 1802 knetete man im Schümeger und Oedenburger Comitate Sägemehl und gebrannte Maisstengel mit Kleie zu einem Teige zusammen, und von dem Brode, das hieraus gebacken wurde, nährten sich die Einwohner.

1815 gab Ungarn über seine Grenzen beiläufig drei Millionen Metzen Getreide ab, — und ein Jahr später war Eichel- und Queckenbrod ein wahrer Segen für Ungarns hungernde Bevölkerung.

1834 betrug die Getreideausfuhr für 6½ Mill. Gulden, — zwei Jahre darauf darbten Mensch und Vieh.

1844 sandte das Land allein an Weizen 3½ Mill. Metzen seinen Nachbarn zu, — zwei Jahre später kam ein Nothjahr über dasselbe.

1861 wurden gegen 8 Millionen Zentner Getreide ausgeführt, — und nach kaum anderthalb Jahren schlugen Noth und Elend auf der sonst so reichen Ebene ihr Lager auf."

Das Jahr 1863 ist noch in frischem Andenken Aller, und

---

1) Érkövy a. a. O.

dem Landwirth des Alföld wird es auch wohl nie aus dem Andenken verschwinden. Für den Nichtungarn gibt es aber kaum ein anschaulicheres Bild von den Leiden der ungarischen Landwirthschaft und von deren extremen Verhältnissen, als eine Schilderung dieses einen Nothjahres.

Schon die beiden Jahre 1861 und mehr noch 1862 waren zu den trockenen zu zählen; man konnte im letzten Herbst nicht einmal die Wintersaat gehörig unterbringen; der folgende Winter war schneelos; der Frühling 1863 hatte nur wenig Niederschläge und darauf folgte die unerhörteste Dürre neben einer ungewöhnlich hohen Temperatur. In den 140 Tagen vom 5. Mai bis zum 22. September betrug die Regenmenge in Ungarisch-Altenburg nur 3 pariser Zoll, während (in Pest) gegen Ende Juni die Temperatur im Schatten 26° R., im Juli 29° R. und vom 4. bis zum 19. August 24 bis 30° R. betrug.

Das eigentliche Nothstandsgebiet, welches in diesem Jahre von der Dürre in bisher nicht erhörtem Masse heimgesucht wurde, nahm gerade den sonst am meisten gesegneten Theil des Landes, das eigentliche Alföld und das Banat ein und erstreckte sich über

sich über	280	Quadratmeilen	Ackerland,
	80	„	Wiesen,
	143	„	Hutweide,
im Ganzen über	503	Quadratmeilen.	

Hier wurde theils gar keine Ernte erzielt, theils nur so viel, als die Aussaat betragen hatte. Ausser diesem Gebiet gab es noch einen Rayon der bloss theilweisen Missernte. Der Ausfall der Ernte wurde auf 126 Millionen Gulden geschätzt. Lassen wir den Bericht über die damaligen Ernteaussichten folgen.

„Im untern Theile des Szabolcser Comitats ist Winter- und Sommersaat gleich schlecht. Mahd und Weide fehlt gänzlich; das Gras ist bis auf die Wurzel ausgedörrt.

Im Hajdukendistricte waren gegen Ende Juni die Herbstsaaten kaum eine Spanne hoch, auf den Wiesen hier und da ein einzelnes kümmerliches Hälmchen. Hafer und Gerste befinden sich in einem noch traurigeren Zustande; Wiese und

Weide sind vollständig ausgedörrt. Die grosse Mark von Debreczin ist eine trostlose ausgebrannte Blösse.

In Süd-Bihar sind die Fluren von 42 Gemeinden vollständig niedergebrannt.

Die 7 Quadratmeilen grosse Mark von Karczag in Gross-Kumanien ist eine afrikanische Wüste: von einer Vegetation nicht die Spur.

In gleichem Grade traurig sieht es aus in Kúnhegyes, Madaras, Kisujszállás, Turkeve, Kun-Szent-Márton.

Folgende Zahlen zeigen die erschreckende Abnahme des Viehes in diesen sechs Gemeinden:

	Rindvieh	Pferde	Schafe	Schweine
1861 gab es:	30,593	15,190	245,340	26,100
1863 im Juni:	6,087	8,470	47,362	7,010
Gefallen:	24,506	6,720	197,978	19,090."

Wenn nun auch nicht der ganze Ausfall einzig und allein auf die 63-er Dürre zurückzuführen ist, da auch die Rinderpest davon ihren Theil gefordert hat, und wenn auch im Juni bereits viel Vieh in andere Gegenden fortgetrieben war, wo die eine Hälfte des Viehes der Weidelohn wurde für die andere, so war dieses doch nur ein kleiner Theil, da das meiste Vieh vor Hunger bereits so schwach war, dass es nicht mehr in andere Gegenden vertrieben werden konnte. Und woher auch diese Verminderung gekommen sein mag: uns, die wir nur ein Bild von der Noth haben wollen, genügt es, dass selbst diese so stark reducirte Viehzahl nicht ernährt werden konnte, wo früher die vier- bis fünffache Anzahl ihre Nahrung fand. Für die Opfer des Hungertodes nach dem Monat Juni aber fehlen uns die weitern Angaben, und doch fing gerade jetzt das eigentliche Elend erst an. — Folgen wir unserm Berichterstatter weiter:

„Im Heveser Comitate wird grösstentheils von der Winterfrucht nur die Aussaat, an vielen Orten durchaus nichts geerntet; Sommerfrucht, Weide, Wieswachs gibt es nicht.

Im grössten Theile des Csanáder Comitates lässt sich von

der Winterfrucht die 1—1$^{1}/_{2}$fache Aussaat erwarten; an vielen Orten nichts; an Sommerfrucht und Futtergewächsen nichts; Heu nirgends.

Csongrád theilt das traurige Loos Csanáds.

Im Békéser Comitat stieg die beste Ernte nicht zur doppelten Aussaat; der grösste Theil gab gar nichts.

Im Arader Comitat, mit Ausnahme der Lonkaság und der Gebirgsgegenden, wo noch Heu wuchs, keine Winterung, keine Sommerung.

Auch hat hier, wie im Csongráder und mehrern andern Comitaten, der Hagel vielen Schaden verursacht.

Im Szolnoker Comitate vollständige Unfruchtbarkeit.

In 10 Gemeinden des Temeser Comitates war schon im Juli vollständige Hungersnoth; 166 Gemeinden sahen einer solchen entgegen.

Im Torontáler Comitat ist kaum auf 10 Gemarkungen eine Mittelernte erzielt; in den übrigen ausserordentliche Unfruchtbarkeit.

In einem Theile der Bácska gleichfalls grosse Unfruchtbarkeit [1]).“

Auf einer Tanya bei Karczag, welche 200 Joch gross ist, wuchsen im Ganzen 5 Metzen Weizen, Fütterung gar nicht.

Auf der Mark von Debreczin erntete eine gewisse Wirthschaft von 120 Kübel (à 2 Metzen) Aussaat Weizen 40 Kübel, von 70 Kübel Halbfrucht 21 Kübel.

„Die Menschen leben von Gras, die Schweine vom Fleisch. Was das arme Volk an essbarem Grün finden kann, sammelt es zu seiner Speise; die Schweine aber liegen auf den Aasen der gefallenen Pferde. Für Lebensmittel kauft man um geringen Preis Schweine und Pferde, und man schlägt diese letztern nieder und schindet sie, um jene mit ihrem Aase zu mästen. Das Gemüse ist eine Rarität und übermässig theuer; die Gurken, welche man mit grösster Anstrengung seines Geldbeutels

---

1) Angeführt bei Érkövy nach dem Berichte des zur Beaugenscheinigung des Nothstandsgebiets ausgesandten kgl. Commissärs.

kauft, sind so sauer, dass man sie nicht geniessen kann. Eine Melone und ein Pferd stehen in gleichem Preise; beide gelten 25 Groschen. Wo man auch immer geht, man findet gefallene Pferde auf der Strasse. An Futter ist solcher Mangel, dass das ranzigste alte Stroh, ja das Unkraut, das man vordem nicht einmal des Anblicks würdigte, jetzt um das Zehnfache höher im Preise steht, als sonst das beste Stroh. Die Wurzeln von Binsen und Schilf und die Hundsmilch holt man von den Feldern. Das Vieh hungert bei dem Laube der Rebe und der Akazie. Die alten Heugabeln haben Feiertag, die neuen finden keinen Absatz; an ihrer Stelle haben die Landwirthe zwischen die Zähne ihrer alten Rechen noch neue Zähne gesetzt, damit sie das Spannen lange Getreide zusammenrechen können. Die Landwirthe selbst sind Aehrenleser geworden. Anstatt mit Ochsenwagen, wird die Ernte hie und da auf Schubkarren und in Bettlaken nach Hause gebracht."

„In der Gegend von Tokaj konnte man gegen Ende Juli eine Kuh um 10 Gulden, ein paar fette Ochsen um 55 Gulden haben; aber die Käufer fehlten, mochte auch das Vieh bis auf ein Viertel des frühern Preises gesunken sein.

Zu Kis-Uj-Szállás konnte man schon gegen den 18. Juni ein paar Ochsen für 60 Gulden, ein paar Schafe für 1 Gulden 20 Kreuzer, ein paar einjährige Schweine für 3 Gulden kaufen; Pferde aber konnte man um keinen Preis unterbringen.

Gegen Ende Juli galt das Paar Zugochsen 60—90 Gulden, ein Paar zwei- bis dreijährige Ochsen 15—30 Gulden.

Am 8. August galt eine rothe kurzhörnige Kuh zu Kula 8 Gulden. Auf dem grossen Markte zu Uj Becse im Anfang August waren vorgeführt zum Verkaufe 3000 Stück Rindvieh, 1500 Pferde, 2000 Stück Schweine, 1500 Stück Schafe. Verkauft wurden im Ganzen nur 87 Stück. Die Pferde wurden erstanden von 2 Gulden aufwärts.

Zu Anfang August galt das Heu zu Gyula im Kleinen verkauft 4 Gulden der Zentner, in Massen von 800 Ztr. 3 Gulden."

Nach dieser Schilderung des Nothjahres wird sich der Leser ein Bild von den Schlägen machen können, welche das

extreme Klima der ungarischen Landwirthschaft verursacht, und hier vorzugsweise die Dürre. Der Ernteausfall des Einen Jahres wurde auf 126 Millionen geschätzt; aber in diese Summe ist noch nicht der Schaden eingerechnet, den dieser Ausfall noch ausserdem mit sich zog: das Vieh, welches vor Hunger umkam, und Gott weiss, welche ungünstige Zwangsverkäufe zu jener Zeit, als der Staat noch keine Hilfe senden konnte: diess und anderes muss noch besonders in Anschlag gebracht werden.

Das Aufblühen der ungarischen Landwirthschaft gleicht unter solchen Umständen der Arbeit des Sisyphus: ein solches Jahr, wie das geschilderte, vernichtet die Fortschritte, welche man mühsam durch Jahrzehnte gemacht hat, und stellt den Landwirth wieder muthlos an jene Stelle, wo er viele Jahre früher so muthig anfing, sich empor zu arbeiten.

Es ist freilich wahr, dass Jahre wie 1863 gottlob zu den Ausnahmen gehören, ja dass vielleicht kein Vorjahr dieses an Grösse des Ausfalles übertrifft, wenn auch häufig genug in frühern Zeiten das Elend härter gefühlt wurde, als 1863, wo die Staatshilfe sehr lindernd eingriff. Aber es genügt, dass unter 75 Jahren 22 Missjahre sein können, um den Muth und die Lust zum weitern Aufstreben zu nehmen, zumal, wenn der Misswachs so total ist. Da es jedoch so zu sagen nur eine einzige Ursache ist, aus welcher sich dieses ganze Leiden herleitet, so sollte man doch glauben, dass sich manches thun liesse, um häufige Wiederholung dieser Ursache zu verhindern und die Schärfe ihres Auftretens zu mildern.

Insofern wir oben die Regenarmuth des Landes der binnenländischen Lage, dem Berggürtel, der die Ebene umzieht, und der allzugrossen Gleichförmigkeit der Ebene zugeschrieben haben, ist es wohl nicht möglich, hier durch Menschenwerk eine Aenderung zu bewirken. Das aber liegt in der Macht des Menschen, dass er Surrogate schafft, theils für die Condensatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit, theils für die atmosphärische Feuchtigkeit selbst.

Des Waldes dürfte hier an erster Stelle zu gedenken sein.

Der Wald wirkt wie das Meer: lindernd nach beiden Seiten, wenn auch in geringerem Grade. Als schlechter Wärmeleiter führt er die Wärme des Tages auf die Nacht über, und er saugt die Hitze des Tages und des Sommers nicht so begierig ein, wie das nackte Feld. So nimmt der Wald die Veranlassung hinweg zur Entstehung jener furchtbaren Orkane, welche in dem Binnenlande, besonders auf der Steppe, eben wegen der schnellen und starken Erhitzung des Bodens und der Luft, so heimisch sind, und welche nicht nur ganze Viehherden zu Grunde richten können, sondern auch den Feldfrüchten höchst gefährlich werden. Den bereits entstandenen Sturm aber hält der Wald auf, wenigstens in der untersten Luftschicht, und schützt dadurch wenigstens die Vegetation und das thierische Leben. — Der Boden des freien Feldes wird im Sommer stärker erhitzt; dadurch wird auch die darüber stehende Luftschicht erwärmt, und ihre Fähigkeit, Wasserdämpfe aufzunehmen, also den Boden auszutrocknen, wird erhöht. Der Wald dagegen vermindert — im Sommer — die Temperatur der auf ihm ruhenden Luftsäule und steigert dadurch ihre Sättigungsfähigkeit an Wasserdämpfen, so dass diese Luft eher gezwungen wird, die Dämpfe in Niederschlägen abzugeben, wie jene, welche auf dem freien Felde zieht.

Wir wissen wohl, dass neuerdings dem Walde aller Einfluss auf die Regenmenge von vielen Seiten abgesprochen wird[1]), und dass man ihm nur einen regulirenden Einfluss auf die Niederschläge zuschreibt. Auch das mag wahr sein, dass die Regenmenge sich sogar gemehrt hat, weil man Wald gerodet hat; denn nicht der Wald an und für sich bewirkt die Condensirung der Niederschläge, sondern der Wechsel von Wald und Feld. Nicht die niedere Temperatur macht den Regen — dann müsste es am Pole beständig regnen, und auf dem offenen Meere wenigstens immer nebeln — sondern die Ueberführung aus einem wärmern in ein kälteres Mittel, die Ab-

---

1) Auch Érkövy in dem angeführten Werke gehört hierher.

wechselung von wärmern und kühlern Orten. Wenn man diese herstellt, so mehrt man den Regen, sei es nun, dass man eine Insel ins Weltmeer legt, dass man einen Theil des Urwaldes rodet, oder sei es, dass man Seen im Lande gräbt und Wälder auf die Steppe setzt. — Im Winter ist der Wald wärmer, als das freie Feld; da muss also dieses letztere der Condensator der atmosphärischen Feuchtigkeit sein. Da aber die Differenz zwischen der Temperatur von Wald und Feld längst nicht so bedeutend ist, als im Sommer (sie mag etwa $^1/_4$ von jener im Sommer betragen), so wird der Wechsel zwischen Wald und Feld weniger regenbildend im Winter sein, als im Sommer. Die westeuropäischen Länder gehören wohl sämmtlich zu jenen, welche die meisten Niederschläge im Sommer erhalten, vielleicht wegen der gleichmässigern Vertheilung zwischen Wald und Feld. Ungarn dagegen gehört in die Zone des Herbstregens. Vielleicht wäre es anders, wenn auf der Ebene der Wald eine bessere Vertretung fände.

Im Sommer ist die Temperatur zwischen Wald und Feld nicht selten so verschieden, dass die Differenz der Höhe von 300 Toisen (1800 Fuss) entspricht[1]). So würde man im ungarischen Klima durch den Wald das Gebirge ersetzen.

Will man in Ungarn die oben erwähnte Oekonomie der Feuchtigkeit entschieden durchführen, so kann man nichts Besseres thun, als den Wald erziehen und pflegen. Der Wald ist der beste Haushälter mit der Feuchtigkeit. Die kühlere Luft, die auf ihm ruhet, bedarf keiner grossen Feuchtigkeit. Der Wald verdunstet nur $^1/_8$ — $^1/_{12}$ von der Quantität, welche in gleicher Zeit die Wiese abgibt, und so hat er immer noch Vorrath an Feuchtigkeit, wenn die Steppe schon längst ausgedörrt ist. — Dass der Wald so viel Wasser zu jeder Zeit abgeben kann, um das Austrocknen der Flüsse und Bäche zu verhindern, und dass er nach starkem Regen so viel zurückhält, dass keine Fluth entsteht, wie auf dem waldlosen Gebiete, soll nur nebenbei erwähnt werden.

---

1) Dingler's polytechn. Journal 125. Band.

Wo wäre desshalb ein Land, welches mehr Ursache hätte, den Wald zu schonen und zu pflegen, und welches mehr darauf bedacht sein sollte, dort den Wald zu schaffen, wo er fehlt, und ihn dort zu mehren, wo er zu wenig ist? In Ungarn wüthen Sturm und Wind mit einer Heftigkeit, worunter ganze Heerden Viehes zu Grunde gehen. Von dem extremen Klima und den vielen Spätfrösten war schon die Rede. Die Armuth an Niederschlägen kennen wir in ihren traurigen Folgen zur Genüge; daneben aber bilden die Ueberschwemmungen die Scylla neben der Charybdis, wo man oft nicht weiss, ob der Strudel oder der Fels das geringere Uebel ist. Und alle diese Uebelstände würde der Wald lindern, wenn nicht ganz beseitigen.

Aber wo wäre wiederum ein Land, welches trotz alledem dem Walde eine solche Feindschaft zugeschworen hätte, wie gerade Ungarn? Doch nein, nicht das Land, das Volk hat es gethan. Der Magyar war auf der asiatischen Hochebene an die baumlose Steppe gewöhnt; sie sagte auch seiner Nomadenwirthschaft am meisten zu: der Baum, der Wald nahm ihm die Weide, und desshalb suchte er das Waldrevier zu meiden oder es einzuschränken. Ein Bedürfniss nach Holz fühlte er nicht; er schlief in einem Zelte von Schilf, oder er bauete sich eine Hütte von Koth, und er wärmte sich an dem Herde, auf welchem er seine fetten Speisen über dem Auswurfe seines Viehes kochte oder briet. Darum war ihm der Wald nur ein Hinderniss, wo er ihn fand, und als er den Entschluss fasste, die Ebene der Theiss und der Donau zu seinem Wohnsitze zu machen, da machte er diese auch recht heimisch für sich und die Seinen; er trieb den Wald aus dem Lande, und wo ein Ueberbleibsel sich erhielt, da fiel dieser spätern Angriffen zum Opfer. Der Magyar fühlt eine seltsame Lust, einen Baum anzuhauen und ihn vertrocknen zu lassen. Was die Axt verschonte, bewirkt untergelegtes Feuer [1]), und erst dann hat der Wälderstürmer Ruhe, wenn der Baum seine dürren Finger vergebens in die Luft hinaufstreckt, um den Sturmwind zum Ein-

1) Quod ferrum non sanat, ignis sanat.

halt aufzufordern und die Wolke vergebens um Regen für das Volk zu bitten, welches ihn ewig verfolgt.

Bei den Griechen war der Wald belebt von Göttern und Halbgöttern; im alten Testamente hat Gott gar sein absolutes Sein aus einem brennenden Dornbusche den Menschen offenbart; wohl alle Völker unseres Erdtheils hatten in der Periode ihrer Naturreligion ihre heiligen Haine und Bäume, welche unverletzlich waren: — nur der Ungar ist frei und war immer frei von dergleichen Aberglauben. Sollte ihm aber nicht dieser Aberglaube nützlicher gewesen sein, als die Freiheit vor demselben [1]?

Die Steppe Ungarns umfasst heute etwa ein Gebiet von 600 Quadratmeilen; sie umfängt gerade den fruchtbarsten Boden der Ebene, das Alföld und einen Theil des Banats. Die Grenzlinie der Steppe geht aus von Tokaj über Szolnok, Felegyháza und Theresiopel nach Zombor in der Bácska, von dort östlich nach Werschetz im Banat; dann nördlich über Temesvar, Arad, Békés, Debreczin bis in ihren Ausgangspunkt Tokaj zurück. Folgende Zahlen werden genauer darthun, welchen Antheil man dem Walde an den ungarischen Ebenen zu nehmen erlaubt hat. Die Waldfläche beträgt in den Comitaten:

---

1) Wie uns scheint, kann sich die Entfremdung des Magyaren vom Walde und Baume nicht deutlicher manifestiren, als in der Sprache. Schlechtweg heisst der Baum fa. Aber um den Ungarn zu vergewissern, dass von einem Baume im natürlichen, lebenden Zustande die Rede ist, sagt man élöfa (lebender Baum); wir setzen doch das Leben des Baumes voraus, wenn wir schlechtweg vom Baume sprechen. Ferner liebt es der Ungar, an die Baumnamen das Wort „Baum“ anzuhängen: er sagt gerne „Eichenbaum (tölgyfa), Fichtenbaum (fenyüfa), Birkenbaum (nyirfa),“ wo auch ganz allgemein gesprochen wird und wo wir schlechtweg Eiche u. s. w. sagen. Uns ist das von Anfang an so vorgekommen, als müsse sich der Ungar erst immer das Genus (Baum) klar machen, wenn er von der Spezies (Eiche) spricht. Vielleicht bestätigt die Sprachforschung unsere Hypothese, dass die Sprache dort am bündigsten ist, wo sie sich in einem bekannten Elemente befindet, und dass sie dort weitschweifig wird, wo sie weniger sich zu Hause sieht.

Nr.	Comitat	%
1)	Szolnok	0,03 %
2)	Békés und Csanád	1,14 „
3)	Jazygien, Kumanien, Hajdukendistrikt	1,37 „
4)	Bács	3,33 „
5)	Csongrád	3,73 „
6)	Pest-Solt	4,99 „
7)	Szabolcs	6,39 „
8)	Torontál	7,58 „
9)	Wieselburg	7,84 „
10)	Stuhlweissenburg	11,96 %
11)	Nord-Bihar	13,18 „
12)	Raab	13,21 „
13)	Temesvar	15,53 „
14)	Pest-Pillis	16,96 „
15)	Komorn	17,35 „
16)	Oedenburg	17,52 „
17)	Pressburg	20,82 „
18)	Tolna	21,18 „
19)	Baranya	21,83 „

Von den genannten Comitaten liegen die unter den Ziffern 9, 12, 15, 16 und 17 aufgeführten auf der vorderungarischen, kleineren Ebene. Das Nothstandsgebiet im Jahre 1863 erstreckte sich auf die unter den Nummern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 11 und 13 genannten Comitate und ging nur wenig über diese Gegenden hinaus, beschränkte sich also fast auf die Steppe, und zwar auf die eigentlichste Steppe.

Dieser Waldarmuth, ja dieser Waldlosigkeit eines grossen Theils der Ebene gegenüber lässt sich jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, dass der heutige Zustand nicht der ursprüngliche ist, sondern dass die ungarische Steppe erst durch Menschenhand zu einer Steppe gemacht ist und zweifelsohne erst durch die Magyaren. Wahr ist es, dass die ungarische Ebene dem Aufkommen vieler Bäume nicht günstig ist; besonders sind die Nadelhölzer auf der ganzen Ebene nicht zu finden und auch nicht einzubürgern, ausser dem Wachholder und ausser den wenigen Exemplaren von Fichten und Tannen, welche in wenigen Parks nur den Beweis geben, dass sie auf das Alföld nicht gehören. Andere Baumarten dagegen gedeihen um so üppiger. Besonders hat die Akazie ein Wachsthum, wie es bei uns selten erhört ist[1]). Die Weiden gedeihen an den

1) Auf der Herrschaft Kis Szállás bei Theresiopel, auf dem Hofe des technischen Directors, im Sandboden, steht unter Anderm eine Akazie, die 1857/8 als Lohde gepflanzt wurde; 1866 hatte sie in Brusthöhe einen Durchmesser von 11 bis 12″.

Ufern der Theiss und der Donau ohne alle Pflege sehr gut, und selbst auf dem dürren Flugsande der Haide säet sich die Pappel mit der Weide vermischt von selbst an und kommt auch auf, wenn sie selbst die grössten Kämpfe mit dem Sturmwinde zu bestehen hat, welcher ihr den flüchtigen Boden unter den Füssen fortreisst und ihre entblössten Wurzeln der ausdörrenden Sonne aussetzt. Die östlichen Zuflüsse der Theiss durchströmen selbst schöne Eichenwälder; hier ist die Stieleiche der häufigste Baum, mit welcher sich noch die Ulmen, Espen und Holzbirnen vermischen.

Wo der Baum überhaupt gedeiht, seien es auch nur wenige Baumarten, da bedarf es zum Entstehen des Waldes nur eines Bodens, den man ihm gönnt, und der Ruhe vor den waldzerstörenden Menschen. Es lässt sich kaum denken, dass dort, wo sich noch heute der Wald immer und immer wieder neu zu bilden versucht, wo er ohne Zuthun des Menschen von selbst entsteht, dass dort in den tausend und tausend Jahren der vormenschlichen Zeit die Ebene der heutigen Steppe sich nicht sollte ganz und gar bewaldet haben. Heute findet der Wald allerdings mehr Feinde: Dürre des Bodens und der Atmosphäre und zerstörende Winde. Aber sind Sturmwind und Dürre in Ungarn bloss die Ursache der Waldlosigkeit und Waldarmuth, und sind sie nicht auch deren Folge?

Der Forscher ist auch keineswegs ohne Anhaltspunkte, um die frühere Bewaldung der heutigen Steppe zu beweisen. Wir haben bereits der 70 Quadratmeilen grossen Sandgegend erwähnt, welche nordöstlich von Debreczin in dem grossen Theissbogen liegt, und die Nyir heisst. Auch sehr viele Ortsnamen haben das Wort in sich aufgenommen[1]). Nyir aber heisst Birke, und es ist nicht anzunehmen, dass man eine Gegend desshalb nach der Birke genannt habe, weil sich die Birke hier nicht

1) Nyir Bátor, Nyiregyháza, Nyiresfalva, N. Vasvárt, N. Medgyes, N. Csaholy, N. Béltek u. s. w. Nach Cslapovics gibt es in Ungarn 100 Ortschaften, die das Wort Birke (slav. Brezini, ung. Nyir), 51, welche die Buche, 34, welche den Aepfelbaum, und 170, welche den blossen Baum in ihrem Namen haben.

vorfand. Heute freilich ist der grösste Theil dieser Gegend kahl und waldlos, und die Birke ist unter den dortigen Waldresten nur mehr im Süden von Nyir Bátor zu finden. — „Bei Ausgrabungen in den Sandgegenden zwischen der Theiss und der Donau," sagt Kerner[1]), „bemerkt man nicht selten röhrenförmige Bildungen aus kohlensaurem Kalk, welche den Sand in mannichfaltigen Richtungen bis zu einer Tiefe von einer Klafter durchsetzen und die in ihrer Form und Verzweigung den Eichenwurzeln frappant ähnlich sehen. Es erklären sich diese Bildungen wohl in der Weise, dass das atmosphärische kohlensäurehaltige Wasser bei seinem Durchsickern durch den Sand, den in reichlicher Menge darin enthaltenen Kalk auflöste und bei seinem weitern Niedersinken in den Hohlräumen absetzte, welche durch Vermoderung von Eichenwurzeln entstanden waren. Diese wurzelförmigen Kalkbildungen geben uns bei dem Umstande, als jetzt ihre Fundstätte kahl und öde daliegt, den besten Beweis dafür, dass dort, wo jetzt der Karpathenwind den Flugsand aufwirbelt, einst schattige Wipfel urwaldlicher dunkler Eichen rauschten."

Der Waldverwüstung vergangener Zeiten gegenüber ist es nun recht erfreulich zu sehen, welche Fortschritte in der Baumpflanzung Ungarn seit wenigen Jahren gemacht hat. Die meisten grössern Herrschaften der baumlosen Ebene haben ihre Marken mit Alleen durchpflanzt. Da die Ebene der beliebigen Eintheilung der Herrschaften in Wirthschaftsbezirke, der Wirthschaften in Fluren, und der Fluren in Tafeln fast gar keine Hindernisse in den Weg legt, so ist diese Eintheilung überall sehr regelmässig. Die neuen Wirthschaftshöfe liegen ganz im Centrum ihres Bezirkes, welcher thunlichst abgerundet ist, und die Fluren sind mit mathematischer Genauigkeit in gleiche Tafeln abgetheilt, welche ein vollkommenes Parallelogramm bilden. Diese Tafeln sind von einander geschieden durch die Feldwege, und der Rand dieser Wege bildet den Stand für die so wohlthuenden Alleen. Um den Wind noch entschiedener zu brechen, als

---

1) Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck 1863. S. 40.

es eine Allee von einzeln stehenden Bäumen vermag, wechselt man auch mit 10 bis 20 Fuss breiten, ganz dichtstehenden Baumschlägen ab, wo dann der Weg neben der Baumpflanzung hinläuft. Durch solche Anpflanzungen sind Wüsten zu Gärten geworden. Was durch sie eine Gegend werden kann, zeigt wohl die Herrschaft Ungarisch-Altenburg am besten; vor 50 Jahren war dort eine öde Fläche, wo jetzt nicht nur eine der berühmtesten Landwirthschaften, sondern auch eine angenehme Flur zu finden ist. Die Herrschaft Mágócs, mitten im Csongráder Comitate, im Herzen der Steppe, hat seit 1836 bis jetzt etwa 6 Millionen Bäume angepflanzt, mit kleiner Ausnahme sämmtlich in Alleen und schmalen Streifen auf der Grenze zweier Tafeln. Die Oase sticht nicht so ab von der Wüste, wie dieser schöne Besitz, den man mit Recht die Blume des Alföld nennt, von seiner Umgebung, und zwar seiner Baumpflanzung wegen. Das Gleiche können wir von der Herrschaft Hatzfeld im Banat sagen. In dem Nothjahre 1863 wurde hier durch die schützenden Baumalleen doch wenigstens Etwas vor den austrocknenden Winden und den sengenden Sonnenstrahlen gerettet, während die benachbarten Bauernfelder vollständige Missernte hatten. — Dass wir der andern grossartigen Unternehmungen in dieser Richtung nicht gedenken, liegt zum Theil an unserer Unbekanntschaft mit denselben. Die Baumpflanzungen von Mezöhegyes werden als die musterhaftesten gerühmt. Wir nennen nur noch Kis Szállás bei Theresiopel und Vács im Pester Comitat. Hoffentlich ist es aber auch dem gründlichsten Kenner der ungarischen Ebene nicht mehr möglich, alle diese Unternehmungen aufzuzählen, weil sie schon zu zahlreich sein dürften.

Der ungarische Bauer jedoch lässt vorderhand das Beispiel des Grossgrundbesitzers noch unnachgeahmt; er ist dem Baume noch immer nicht so wohlgesinnt, als es wünschenswerth wäre. Von Ausnahmen unter ihnen abgesehen [1], will die

---

1) Von einer guten Waldwirthschaft unter den Bauern der ungarischen Steppe gibt J. Hunfalvy in den Statist. Mittheilungen der ungarischen Akademie folgendes Bild :

angeborene Abneigung vor dem Walde noch nicht sobald verschwinden. Den Wald freilich möchte man wohl; aber die Mühe, ihn zu pflanzen, und die Aufopferung des Bodens scheut man. Jedoch hat es auch noch einen andern Grund, dass der Bauer bisher dem grossen Grundbesitzer wenig nachgeahmt hat in der Anpflanzung von Baumreihen. Seine Grundstücke liegen vielfach noch in der Flur umher zerstreut, und ihre Form ist zu

---

„Eine rationelle Behandlung des Waldes gehört bei uns noch zu den Ausnahmen; eine solche bilden die Bezirke der Jaszygen und Kumanen. Hier wurden besonders auf Anordnung des Palatins Josef grössere Waldungen angelegt; ihre Gesammtausdehnung in Jaszygien und Grosskumanien (d. h. auf 38 Quadratmeilen) ist $2848^1/_2$ Joch. Die grössten Wälder hat Jász Berény; die schönsten sind auf der Mark von Kún Hegyes; auch die übrigen 18 Gemeinden haben mehr oder minder Waldungen. Meistens hat die Gemeinde allerwärts ein Stück Wald; der übrige Wald ist unter die einzelnen Wirthe aufgetheilt, so dass bisweilen ein Landwirth nur 3 Q.-Klafter besitzt. Zu Fényszaru, Kis-Ér, Ladany und Karczag haben die Privaten keinen Wald; dieser gehört ganz der Gemeinde. Die dortigen Waldungen bestehen gewöhnlich aus der Eiche, hie und da finden sich Pappeln und Eichen, auf der Mark von Jász Berény auch Weisstannen. Die Bewirthschaftung des Waldes ist bei so sehr zersplittertem Besitze sehr verschiedenartig; dessenungeachtet finden wir keine verwüstete Forste; denn der Eigenthümer hilft nach einem zeitigen Abtriebe durch fleissiges Nachpflanzen wieder nach. Und durchweg pflegt der Jaszyge und Kumane mit unermüdlicher Sorgfalt den Wald; er spricht von seinem Walde mit einem gewissen Stolze, wenn dieser auch nur 1000 Q.-Klafter gross ist. Das Heimfahren der geschlagenen Bäume geschieht im Winter, und mit dieser Ausnahme kommt nie ein Stück Vieh in den Wald. Jeder Wald ist mit einem tüchtigen Graben umzogen; beim Eingange neben der Hütte des Feldhüters ist ein Sperrbaum, welcher immer geschlossen gehalten wird.“ Stat. Közlemények II. S. 121.

Das sind also Wälder und Waldungen, von denen oft hundert auf ein Joch gehen, und die oft nicht so gross sind, wie eine bequeme Wohnstube. Uebrigens wird diese Garten-Waldwirthschaft wohl die richtige sein, und sie wird auch auf den übrigen Theilen der ungarischen Ebene in Gebrauch kommen, wenn man hier einmal anfängt, den Wald zu cultiviren. Der Waldboden, d. h. jener Boden, welcher für Acker und Wiese weniger geeignet ist, findet sich auf der ungarischen Ebene nicht häufig, und wo er sich findet, nicht in so grossen zusammenhängenden Complexen, wie in andern Gegenden. Die Ausdehnung des Waldes wird nie eine grosse werden und die gartenmässige Forstwirthschaft desshalb einzig am Platze sein.

unregelmässig, um eine zweckmässige Baumpflanzung möglich zu machen. In Folge der Zusammenlegung (hier Commassation genannt) dürfte auch auf den Bauernfeldern die Setzung von Baumalleen allgemeiner werden.

Die Pflege des Waldes wird sich jedoch von selbst immer mehr empfehlen, je mehr das Bedürfniss nach Holz auf der Ebene wachsen wird. Wenn das Feld erst einmal des Düngers entschiedener bedarf, dann wird es nicht mehr angehen, dass man diesen wie bisher im Gemisch mit den hausgrossen Strohhaufen und den Maiskolben auf dem Herde verbrennt. Auch die Rohrproduction nimmt mit der Entsumpfung des Landes immer mehr ab, und in Zukunft wird das Schilfrohr nicht mehr in dem Grade Surrogat des Holzes sein können wie bisher. Noch weniger aber wird man in Zukunft eine Feuerung mit Oelkuchen bestreiten, wozu man dieselben im Banat jetzt noch fast ausschliesslich gebraucht. Und da die Ebene weder Kohle noch allenthalben genügenden Torf haben wird[1]), so wird sich die Nothwendigkeit der Holzzucht schon von selbst begreiflich machen. Indem aber Ungarn den Wald zu ziehen beginnt, wird es gleich zur höchsten Stufe in der Forstwirthschaft greifen müssen, zur Forstgärtnerei. Denn das kann nicht gut mehr erwartet werden, dass man den Boden für grössere Waldcomplexe von dem Getreidelande abtreten werde. Nur die Flugsandstrecken sollten durchaus mit zusammenhängendem Wald bestanden sein; und eigentlich sollte man gerade hier den Anfang in der Bewaldung machen, wenn auch nur, um dadurch die umliegende Gegend vor weiterer Versandung zu schützen. Hier ist noch das Meiste zu thun übrig. Wie Kerner sagt, wird nirgends so viel über Bewaldung geschrieben und nirgends so

---

1) Die ungarische Ebene ist keineswegs arm an Torfmooren; sie besitzt solche in grosser Ausdehnung im Hanság, an dem Sárviz, am Plattensee, bei Ecséd, und besonders an den Geländen der dreifachen Körös. Aber auf der einen Seite haben diese Torflager durchweg nur eine geringe Mächtigkeit (selten 5—6'), auf der andern Seite ist der Torf durch erdige Theile verunreinigt und überreich an Aschenbestandtheilen. Aus diesem Grunde ist die Torffeuerung nur schwach im Gebrauche. Pokorny, Oesterr. Revue.

wenig für dieselbe gethan, wie in Ungarn. Das Sandfeld im Banat, welches über 7 Quadratmeilen einnimmt und ganz unproductiv ist, zeigt nur, dass man früher einmal den guten Willen hatte, hier einzupflanzen; die Durchführung lässt aber noch auf sich warten. Aehnlich mag es auf den beiden grössern Sandhaiden aussehen. Neben den 7600 Joch Wald, welche die 10 Quadratmeilen grosse Gemarkung von Kecskemét aufweist, gibt es nicht weniger als 49,812 Joch, d. i. nahezu 5 Quadratmeilen Hutweide, von welcher doch ein grosser Theil so gut wie unproductiv ist; dieser aber könnte durch Bewaldung leicht nutzbar gemacht werden, wobei noch obendrein der Flugsand gebunden würde.

Als ein Surrogat für das Meer war der Wald in früherer Zeit nicht so nöthig für Ungarn, weil ihm damals noch ein anderes Surrogat zu Gebote stand — seine endlosen Sümpfe und Teiche. Als Diminutiva des Meeres hatten sie auch denselben Einfluss wie das Meer, wenn gleich nur in viel geringerem Grade. In unsern Tagen ist diesen Teichen[1]) und Sümpfen grösstentheils der Garaus gemacht; durch Kanalisirung ist im vorigen Jahrhundert fast das ganze Banat aus einem Sumpfe zu einem bewohnbaren Lande gemacht, und durch die Regulirung der Flüsse sind ganze Länderstriche dem Wasser entrissen. Allein die Regulirung der Theiss, welche seit 1846 im Werke ist, hat 217 geogr. Quadratmeilen vor der Ueberschwemmung gesichert, von welchem Gebiete etwa 20 Quadratmeilen ständiger Sumpf waren, und da bei jeder Ueberschwemmung die Wassermenge nur einen langsamen Abfluss fand, so blieb nach einer solchen eine noch viel grössere Fläche Wochen lang unter Wasser, um die Atmosphäre mit Feuchtigkeit zu tränken und durch Abkühlung der Luft die Wasserdünste für die Frühlingssaaten zum Niederschlage zu bringen.

---

1) resp. Seen. Jeder Landsee in Ungarn ist ein Sumpfteich; und die Teiche sind nach unsern Begriffen von der Ausdehnung eines Sees. Tiefe fehlt dort wie hier. Der Ungar hat nur ein Wort, um See und Teich zu bezeichnen (tó).

Das ist jedoch nicht Aller Meinung. Viele halten die Flussthäler der Theiss und der Donau für ganz einflusslos auf die Condensation der Niederschläge, da ja doch das Flussbett sammt seinen Nebenadern und Sümpfen mit seiner Breite von einigen hundert Klaftern unmöglich für die Regenmenge einer 1800 Quadratmeilen grossen Ebene merklich entscheidend sein könne. Andere freilich bestreiten dieses und sehen den Grund der Trockenheit in den letzten Jahren, wie besonders die Excessivität der Dürre von 1863 hauptsächlich in der Entsumpfung des Landes durch Regulirung der Flüsse und zumal der Theiss [1]). Wir halten uns nicht berufen, hier unser Urtheil abzugeben. Es scheint aber doch, als wenn ein Gebiet von 200 und mehr Quadratmeilen, welches von den Flüssen Ungarns jährlich eine Zeit lang unter Wasser gehalten wurde, und so den neunten, bei schneereichen Wintern aber einen noch grössern Theil der untern Ebene ausmachte, nicht verschwindend klein ist, und dass es besonders nicht nur auf die Regenmenge an und für sich, sondern auch auf die Saaten desshalb vom grössten und besten Einfluss war, weil die Ueberschwemmungen meist in jene Zeit fallen, in welcher die Saaten der Niederschläge so sehr bedürfen.

Darin aber ist man einig, dass Abhülfe gegen diese Wasserarmuth der ungarischen Ebene geschaffen werden muss. Die Bewässerung des Unterlandes ist die grosse Idee der Gegenwart; sie wird die That einer hoffentlich recht baldigen Zukunft werden. Man wird sich über die vielen Schwierigkeiten nicht täuschen. Das ohnehin sehr capitalarme Land, welches bereits durch die starken Steuern, durch die Ablösung der Grundrente, durch die Bestreitung der Theissregulirung u. A. übermässig in Anspruch genommen ist, wird inländisches Capital wohl gar nicht, ausländisches aber nur zu entsprechend hohen Zinsen erhalten können. Das gar zu geringe Gefälle der Ebene wird in der Ausführung nicht minder Schwierigkeiten machen. Dann ist Ungarn mit so wenig Arbeitskräften gesegnet, dass

---

1) Besonders J. Hunfalvy und Kerner sind hier zu nennen.

man sich auf Arbeitslöhne verstehen muss, welche der grossen Wohlfeilheit fast aller Lebensbedürfnisse durchaus nicht entsprechen und so das Unternehmen vertheuern werden. Vor Allem ist eine Parallele zwischen der lombardischen und der ungarischen Ebene übel angebracht, wenn man sie auch noch so häufig in Ungarn hört. In der Lombardei ist billigeres Capital, spottbillige Arbeit, und, wie es uns scheinen will, viel leichtere Ausführung der Landesbewässerung. Und wenn man in der Lombardei ein Gebiet bewässert, so ist dessen Reinertrag vielleicht ein zehnfacher, dessen Grundwerth aber ein noch grösserer als bei einer gleich grossen Fläche in Ungarn. Wir denken uns einen reinen Ertrag von 50—60 fl. das österreichische Joch für die Lombardei nicht als einen ganz ausnahmsweisen. Das wäre auf die österreichische Quadratmeile ein jährlicher Reinertrag von 5—600,000 fl. In Ungarn dagegen ist man froh, 6 fl. Reinertrag erzielt zu haben, auf die Quadratmeile also 60,000 fl. Auch in Berechnung gezogen, dass dieser erhebliche Unterschied im Ertrage zum Theil erst durch die in der Lombardei durchgeführte Bewässerung hervorgetreten ist; und dass er durch die Bewässerung der ungarischen Ebene, demzufolge durch Hebung des dortigen Reinertrags sich wieder mindern würde — so ist bei dieser grossen Differenz doch in die Augen fallend, dass eine im Verhältniss des Flächenraumes gleich kostspielige Bewässerung in Ungarn ganz andere Prozente des Reinertrages verschlingen wird, als es in Italien der Fall ist, und dass man von einem gegebenen Flächenraum nicht den gleichen Beitrag zu den Kosten der Bewässerung beanspruchen kann wie dort. Um so ungünstiger, wenn die Anlage in Ungarn noch kostspieliger kommen sollte, als in der Lombardei.

Die einzige Bewässerungsanlage, die wir in der Ebene Ungarns gesehen haben, hat bei uns den Eindruck hinterlassen, als sei hier die Landwirthschaft noch zu extensiv, um solche Anlagen rentabel zu machen. Und doch war es noch unter den Thoren Wiens, wo wir diesen Eindruck empfingen! Wir sprechen von den weit umher berühmten Rieselwiesen der Marienau

in der erzherzoglichen Herrschaft Ungarisch-Altenburg. Unter den verhältnissmässig günstigsten Umständen — die Leitha berührt das Prädium — kostete hier die Anlage auf das österreichische Joch 220—280 fl. Der Heuertrag soll sich dagegen auf 50—60 Centner belaufen. Sollte der Ertrag wirklich so hoch sein, und wäre auch Hoffnung, auf der ganzen Ebene bei den Wiesen eine gleiche Steigerung des Ertrages zu erzielen, so würde sich noch fragen, ob denn aus dem Mehrertrage von 30 Centnern Heu die sämmtlichen Unkosten der mehr erforderten Arbeit, die Instandhaltung der Bewässerungswerke und die hohen Zinsen des Capitals können bestritten werden.

Eine andere Thatsache hat uns freilich gelehrt, dass in Folge der Dürre in dem einen Jahre 1863 allein der Ausfall an der Ernte in dem vierten Theile der Ebene nicht weniger als 126 Millionen Gulden betrug, nicht gerechnet den Schaden, den die Noth an der Gesundheit des Menschen anrichtete, auch nicht die viele brachliegende Arbeitskraft und die Lähmung der Landwirthschaft noch in den folgenden Jahren, auch abgesehen von den Hunderttausenden von Nutz- und Arbeitsthieren, welche in Folge der Missernte dem Hungertode zum Raube wurden. Diesen Schaden und dieses Elend hätte eine Bewässerung dem Lande erspart.

Der Plan zur Bewässerung der Theissebene scheint sich zur That verwirklichen zu wollen. Die Kosten der Ausführung sind auf nur 50 Mill. Gulden veranschlagt. Diese Summe könnte sich demnach durch die Abwehrung einer einzigen Fehlernte der Dürre wegen bezahlt machen [1]).

Das ist gewiss, wenn Ungarns Niederland, die Heimat und der Stolz wie der Reichthum des Magyaren, je einmal zu jenem blühenden anmuthigen Garten werden soll, von welchem Széchenyi seinem Vaterlande prophezeiete, dass dann das Alföld

---

1) Im Projecte liegt die Bewässerung nach sog. mongolischem System, d. h. mit Absperrung von Thälern im Gebirge, durch Schaffung künstlicher Wasserbehälter, um in der Zeit der Dürre nicht Mangel an Wasser zu haben. Dieses System ist auch in Spanien wie in Ostindien durchgeführt, ebenso beim Cavourcanal in Oberitalien.

etwas Anderes sein muss, als eine Bratpfanne der Natur, deren sich von Zeit zu Zeit das Klima bemächtigt, um die schönsten Frühlingshoffnungen des Landwirths in Rauch aufgehen und als einzigen Rückstand kreischende Noth in derselben zurück zu lassen.

Neben der Bewaldung kann nur die Bewässerung des Landes diesen grünenden Garten auf das sonnenverbrannte Alföld zaubern, und sie wird es auch thun, mag ihre Zeit bald oder später herankommen.

Drittes Kapitel.

Dorf und Feld.

Die grosse Ebene Ungarns hat in allen ihren Erscheinungen etwas, das bei dem Fremden meistentheils einen Eindruck zurücklässt, der von eigenem Unbehagen und der Grossartigkeit der Natur ungefähr gleich viel enthält. Was dem Eingebornen gerade das Alföld so theuer macht, das Massige, ja so zu sagen Unendliche, das drückt uns: die Masse überwuchert allenthalben, und die Gliederung und die Abwechslung der Formen ist zu kurz gekommen.

Es war bereits die Rede von der einförmigen Gestaltung des Bodens, von der geringen Höhendifferenz zwischen Plateau und Niederung und von der Gleichförmigkeit des Klimas fast über die ganze Ebene hin. Die Gleichförmigkeit in der Vegetation ist die nothwendige Folge davon. Auf dem Alföld gibt es nur eine Situation, das ist eben die des ganzen Alföld; Unterschiede zwischen Berg und Thal, zwischen Nord- und Südabhang, Waldgegend und Steppe kann man kaum machen. Die Ursachen für das Dasein wie für das Fehlen irgend eines Dinges sind auf der ganzen Ebene nahezu dieselben: findet sich desshalb irgend eine Erscheinung — eine vorwiegend natür-

liche, nicht eine künstliche — nur einmal, so darf man mit einem gewissen Rechte schliessen, dass sie sehr häufig, dass sie sich an den meisten Orten wiederholen werde. Die ungarische Ebene bietet der Flora und Fauna wie der Wirthschaft nur einen Standort, und nur das Wenige, was auf diesen einen passt, findet daselbst eine Stelle; aber dies Wenige kommt hier desshalb auch zur ausschliesslichen Herrschaft, nicht auf einem Theile, sondern auf dem ganzen Gebiete.

So ist es z. B. im Pflanzenreiche. Nach Kerner beläuft sich die Anzahl der Pflanzenspecies auf höchstens 500 auf der ganzen Steppe [1]). Wie massig desshalb das Auftreten der einzelnen Pflanze sein muss, wird daraus von selbst klar. Eben so ist es im Thierreiche. Diejenigen Hausthiere, welche überhaupt vorkommen, sind auch über die ganze Ebene verbreitet, und was auf dem einen Punkte nicht gedeihen will, wird schwerlich auch anderwärts aufkommen können. Der Rothklee und die Nadelhölzer gedeihen an keinem Orte auf der eigentlichen Ebene; die Akazie gedeiht überall und überall vortrefflich. Der Tabak, den man nur an wenigen Orten anbaut, würde ebenso gut auf dem ganzen Alföld gerathen — und so durchweg. Aber weil Ungarns Niederland nur eine einzige Form hat, in welcher sich sein Klima ausprägt, so fehlt auch jene Mannigfaltigkeit, welche wir sonst allenthalben in Bezug auf Fauna und Flora finden.

Das Gleiche wird ein Blick auf die Karte in Beziehung auf die Flüsse bestätigen. Kleine Flüsse und Bäche treten nur sehr selten auf. Man kann zwischen der Theiss und der Donau einen Landstrich von 15 Meilen Breite durchreisen, und man wird keinen Bach darin finden; ebenso stösst man von Arad bis Csaba zwischen der Maros und weissen Körös auf kein fliessend Gewässer; dasselbe wiederholt sich in der Nyir. Nur ge-

---

1) Demgegenüber zählt Sendtner in Südbayern 1654 Gefässpflanzen, Fries in Scandinavien 1945, und in den Ungarn benachbarten österreichischen Küstenländern finden sich gar 2143 Arten. — Nach Sadler jedoch gibt es allein im Pester Comitat 1034 Phanerogame. (Flora comitatus Pestiensis.)

waltige, wasserreiche Ströme — oder die endlose Ebene ohne Bach und Fluss, höchstens mit einer trockenen Ader (Ér).

Aber nicht hier allein zeigt sich die Tendenz, das Kleine durch die Masse zu erdrücken. Der Mensch hat die Natur hierin nachgeahmt und auch Das, was er schuf, trägt ebenso sehr den Charakter des Massigen. Durch eine einfache Flussregulirung legt man das Gebiet fast eines deutschen Königreichs trocken. Ein einziger Grundbesitzer gebietet über einen Besitz, der grösser ist, als manches deutsche Fürstenthum [1]), und indem die Ebene die kleinen Dörfer nicht duldete, drängte sie die Wohnsitze der Menschen dergestalt auf einzelne Punkte zusammen, dass manches ungarische Dorf von einer Grösse ist, deren nur wenig deutsche Haupt- und Residenzstädte sich rühmen können.

Uns kümmert es hier natürlich nicht, ob ein Ort mit den Rechten einer Stadt oder eines Marktfleckens beglückt ist, oder ob er nur Dorfrechte hat. Der Nationalökonom fragt nicht nach den politischen Privilegien, wenn er nach dem Charakter einer Ortschaft fragt, sondern nach dem Erwerbszweige, nach der Beschäftigung. Man ist zwar in Ungarn nicht sehr freigebig gewesen mit der Verleihung von Stadtrechten, allein dennoch gibt es auf der ungarischen Ebene politische Städte, welche nationalökonomisch entschiedene Dörfer sind. Durch Gewerbe ist kaum eine Stadt der Ebene ausgezeichnet, und nur sehr wenige Städte dürfte es hier geben, wo sich mehr als ein Drittel der Bevölkerung von nicht landwirthschaftlichen Erwerbszweigen ernährt. In den meisten Fällen unterscheidet sich die Stadt nur dadurch vom Dorfe, dass in dem letztern der Viehhirt eine grosse, in jener aber eine sehr grosse Herde auf das Feld treibt.

Die Stadt Theresiopel hat eine Gemarkung von 30, nach Andern von 34 Quadratmeilen. Die Mark von Debreczin umfasst 18 Quadratmeilen, Vásárhely 11 $^1/_7$, Szegedin 10 $^1/_2$, Kecskemét 10, Török Szent Miklos 10 $^1/_2$, Mezö Tur 7 $^1/_2$, Karczag

1) Siehe weiter unten.

7 Quadratmeilen [1]). Die Stadt Szegedin hatte nach der Zählung von 1857 62,700, meist landwirthschaftliche, Einwohner, Theresiopel 53,500, Kecskemét 39,400, Debreczin 36,000. Marktflecken mit rein landwirthschaftlicher Bevölkerung sind unter Anderm: Vásárhely (42,500 E.), Csaba, Szentes, Makó (26—27,000 E.), Békés, Nagy Körös, Félegyháza, Czegléd, Szarvas (19—20,000 E.); Dörfer: Oroszháza (12,663 E.), Mezö Berény (9660 E.), Mindszent (9163 E.), Tót Komlós (8575 E.) u. s. w.

Dass aber die genannten Ortschaften nicht etwa eine Abnormität bilden, sondern dem Charakter des Ganzen entsprechen, mag aus folgender Züsammenstellung entnommen werden.

Das Comitat	umfasst □M.	mit Einwohnern	welche sich vertheilen auf Städte	Märkte	Dörfer
Szabolcs	115	220,000	—	14	132
Békés	65	135,000	—	4	16
Csongrád	62	138,000	1	3	6
Csanád	29	75,000	—	2	9
Arad	108	240,000	—	17	174
Temes	116	320,000	3	3	180
Torontal	132	350,000	—	7	115
Pest	191	590,000	2	22	165
Bács	170	493,000	3	9	98
Szolnok	51	109,000	—	5	31
Jazygien, Kumanien, Hajdukendistrikt	102	262,000	—	19	12

1) Nicht ganz hiermit übereinstimmend sind die Angaben von Galgóczy Mezögazdasági statistikája S. 99. Hiernach betrüge die Grösse des Hotters (der Feldmark) von Theresiopel nur 16 □M., von Debreczin dagegen $19,_2$ □M., Szegedin $18,_7$ □M., Vásárhely $13,_5$ □M. Ferner ist die Mark von Csaba und Gross-Körös $8,_5$ □M., Makó $7,_8$ □M., Szarvas $6,_1$ □M., Kalocsa $5,_9$ □M. u. s. w.

Die Anzahl der einzeln liegenden Prädien (auch Puszten genannt) vermögen wir nicht immer anzugeben. Sie ist durchschnittlich dort am grössten, wo die Zahl der Dörfer am geringsten ist. Im Csongráder Comitat gibt es 30 solcher Prädien, im Csanáder ebenfalls 30, im Szolnoker 45, im Békéser 85.

In den genannten Comitaten finden sich also auf 1141 Quadratmeilen nur 1052 Ortschaften, deren Gesammtbevölkerung 2,932,000 Seelen bildet; auf eine Ortschaft kommt demnach ein Gebiet von etwas mehr als einer Quadratmeile und eine Einwohnerzahl von 2786 Seelen. Die durchschnittliche Entfernung zweier Nachbarorte ist demnach ebenfalls eine Meile und die Grenze der Mark zieht sich im Durchschnitt mit dem Radius einer starken Stunde um das Dorf herum.

Jener Ortschaften aber, deren weitester Marktheil sich nicht über eine Stunde vom Dorfe entfernt, sind nicht gar viele, da selten das Dorf in der Mitte seines Gebietes liegt, und da dieses Gebiet nur selten eine abgerundetere Figur bildet. Die Feldmark von Vásárhely entfernt sich um 5—6 Stunden[1]) vom Marktflecken, und ein Aehnliches wird sich im Békés-Csanáder Comitate häufiger wiederholen.

Die folgenden Angaben werden uns ein Bild geben von der Zusammensetzung eines solchen Riesendorfs, in dessen Verhältnisse uns vergönnt war, einen nähern Blick zu werfen. Hold-Mezö-Vásárhely hat die Rechte eines Marktfleckens; seine Grösse berechtigte es längst dazu, eine Stadt genannt zu werden, denn es zählte 1857 nicht weniger als 42,457 Einwohner. Aber dennoch bleibt es für uns nur ein grosses Dorf; denn unter seiner Bevölkerung gibt es

---

1) Dies ist uns von einem Einheimischen mitgetheilt, welcher nach ungarischem Brauch unter „Stunde“ eine gute deutsche Meile verstand. Wem eine Entfernung von 5—6 Meilen unglaublich vorkommt, mag diese ungarischen Stunden zu deutschen machen. Es erstreckt sich aber das Gebiet von Vásárhely bis weit zwischen die Marken von Oroszháza und Tót Komlós. Und wir selbst sind in der Richtung nach Mágócs über $2^1/_2$ Meile gefahren, ehe wir die Vásárhelyer Mark verliessen.

3992	Grundbesitzer	mit 1604	landwirthschaftl. Hülfsarbeitern
1018	Handwerker u. Gewerbtreibende	„ 593	gewerblichen „
149	Kaufleute	„ 76	„
725	Söldner,		
2498	Tagelöhner.		

Sprechen schon diese Zahlen für das Dominiren der Landwirthschaft über die Gewerbe, so wird dieses noch dadurch vermehrt, dass die meisten dieser Gewerbe im Dienste der Landwirthschaft stehen. Allein an Mahlmühlen wurden 1857 nicht weniger als 149 aufgeführt, nämlich:

90 trockene Mühlen,
50 Windmühlen,
9 Wassermühlen;

im Jahre 1866 jedoch gab es bereits über 100 Windmühlen [1]). Dazu kommen noch 15 Oelmühlen; nur eine jedoch arbeitet auf Export, die übrigen für den Lokalbedarf.

Die Mark von Vásárhely fasste nach dem Grundsteuerprovisorium von 1852:

an Ackerfeld	57,657	Joch,
„ Wiesen u. Garten	12,771	„
„ Weinbergen	2,039	„
„ Hutweide	26,761	„
„ Wald	163	„
„ Sumpf u. Röhricht	1,202	„
„ Unproduct. Feld	5,995	„
In Summa	106,588	Joch.

1865 jedoch zählte man 111,582 Joch oder $11^1/_7$ Quadratmeilen.

---

1) Die Windmühlen sind hier erst seit 1854 in Aufschwung gekommen; sie sind von einem Baumeister aus dem benachbarten Oroszháza nach holländischem Muster erbaut. Es war dem Aufkommen anfangs hinderlich, dass die Herrschaft, welche das Wasserregale und desshalb auch das Regal der Wassermühlen hatte, auch für die Windmühlen das Regale beanspruchte und für jeden Stein eine Entschädigung verlangte. Aus gleichem Grunde laborirt man hier noch immer an der Anlage einer Kunstmühle.

Wohnhäuser besitzt Vásárhely 4674, wozu noch an Tanyen oder Wirthschaftshäusern im Felde 2530 zu zählen sind.

Der jährliche Export von landwirthschaftlichen Producten wird berechnet auf 481,000 Metzen Weizen,
90,000 „ Gerste,
148,000 „ Mais,
44,000 „ Handelsgewächse.

In Summa 763,000 Metzen. Dazu kommt noch die Ausfuhr von 6,000 Stück Rindvieh à 6 Ctr.
100 „ Pferden à 5 Ctr.
1,500 „ Hämmeln à 1 Ctr.
3,000 „ fetten Schweinen à 3 Ctr.
240,000 „ Federvieh, im Ganzen zu 9000 Ctr.

An Schafen und Lämmern findet dagegen eine Einfuhr statt von 4500 jährlich [1]).

Woher rühren denn diese Ortschaften? Und wie ist es möglich, dass sie sich so lange zusammenhalten konnten, ohne sich in entsprechendere Theile aufzulösen?

Wie es jetzt ist, so war es nicht immer; man weiss es für gewiss, dass vor vier- oder fünfhundert Jahren das Alföld eine Menge von Ortschaften zählte, von denen jetzt kaum die historische Spur übrig geblieben ist. Dass auch damals schon die Gemarkungen ziemlich, ja sehr gross sein mussten, liegt in der Natur der extensiven Landwirthschaft, zumal wenn sie auf einer minder ergiebigen Hutweide beruht. Aber wenn auch der Hotter (die Mark) gross war, so blieben die Ortschaften dennoch klein, d. h. weniger stark bevölkert. Nur in nächster Nähe des Dorfes lag das wenige Ackerfeld, wenig nicht an und für sich, sondern im Verhältniss zur endlosen Puszta, von welcher das Ackerfeld umzogen war. Auch damals war die

---

1) Wir entlehnen diese Angaben, welche der Deutsche gewiss mit Interesse aufnehmen wird, einem Manuscripte, welches im Interesse der Alfölder Eisenbahn unter Benutzung amtlicher Quellen ausgearbeitet wurde von Herrn Franz Kovács in Vásárhely.

Puszta nicht mehr herrenlos; auch damals hatte man schon die Hotterhügel auf der Grenzscheide aufgeworfen; aber diese Hügel zeigten nicht so sehr, wie weit der Eigenthümer sein Feld benützte, sondern vielmehr, wie weit er berechtigt war, den Nachbarn von sich fern zu halten.

Darüber kam jedoch ein Ereigniss, welches diese negative Bedeutung des Eigenthums auf Kosten der positiven noch weiter entwickelte. Die Türken wurden Herren des Landes, ohne dabei zugleich die Bevölkerung zu ihren Unterthanen zu machen. Diese wurde nur insofern beachtet, als man sie plünderte. Zu den türkischen Horden gesellten sich noch die einheimischen Räuberbanden, welche niemals mächtiger mögen gewesen sein als damals, und diese ewige Unsicherheit des Lebens und der Habe verleidete bald den Aufenthalt in den offenen kleinern Gemeinden. Man zog sich entweder dahin zurück, wo man dem Feinde den Zugang erschweren konnte, oder wo man an einer zahlreichen Nachbarschaft Schutz gegen die Raubhorden hatte.

Auf dem Hotter des heutigen Hold-Mezö-Vásárhely z. B. standen damals 18 Dörfer. In den Türkenkriegen wurden sie verwüstet und so zogen sich ihre Einwohner um das Jahr 1666 dort zusammen, wo die beiden Dörfer Hold-Mezö (Mondfeld) und Vásárhely (d. h. Marktfleck) auf einem Hügel am Mondsee (Hold tava) zwischen den Sümpfen lagen. Hier hatten sie mehr Schutz gegen fremde Eindringlinge.

Wie Vásárhely, so verdanken viele Ortschaften der ungarischen Ebene ihre Grösse der frühern Unsicherheit und dem Zusammenziehen mehrerer Dörfer in eines. Aber die einzige Ursache ist dieser Umstand nicht: wir finden, dass sich gerade die grössten Ortschaften ganz von selbst durch freie friedliche Ansiedlung gebildet haben. Csaba im Békéser Comitate hatte lange Zeit hindurch den Ruf, das grösste Dorf Europas zu sein; es zählte zu Anfang unseres Jahrhunderts schon gegen 20,000 Einwohner; seit 1840 ist es nun zwar zu einem Marktflecken erhoben, aber volkswirthschaftlich bleibt es dennoch ein Dorf, wenn es bei der Zählung von 1857 auch 27,000 Einwohner auf-

wies. Und wie entstand Csaba? Thuróczy Miklós siedelte auf den Ruinen eines Dorfes, welches vormals Csaba geheissen hatte, im Jahre 1715 einige ungarische Familien an; zwei Jahre nachher waren schon 22 Ansiedler dort. Um diese Zeit kaufte J. G. Frhr. v. Harrucker fast das ganze Békéser Comitat (zu 140,000 fl.) und zog Slovaken zur Colonisation herbei. Csaba wurde immer volkreicher und blieb volkreich trotz der Colonien, die es aussandte, und — was noch auffallender ist — trotzdem die Bevölkerung nicht hinreichendes Feld zur Bearbeitung hatte und von den benachbarten herrschaftlichen Puszten alljährlich in Pacht nehmen musste. Ebenso sind die grossen Dörfer Oroszház, Tót-Komlós, Mezö-Bereny und Szarvas slovakische — jetzt magyarisirte — Colonien des vorigen Jahrhunderts. Der letztere Ort wurde 1722 wieder aufgebaut; ein viertel Jahrhundert später gründete er bereits Kolonien, unter denen Nyiregyháza wiederum ein solcher Riesenort geworden ist, wie das Mutterdorf.

Die Grundherrschaften scheinen überhaupt die grossen Dörfer den kleinern vorgezogen zu haben. Wenn sie ihre Unterthanen in einem einzigen Ort zusammenhalten konnten, so erhielten dieselben auch ihren Urbarialgrund an einem zusammenhängenden Stücke, und die Herrschaft hatte so das Allodialfeld besser arrondirt, als wenn hier und da eine Gemeinde dazwischen gelegen hätte, welche den herrschaftlichen Besitz durchlöcherte. Aus diesem Grunde sind häufig zwei oder mehrere Gemeinden in eine zusammengezogen, indem man ganze Dörfer bei den sogenannten Hotterregulirungen (Markregulirung) aufhob, den Unterthanen in einem andern Orte ihre Häuser wieder aufbaute und ihnen daselbst den neuen Urbarialgrund anwies.

Wie aber konnten und können sich diese grossen Ortschaften erhalten, ohne dass sie auseinanderfallen und aus ihren Theilen zweckmässigere Gemeinheiten bilden?

Das Bedürfniss, sein Ackerfeld in grösserer Nähe als bisher zu haben, mag noch nicht lange gefühlt sein; denn wo man alljährlich etwa zweimal den Weg zum Felde macht, da wird

eine Stunde näher oder weiter kein Grund genug sein, die Lage des Wirthschaftshofes darum zu ändern. Auch war es ja bis in die neueste Zeit nicht das Ackerfeld, welches vom Dorfe so entlegen war, sondern vorzugsweise die Puszta, und in so weit hier das Vieh der Gulya (Rindviehherde), die Pferde, Schweine und Schafe ihre Nacht- und gar ihre Winterherberge auf der Puszta selbst hatten, war die Entfernung vom Dorfe nahezu gleichgültig. Das hat sich erst in der letzten Zeit geändert. Erst nachdem die Gemeindeweiden aufgetheilt und zu Ackerfeld gemacht sind, und erst seitdem der Getreidebau die Ueberhand gewonnen hat und eine intensivere Kultur im Begriffe ist, mehr und mehr Terrain zu gewinnen, erst jetzt eigentlich fühlt man die Wohlthat der geringen Entfernung, und das alte Verhältniss wird weniger erträglich.

Aber zu einer Zerlegung der grössern Ortschaften in kleinere hat es noch nicht geführt, und es bleibt die Frage offen, ob es in Zukunft je dahin führen wird.

Soll die ungarische Ebene einen nur einigermassen behaglichen und bequemen Aufenthalt bieten, so scheint dazu fast eine grössere Ortschaft vonnöthen. Wir haben bereits der Unfreundlichkeit des Klimas Erwähnung gethan, besonders aber der sehr schlechten Wege, welche im Winter fast alle Communication aufheben. Der extreme Winter aber macht das einsame Wohnen sehr unbehaglich, besonders für den ungarischen Bauern, welcher im Winter durchaus keine Beschäftigung hat; denn das Feld ist auch aus der Nähe unzugänglich, und im Hause hat der Landwirth ebenfalls nichts zu thun, da er meist schon während der Ernte auf dem Felde gedroschen hat. Der Ungar, welcher auf seiner Puszta den Winter zubringt, muss sich für diese Jahreszeit fast vollständig verproviantiren und bis zum Frühjahr von der übrigen Welt abschneiden lassen, um sich den Stürmen des Winters und einer unthätigen Langeweile zu überlassen. Die schlechten Wege sind überhaupt ein grosser Sporn, die Wege dadurch für die Hauswirthschaft unnöthig zu machen, dass man sich in grössere Ortschaften zusammendrängt. Die Hauswirthschaft macht es sich so auf Kosten der Landwirthschaft

bequem. Aber in Ungarn dominirt die erstere überall: wer Gelegenheit hatte, die reichliche ungarische Küche zu prüfen und die glänzende Lebensweise des Ungarn in allen Dingen — Wohnung ausgenommen — zu betrachten, der wird sich der Wahrheit nicht verschliessen können, dass bisher die Hauswirthschaft intensiverer Natur war, als die Landwirthschaft, und der wird sich daraus auch erklären, dass man jener mehr Rücksicht angedeihen lässt als dieser.

Das Leben in Einzelhöfen hat unter den bestehenden ungarischen Verhältnissen noch eine andere Schattenseite. Wie übertrieben auch die meisten Schilderungen sind über die Menge von Räuber- und Diebsbanden, so zeigt das so häufig über ganze Gegenden verhängte „Standrecht" dennoch, dass Person und Eigenthum in Ungarn nicht jene Sicherheit geniesst wie im westlichen Europa. Gelegenheit macht übrigens überall Diebe; und die gewiss nicht unritterlichen Räuber der ungarischen Ebene haben eben nur länger die Gelegenheit in ihrer schwachbevölkerten und leider auch bisher politisch und wirthschaftlich verwahrlosten Heimat benützen können, als unsere deutschen Raubritter. Genug, in dem Mangel an Sicherheit liegt noch immer ein Moment, der die Auflösung der grossen Dörfer in Einzelhöfe und kleinere Weiler verhindert, mag die Unsicherheit eine wirkliche oder nur eine eingebildete sein, eine blosse Reminiscenz vergangener Zeiten.

Soll überhaupt etwas zur Verkleinerung der Dörfer geschehen, so wäre hauptsächlich auf die Bildung kleinerer Dörfer Bedacht zu nehmen. Hier wäre der Geselligkeit und Wohnlichkeit, wie auch der Sicherheit Rechnung getragen. Gerade in Ungarn würde eine solche Massregel verhältnissmässig die geringste Schwierigkeit bieten, da man dort mit so leichter Mühe das landesübliche Haus zu bauen im Stande ist. Und da hier die Verschiedenheit des Bodens eine geringe ist, so könnte man bei der Anlage des neuen Ortes und der Zumessung der Feldflur der geometrischen Vollkommenheit am meisten gerecht werden. Allein, wie es scheint, hat dieser Gedanke nirgends seine Durchführung gefunden. Die Ablösung der Hutweide,

d. h. die Ausscheidung des herrschaftlichen Antheils von dem der Bauern, ist so gut wie durchgeführt; die frühern Unterthanen haben ihren Antheil an der Hutweide meist unter sich ausgetheilt und schon grösstentheils zu Ackerfeld gemacht; auch die früher im Gemenge liegenden Parzellen sind vielfach zusammengelegt, oder wenigstens die Hotter regulirt, d. h. der Antheil eines Jeden innerhalb der einzelnen Fluren arrondirt: — aber wir erinnern uns nicht, in irgend einem Falle von einem Ausbau, von der Abzweigung eines Dörfchens oder Weilers, gehört zu haben.

Da aber die Bewirthschaftung der entfernt liegenden Gründe ganz allein vom Orte aus nicht möglich ist, und da man auf der andern Seite den Einzelhof und den Weiler noch nicht zu Hülfe gezogen hat, so findet sich in einem Theile der ungarischen Ebene ein Mittelding, welches die Vortheile des Dorflebens mit dem des Einzelhofes in sich möglichst zu vereinigen sucht, das ist die Tanya oder der Szállás.

Tanya heisst Herberge, Lager, und weiter scheint auch die Tanya in der Vorzeit nichts bedeutet zu haben, als eine Hütte auf dem entlegenen Felde, in welcher man mit seinem Arbeitsvieh des Nachts Quartier nahm, wenn man zwei oder mehrere Tage auf demselben Felde zur Arbeit war. War diese Arbeit vorbei, so mochte die Tanya gänzlich unbewohnt sein.

Jetzt dagegen ist die Tanya nahezu der ausschliessliche Wirthschaftshof geworden. Der Bauer und seine Familie wohnt zwar noch im Dorfe und er lässt sich den ganzen Winter hindurch kaum auf der Tanya blicken; allein der Mittelpunkt der Wirthschaft ist nicht im Dorfe, sondern auf der Tanya. An der Tanya liegt der Tretplatz, wo man zur Erntezeit das Getreide ausgedroschen hat; die grossen Haufen von Stroh und Heu sind hier aufgethürmt. Das Arbeitsvieh, so weit es der Wirthschaft und nicht zum persönlichen Gebrauche des Bauers, als Kutschenpferd z. B., dient, ist hier nicht nur im Sommer, sondern auch den Winter hindurch eingestallt. Ebenso die kleine Gulya des Bauers, d. h. die Zuchtkühe und das Mastvieh. Wo Schweinezucht ist, sind auch diese auf der Tanya und

nur etwa so viel im Dorfe, als der Bauer zum eigenen Verbrauche aufzieht, oder so viel, dass er die Abfälle seiner Hauswirthschaft verwerthen kann.

Ein zweites Gebäude auf der Tanya dient zur Aufnahme der landwirthschaftlichen Geräthe. Wenn sich im Herbste findet, dass sie der Reparatur bedürfen, so kommen sie ins Dorf zum Handwerker. Ist jedoch gerade in der Arbeitszeit eine Reparatur erforderlich, so ist eine arge Störung kaum ausbleiblich, wenn man nicht zur Capitalverschwendung in doppelten Geräthschaften greift. — Ein Schüttkasten für das Getreide und ein schmaler, langgestreckter Lattenkasten (góré) zur Aufnahme der Maiskolben fehlen desgleichen selten.

Das Wohnhaus auf der Tanya, wenn man es überhaupt Wohnhaus nennen darf, ist sehr bescheiden. Bei den kleinern Bauern fasst es bloss eine Stube und die Küche mit einer Vorrathskammer.

Die Tanya ist der Obhut des Tanyás übergeben. Dieser wohnt mit seiner Familie Sommer und Winter daselbst; auf einer kleinen Tanya sitzt er oft den ganzen Winter hindurch allein; auf den grössern ist ein Hülfspersonal erforderlich zur Pflege des Viehes. Die Herrschaft wird ihm streitig gemacht, wenn im Frühjahr das Säen beginnt. Dann kommt der Bauer selbst hinaus, um die Frühjahrssaat zu bestellen. Nur an den Sonntagen hält dieser sich dann im Dorfe auf; am Sonntag Nachmittag fährt er schon wieder zur Tanya, wo er bleibt bis Samstag Abend. Die Arbeiter, welche er mitbringt, übernachten ebenfalls auf der Tanya, nicht im Bette, sondern ein jeder nach seiner Neigung, wo es ihm behagt. Da die Entfernung vom Dorfe meist gross ist, so fahren die Arbeiter hin und zurück, anstatt zu gehen. Nach der Aussaat hat der Landwirth vorläufig das Seinige gethan. Die Sorge für die wachsende Saat ist meistens gering. Meist beschränkt sie sich auf das Behacken des Mais. Bis zum Beginne der Ernte bedarf es also nur eines wiederholten Besuches, um sich über den Fortgang der Vegetation Auskunft zu verschaffen. Fleissig ist der ungarische Landwirth eigentlich nur einmal im Jahre, und dann

ist sein Fleiss übermenschlich. Die Ernte ist bei der ungarischen Landwirthschaft nicht auf so viele Zeit vertheilt, wie bei uns; denn unsere Landwirthschaft ist vielfältiger, während sich die ungarische nur auf wenig Producte erstreckt. Dazu kommt noch die Sitte des Magyaren, so viel wie möglich gleich in der Erntezeit das ganze Dreschen zu beendigen, wodurch die Arbeit mehr angehäuft wird, als es nöthig wäre [1]). Aber eben wegen dieser Zusammendrängung der Arbeit wird das System der Tanyenwirthschaft erleichtert; vielleicht hat auch umgekehrt die Tanyenwirthschaft diese Zusammendrängung ins Leben gerufen oder wenigstens gefördert.

Der Tanyás, der Leiter der Tanya, ist meistens ein gedungener Arbeiter, welcher von Michaeli bis Georgi gegen festen Naturallohn angestellt ist; von da ab den Sommer hindurch hat er nur freie Wohnung mit einigen Zuthaten und verrechnet dem Herrn seine Arbeiten nach Taglöhnen. Jedoch nicht jeder kleine Bauer kann einen Tanyás miethen; die kleinern müssen ihn abwechselnd selbst spielen, ziehen desshalb aber vielfach ihre ganze Landwirthschaft im Winter ins Dorf zurück. Auch wechseln die Söhne des Bauers sehr häufig, indem der Eine in diesem Jahre auf der Tanya sich aufhält, während der Andere im Dorfe bei den Aeltern bleibt, und sie dann im nächsten Jahre ihre Rollen vertauschen. Auf andern Tanyen sitzt nur im Sommer beständig ein Mitglied der Familie. Brüder, welche eine Tanya gemeinschaftlich ererbt haben und gemeinschaftlich bewirthschaften, lösen sich ebenfalls gegenseitig ab. Ueberhaupt richtet es jeder nach den individuellen Umständen anders ein. Nur der Grundtypus bleibt bestehen, dass die Feldarbeiten nicht vom Dorfe, sondern von der Tanya aus besorgt werden, meistentheils auch die Mastung und Aufzucht des Viehes, wogegen der Landwirth im Dorfe das Leben eines Städters führt,

---

1) Auch hier zeigt sich wieder das Unvermittelte, der Hang zum Extremen. Entweder Massen-Arbeit, oder Massen-Nichtsthun. Das passt zu den Riesendörfern neben den meilengrossen Puszten, zu den grossen Strömen neben der flusslosen Steppe, wie zu der allzuüppigen und ausgedehnten Vegetation der einen Pflanze beim gänzlichen Versagen und Fehlen der andern.

undau sser seinen Kutschenpferden [1]) bei ihm kaum etwas an die Landwirthschaft erinnert.

Die Heimat der Tanya ist die Gegend der grossen Dörfer: Jazygien und Kumanien, die Gegend zwischen Kecskemét und Czegléd, der Hajdukendistrikt, die Comitate Szolnok, Békés, Csanád, Csongrád und die Gegend von Debreczin und Nyiregyház. Nach der Zusammenlegung der Grundstücke sind auch selbst kleinere Gemeinden zur Tanyenwirthschaft übergegangen, besonders in der Bácska und dem Kronbezirke an der Theiss.

Ungarns Landwirthschaft leidet demnach an einem doppelten Absenteismus: an dem grossen des Adels, wie an dem kleinen des Bauers. Früher verschmähete der Adel es, im Lande seine grossen Renten zu verzehren; das ist jetzt zum Wohle des Landes und seiner Volkswirthschaft anders geworden, da sich jetzt der Adel hauptsächlich in den Städten des Landes selbst zusammengezogen hat. Wenigstens lässt sich das vom einheimischen Adel sagen. Die vielen Grundherrn, welche Ausländer sind, werden wohl für Ungarn immer Absentees bleiben. Hat nun durch die Abnahme des Absenteismus vom Vaterlande auch die politische Macht Ungarns und seine Volkswirthschaft im Ganzen viel gewonnen, so ist in Bezug auf die Landwirthschaft selbst darin nicht gar viel geändert; denn wenn der Grundherr nach wie vor Absentee ist, so bleibt es sich für das einzelne Gut fast gleich, ob es den reinen Ertrag nach Pest oder nach Wien zu schicken hat; denn Absentee von seinen Gütern ist der hohe Adel immer noch.

Die grossen Güter und Herrschaften kennen übrigens nur den Absenteismus des Herrn, dagegen nicht jenen des Wirthschafters. Die Felder sind fast überall gut einge-

---

1) Bei den weiten Entfernungen ist das Pferd und der Wagen in Ungarn immer und überall nothwendig. Selbst Leichenbegängnisse finden zu Wagen statt. Wenn auch die Wirthschaft hauptsächlich mit Ochsen betrieben wird, so dürfen doch keinem Bauer die Kutschenpferde fehlen. Kutsche (kocsis) ist aber nichts Anderes als ein Leiterfuhrwerk, im Gegensatz zum Lastwagen (szekér).

theilt und der Wirthschaftshof eines jeden Bezirkes ist wohl gelegen, und Sommer und Winter ist die nöthige Aufsicht möglich über die ganze Arbeit in der Wirthschaft.

Es fragt sich desshalb, ob nicht der kleine Absenteismus noch schädlicher für die Landwirthschaft Ungarns sei, als jener allbekannte grosse. Wenn des Herrn Auge die Pferde fett macht, so ist nicht jener Herr gemeint, welcher viel mit seinen Pferden fährt, sondern jener, der sich um deren Pflege auch angelegentlich bekümmert. Und jedenfalls schadet die gänzliche Abwesenheit eines Magnaten seinen Gütern nicht so viel, als wenn der Bauer es unterlässt, beständig seine Wirthschaft unter den Augen zu behalten. Denn nicht der Herr bringt dem Gute Segen, sondern nur seine Sorge.

Will man die Tanya betrachten im Gegensatze zu der Wirthschaft vom entlegenen Dorfe aus, so ist sie zweifelsohne ein Fortschritt. Denn ohne eine Tanya auf dem Besitzthume würde dieses gewiss ganz verwahrlost sein. Die Tanya erspart die täglichen Hin- und Herwege zum Dorfe, ja sie macht erst die Bearbeitung des abgelegenern Feldes möglich. Sie lässt besonders die Düngstoffe dem Felde, indem bei der Tanya gedroschen und der grösste Theil der Futtergewächse hier vom Viehe verzehrt wird. Würde Stroh und Heu ins Dorf gebracht, so wäre an eine Zurückführung des Düngers gar nicht zu denken.

Bei dem Verhältniss von Dorf und Feld, wie es auf der ungarischen Ebene vorherrscht, ist die Tanya nichts weniger als ein Unglück, sondern die einzige Form, unter welcher noch die Bearbeitung der abgelegenern Felder möglich ist. Nicht der Tanyenwirthschaft darf man Schuld geben, sondern den unglücklichen Verhältnissen, welche jene nöthig machen. Die Tanya veranlasst zwar einen grössern Aufwand von Capital für Gebäude, Mobiliar und Geräthe; die doppelte Haushaltung mag auch nicht sparsam sein; die Zerrissenheit der Familie, die Theilung ihrer Glieder zwischen Haus und Tanya, ist dem Familienleben eben so wenig zusagend als einem harmonischen Ineinandergreifen aller Kräfte der Familie. Durch das Hin-

und Herfahren vom Dorf zur Tanya geht sehr viele Zeit verloren. Das einsame Leben eines Tanyás mag weder dem Volkserzieher noch dem Polizisten als eine gute Bildungsanstalt erscheinen. Aber die Tanya ist an allem dem nicht Schuld. Sie ist jeden Augenblick bereit, zu einem vollständigen Einzelhofe sich umzugestalten und den Herrn für immer bei sich aufzunehmen; allein daran wird sie gehindert durch jene Umstände, welche wir bereits angeführt haben: die zeitweise unterbrochene Communication, die zur Winterszeit so ungastliche Steppe, die Besorgniss um Leben und Eigenthum, und vielleicht mehr noch als alles die Gewohnheit des Ungarn, den Winter auf der Bärenhaut zu feiern, und die Gemüthlichkeit des geselligen Lebens zumal in Ungarn. Die heutige Gestaltung der ungarischen Landwirthschaft mit ihren langen Arbeitsferien verträgt sich überdiess ziemlich mit dem Dorfleben, wenn dieses auch nur eine schwache Verbindung mit dem Felde unterhält.

Aber es wird sich ändern, sobald die Lage der ungarischen Landwirthschaft eine andere sein wird, eine solche, welche die Aufsicht des Herrn immer erheischt, weil sie auch die Arbeit zu jeder Jahreszeit beansprucht. Wenn die ungarische Landwirthschaft ein wenig intensiver werden wird, und wenn sie zu einer grössern Mannigfaltigkeit in ihren Producten wird gelangen, wenn der Getreidebau die ausschliessliche Herrschaft verlieren wird und die verschiedenartigsten Futterpflanzen bei gehobener Viehzucht angebaut und die Handelsgewächse einen grössern Boden gewinnen werden, dann wird auch für den ungarischen Landwirth eine andere Lebensweise geboten sein: beständige Arbeit und Sorge in seiner Wirthschaft. Und damit wird das Leben in den grossen Dörfern eine Unmöglichkeit werden, und der Landwirth muss entweder seine Tanya zur behaglichen Wohnung sich einrichten, oder er muss die Tanya dadurch übrig zu machen suchen, dass er sich mit seinen Nachbarn zu Weilern und kleinern Dörfern vereinigt, vom Mutterdorfe aber sich definitiv trennt.

Freilich bewegen wir uns hier in einem Zirkel von Ursache

und Wirkung. Nicht allein soll die zukünftige Landwirthschaft die Zertrümmerung der grossen Ortschaften herbeiführen: sondern es soll auch umgekehrt, und dieses noch vielmehr, die Bildung eines günstigern Verhältnisses zwischen Wirthschaftshof und Feld die Einführung jener Umgestaltung in der Landwirthschaft ermöglichen.

Was wird geschehen? Wir wissen es nicht. Den Verhältnissen der ungarischen Ebene wäre die Abzweigung kleiner Weiler von etwa 30 bis 40 Familien nach unserer Meinung am meisten entsprechend. Allein dazu bedürfte es immer schon vieler Mühe, die Durchführung zu Stande zu bringen, obschon diese nirgends leichter wäre als in Ungarn, wo der Bau der Häuser so einfach und so wenig kostspielig ist, und wo die Feldmark so gleichmässig an Güte ist, dass mit grösster Leichtigkeit eine neue Vertheilung stattfinden könnte. Allein es ist viel leichter, grossartige Projecte zu machen und für sie zu schwärmen, als sie durchzuführen. Und wenn bei den bisher durchgeführten Zusammenlegungen — wie wir vermuthen — in dieser Richtung gar nichts ist durchgesetzt worden, so dürfte das die Unempfänglichkeit des Bauers für diese Idee genugsam dargethan haben.

Geräuschloser, aber auch langsamer würde die andere Art der Auflösung der grossen Dörfer vor sich gehen, wenn nämlich die Tanya immer mehr der Mittelpunkt aller wirthschaftlichen Thätigkeit, auch der Ueberwachung, würde, und wenn so die Familie sich unmerklich von Jahr zu Jahr mehr zur Tanya ziehen liesse. Dann würde man freilich von einem Extrem unvermittelt ins andere gerathen. Wirthschaftlich ist das Hofsystem unstreitig das vorzüglichste; aber wie es auf die geistige Entwickelung des Volkes wirkt, muss auch erwogen werden. Jetzt wäre wahrscheinlich das Hofsystem für Ungarn noch verfrüht. Und vielleicht wäre die Schwächung des gemeindlichen Lebens auch politisch noch von grossem Nachtheil. —

Wir glauben bemerkt zu haben, dass die jüngern Baumpflanzungen um die Tanya viel zahlreicher sind, als die ältern.

Wir wissen nicht, hat in neuerer Zeit bei dem Bauern so sehr die Lust am Baume zugenommen, oder die Lust an der Tanya, die er mit der Pflanzung schmücken und wohnlich machen wollte. Wenn das letztere der Fall ist, so liegt darin vielleicht die noch unbewusste Ahnung, dass ihm nach Jahren die Bäume, welche er um die Tanya gepflanzt, sein Wohnhaus umstehen und das einsame Leben darin behaglich machen werden.

Wo die Tanyen zahlreich neben einander liegen, da hat man ihnen bereits Schulen und Lehrer gegeben, wie z. B. in Szegedin 1). Das ist der Anfang einer neuen Gemeinde, und ein solcher Umstand wird gewiss nicht verfehlen, die Tanya weiter auszubauen, so dass sie bald als vollständige Heimat der Familie, und nicht mehr als eine etwas eigenthümliche Sommerfrische des städtischen Bauers dasteht.

Natürlicher Weise ist dort eine Tanya nicht möglich, wo bei der Parzellirung des Bodens die einzelnen Gutstheile in allen Feldern zerstreut umherliegen. Das ist aber noch an den meisten Orten der Fall, und zwar in Ungarn aus denselben Gründen wie anderwärts, als Recht einer alten gemeinsamen Benützung des Feldes.

In neuerer Zeit hat man den neuen landwirthschaftlichen Colonien die grössten Begünstigungen eingeräumt. Die Verordnung vom 23. December 1858 bewilligt den neuentstehenden Ansiedlungen, insofern sie auf einer eigenthümlichen Feldmark von wenigstens 1000 Joch durch wenigstens 50 grundbesitzende Familien errichtet werden, das Recht einer selbstständigen Gemeinde, und gewährt unter Anderm Befreiung von der Grundsteuer auf 6 Jahre, von der Haus- und Personal-Erwerb-Steuer auf 15 Jahre. Wo nicht 1000 Joch und 50 Familien von wenigstens je 8 Joch Grundbesitz zusammenkommen, wird die Steuerfreiheit auf 3, beziehungsweise auf 6 Jahre zugestanden.

Die Verordnung trägt an ihrer Spitze die Worte: Zur

1) 1855 gab es auf der Feldmark von Szegedin 18 sogenannte Pusztenschulen, 6 sollten noch errichtet werden. In Vásárhely bestanden 11, in Mindszent 5, in Kalocsa 15 solcher Puszten- oder Tanyen-Schulen. Galgóczy, Mezögazdasági statistikája, 1855 (Landwirthschaftliche Statistik) S. 174.

Hebung und Förderung der Landescultur. Ihr augenscheinlicher Zweck ist dabei jedoch blosse Colonisation, Creirung neuer Ortschaften auf früheren Prädien oder Puszten. Die Begünstigung erstreckt sich „auf die neuentstehenden landwirthschaftlichen Ansiedlungen, mögen sie durch die einheimische Bevölkerung oder durch Einwanderer begründet werden.“ Ob man auch das als eine „neue“ Ortschaft gelten lässt, was aus den Trümmern einer alten wieder zusammengesetzt ist, wissen wir nicht. Es kommt eben darauf an, wie man die „neuen Ansiedlungen“ interpretirt. Es wäre gewiss nicht minder eine Hebung und Förderung der Landescultur, wenn durch Entstehung kleinerer Ortschaften aus dem Uebermass der grossen die Lage des Feldes zum Hofe aufhörte, jene ungünstigen Verhältnisse herbeizuführen, von welchen oben die Rede war, und es wäre gewiss nicht gegen die Absichten jener Verordnung, wenn durch eine Ausdehnung der gedachten Vergünstigungen auch dazu angespornt würde, die Abzweigung kleinerer Gemeinden von den grössern Mutterdörfern eifriger und angelegentlicher zu betreiben. —

Auch in Ungarn herrschte und herrscht noch die Dreifelderwirthschaft. In den sandigen Gegenden ist oft eine Zweifelderwirthschaft an deren Stelle. Die Weide auf dem Brachfelde ist gemeinsam. Gerade wie in Deutschland sind die Gemarkungen in die drei Felder, Winterfeld, Sommerfeld und Brache eingetheilt, und diese wieder in „Calcaturen“, was unsern Gewannen oder Oeschen entsprechend ist. So ist auch in Ungarn die Zerstückelung des bäuerlichen Besitzes in Parzellen keine geringe, trotz der grössern Ausdehnung des einzelnen Besitzes und der extensivern Bearbeitung.

Nach Lónyay[1]) beträgt in den vormaligen Verwaltungs-

1) A magyar birodalom földterületi s adó-viszonyai (ungarische Boden- und Steuerverhältnisse) in desselben Verfassers Közügyekröl, S. 261. Jedoch soll die Zahl der Parzellen zu gross sein, desshalb die durchschnittliche Grösse zu klein. Bei der Aufnahme des Katasters bestrebten sich die Feldmesser, möglichst viele Parzellen zu zählen, um sich den Anschein einer raschen Erledigung einer detaillirtern Ausmessung zu geben. Lónyay a. a. O.

Bezirken:	Die Grösse einer Parzelle	Auf einen Grundbesitzer kommen	
		Parzellen	Joch
Ofen	2,37 Joch	8,5	20,2
Gross-Wardein	3,01 „	7,3	21,9
Temesvar	2,70 „	7,6	20,4.

Die genannten Verwaltungsbezirke bildeten im Ganzen die untere Ebene. In den gebirgigen Theilen ist die Parzellirung grösser. Es beträgt nämlich im

Verwaltungsdistrict	Die Grösse einer Parzelle	Auf einen Grundbesitzer entfallen	
		Parzellen	Joch
Pressburg	0,97 Joch	19,8	19,2
Oedenburg	1,47 „	11,1	16,3
Kaschau	1,76 „	14,8	26,0

Aus diesen Angaben lässt sich jedoch noch kein Schluss ziehen über die Zerstreutheit der einzelnen Parzellen im Felde; denn es ist möglich und fast durchgängig der Fall, dass ein Grundbesitzer mehrere Parzellen neben einander an einem Complexe liegen hat. Und besonders bilden die grössern Güter meistens nur einen Complex, wo sie hunderte von Parzellen haben.

Die durchschnittliche Grösse einer ganzen Session, d. h. eines Vollbauers, auf der niederungarischen Ebene ist etwa 40 Katastraljoch, Aecker, Wiesen, Hutweide und Hausgrund zusammengerechnet. Eine halbe Session, etwa 20 Joch, hat also ziemlich die Durchschnittsgrösse eines Gutes. Wären nun die Parzellen des Grossgrundbesitzers mit jenen der Kleinbegüterten von gleicher Grösse, so würde auf einen Halbbauern auch die durchschnittliche Anzahl von Parzellen treffen, d. h. etwa 8 für die Ebene. Bei dem Grossgrundbesitzer ist aber eine einzige Parzelle oft grösser, als ein ganzer bäuerlicher Besitz, und desshalb muss die durchschnittliche Grösse einer Parzelle beim Halbbauern unter dem Durchschnitt des Landes stehen, da der Besitz der viertel und achtel Sessionen mit ihren voraussichtlich kleinern Parzellen den Grossgrundbesitz mit seinen grössern nicht aufzuwiegen vermag. Wir dürfen daraus mit vollster

Sicherheit folgern, dass die Anzahl der Parzellen bei einer halben Session schon über, vielleicht hoch über dem Durchschnitt von 8 Parzellen steht. Wir denken uns, dass ein halber oder ein Vollbauer im Durchschnitt nicht unter 10—16 Parzellen auf seinem Gute zählt [1]).

Das wäre zwar immerhin im Vergleiche zu den westeuropäischen Verhältnissen ein sehr günstiges Resultat, allein auch nur dann, wenn die übrigen Verhältnisse gleich wären. Bei einer extensiven Wirthschaft ist ein doppelt grosses Feld manchmal kleiner, als die Hälfte bei einer intensiven. Worauf es aber in Ungarn ankommt, ist vor allem die Zerkleinerung der grossen Ortschaften, der Ausbau ins Feld, und da ist nahezu jede Zerstreutheit des Grundbesitzes ein absolutes Hinderniss, nicht nur für den Ausbau des Wohnhauses, sondern auch zur Anlage einer Tanya. —

Wir wollen jetzt dessen gedenken, was bisher für die Zusammenlegung und Regulirung des Grundbesitzes geschehen ist.

Vor dem Jahre 1848 waren die Bauern Unterthanen ihres Gutsherrn und ihm zu — mässigen — Frohnden wie zum Zehnten verpflichtet. Der Bauer war zwar nicht Eigenthümer seines Gutes (Session), wohl aber war ihm durch die Urbarialordnung Maria Theresia's von 1767 die Erblichkeit der Nutzniessung gesichert und die Grösse in jedem Comitate bestimmt, welche eine Session zu beanspruchen hatte. Wo aber diese Session im Felde lag, das bestimmte einseitig der Grundherr. Die Felder der Bauern lagen fast durchweg im Gemenge und selbst die Felder der Herrschaft lagen mit denen der Unterthanen durcheinander. Wenn eine Session verödete, d. h. wenn ihre Besitzer ausstarben oder dieselbe verliessen, so fiel sie an die Herrschaft zurück und somit wurde der Plan des Herrschaftsfeldes immer

1) Galgóczi a. a. O. S. 105 führt die Gemeinde Bogyiszló im Pester Comitat an, wo eine viertel Session bereits 16—17 Parzellen hat, welche oft zwei Meilen von einander entfernt liegen. — In den Karpathen gibt es Fälle, wo eine Urbarial-Ansässigkeit in 124 Theile zerschlagen ist und zwar von eben so vielen Familien bewohnt wird. (Pesti Napló 1855 No. 1476.)

bunter. Es musste oft viel daran liegen, dass man seinen allodialen Besitz von jenem der Unterthanen abgesondert erhielt, und um hierhin zu gelangen, bedurfte es nur weniger Vermessungs- und Zutheilungskosten; denn der Grundherr hatte die Macht, auf eigene Faust die Regulirung der Feldmark durchzuführen, und jene Kosten machten sich meist durch einen andern Umstand hinreichend bezahlt.

Als nämlich das Urbarium Maria Theresia's die Grösse der Sessionen in den einzelnen Comitaten festsetzte, nahm es mancher Herr nicht so genau und liess wohl dem einen oder andern Unterthanen ein grösseres Stück Feld, als dieser hätte beanspruchen können. Andere Bauern hatten irgend ein Stück Feld stillschweigend occupirt und sich dadurch über ihr Mass vergrössert. Ebenso hatte die gemeinsame Hutweide vielfach herhalten müssen, wenn der Unterthan Lust hatte, seine Grenzen zu erweitern. Alle diese Vortheile schwanden, wenn der Grundherr eine Regulirung der Feldmark (Hotterregulirung [1]) vornahm. Dann hielt dieser sich einfach an das Urbarium und mass hiernach einem Jeden seinen Antheil zu, je nachdem er eine volle oder einen Theil der Session zu fordern hatte. Dasjenige Feld, welches von den frühern Bauerngründen übrig blieb, die sogenannten Remanentialgründe, wurde dann zur Bildung neuer Ansässigkeiten benützt, wodurch dem Grundherrn neue Frohnden und meistentheils ein besserer Zehent erwuchsen. Später wurde zwar verordnet, dass jene Occupationen, welche seit dem Jahre 1820 im ruhigen Besitze eines Unterthanen waren, nicht mehr zurückgefordert werden konnten; aber der Grundherr wurde wenigstens für die verlorene Frohnde und den Zehent entschädigt.

Die Hotterregulirungen waren häufig; dadurch wurde das Ackerfeld und die Wiese zwischen Unterthanen und Herrschaft geschieden, und es lässt sich denken, dass der Bauer bei der

---

1) Hotter (nach ungarischer Schreibweise határ) heist die Grenze, die Mark, und ist somit nicht nur gleichlautend, sondern auch gleichbedeutend mit dem schwäbischen „Etter.“

neuen Zertheilung sein Feld nicht in so vielen Parzellen zerstreut wieder erhielt, als er es im alten Besitze verlassen hatte. Es war für die Ausmessung erleichternd, jedem Bauer seinen Grundbesitz an möglichst wenigen Stücken wieder zu geben. Hätte man es ihm nur an einem einzigen Stücke zugemessen! Aber der Bauer wollte die Brachweide nicht entbehren, und dazu bedurfte es auch eines zusammenhängenden Brachfeldes; das war aber nur dann möglich, wenn man der Dreifelderwirthschaft auch ihre drei Felder liess; und so erhielt in den regulirten Gemeinden der Bauer sein Feld meistens an drei oder mehr Stücken wieder.

Diese Hotterregulirung, welche ganz der „zelglichen oder flurlichen Zusammenlegung“ in Bayern entspricht, wird auch in neuester Zeit dort zur Durchführung gebracht, wo — ausnahmsweise für die Ebene — die Gemarkung zu verschieden wäre, um das ganze Gut an einem, höchstens an zwei Complexen auszutheilen.

Im Banat sind nach Hubeny[1]) bereits alle Gemarkungen regulirt, wenigstens in Bezug auf die Ausscheidung des herrschaftlichen Grundbesitzes und die Gleichmässigkeit und gesetzmässige Grösse der Sessionen.

Ursprünglich war die Hutweide zur gemeinsamen Benutzung für Herrschaft und Unterthanen. Dass hier jedoch die Gemeinschaft dem Grundherrn doppelt lästig wurde, indem die Unterthanen sich allerwärts Uebergriffe erlaubten und mehr Vieh als die gebührende Anzahl zur Weide trieben, ist nahe liegend. Auf Verbesserung der Weide wurde nicht gesehen: der Bauer hatte nicht Lust, von freien Stücken auf der gemeinsamen Hutweide Gräben zum Abziehen der sumpfigen Stellen zu machen, den Flugsand durch Pflanzungen von Hecken aufzuhalten, oder durch Laufgräben die Wegespur in engern Schranken zu halten; und der Grundherr gebrauchte die

1) Praktische Anleitung zur Commassation der Grundstücke, Hutweide-Absonderung, Hotterregulirung und Regelung der Waldnutzungen etc. etc. Prag 1859.

gemessenen Frohnden seiner Unterthanen lieber auf seinem Allode, als auf der Hutweide, welche ihm nur halb zu Gute kam.

So lange die Herrschaft noch Herrschaft, d. h. Grundherrin des Bodens der Unterthanen war, bedurfte es nur ihres Entschlusses, um die Ausscheidung der Hutweide durchzuführen. Der Antheil, welchen dabei eine Session zu beanspruchen hatte, war natürlich je nach der Grösse der vorhandenen Hutweide sehr verschieden, aber dabei auch nicht für bestimmte Verhältnisse bestimmt, sondern dem Gutachten des betreffenden Urbarialgerichtes überlassen. Das Gesetz bestimmte nur eine Maximal- und eine Minimalgrenze zu 22 und 4 ungarischen Joch (à $^{3}/_{4}$ Katastral-Joch) auf die volle Session für die „gewöhnlichen, im grössten Theile des Reiches vorkommenden Fälle.“ Wo jedoch übermässige Weideflächen vorhanden waren, da konnte das Urbarialgericht auch mehr festsetzen.

Nach dem Jahre 1848 jedoch genügte, wie es scheint, der einseitige Entschluss des vormaligen Grundherrn nicht mehr, um die Absonderung der Hutweide durchzuführen; die Verhältnisse waren andere, und der Bauer war selbstständig geworden. Hier half nun die Gesetzgebung wieder nach und gab jeder Partei das Provocationsrecht auf Theilung der Hutweide, selbst auf vollständige Zusammenlegung der Grundstücke.

Diese letztere, in Ungarn Commassation genannt, war schon durch ein früheres Gesetz angebahnt. Der Artikel VI, § 3 der Gesetzgebungsperiode 1832—1836 verordnet, dass bei Gelegenheit der Hotter-Regulirungen, so viel wie möglich jedem Bauern seine sämmtlichen Grundstücke, mit Einschluss des Hutweideantheils, in einem Complexe zugetheilt werden sollten. Aber auch für die bereits regulirten Gemarkungen wurde anempfohlen, zum Zwecke einer verständigern und bessern Wirthschaft zur Commassation zu schreiten, und den Bauern ihr Bestand an Gründen auf Grundlage der bereits stattgefundenen Regulirung gesichert.

Wirksamer war das Patent, welches am 2. März 1853 für

Ungarn, dann für die Wojwodschaft und das Banat erlassen wurde. Es stellte eine Frist, innerhalb welcher nicht nur der ehemalige Grundherr, sondern auch die frühern Unterthanen einseitig auf Commassation provociren konnten. Diese Frist endigte mit dem letzten Juni 1857. Für die Folge ist die Ausführung der Commassation von der Zustimmung der Herrschaft und der Majorität der Gemeinde abhängig.

Wir haben nur vom Banat und der Bácska in Erfahrung bringen können, welche Erfolge das genannte Patent hatte. Von den 766 Feldmarken ist in 326 die Commassation nachgesucht worden, so dass noch 440 übrig bleiben, die entweder früher commassirt waren, oder welche mit einer früheren Hotterregulirung ausreichten, oder wo noch die Gemengewirthschaft am Ruder ist.

In Betreff des übrigen Ungarns wissen wir zwar nichts Vollständiges mitzutheilen; das jedoch können wir sagen, dass es hinter dem Banat sehr zurücksteht[1]).

Es war als ein Glück für die Gemeinde anzusehen, wenn die Herrschaft ein Interesse dabei fand, auf Commassation anzutragen. Denn das Interesse der Gemeinde wurde von dieser

---

1) Nach Gazdasági lapok 1850 Nr. 2 war von den 13,728 Ortschaften des Reiches die Regulirung der Feldmark (Absonderung der Hutweide mit inbegriffen) in 762 Gemeinden bereits gutgeheissen, in 1330 Ortschaften war sie im Werke. — Die Zahl der arrondirten Ortschaften schätzt Galgóczi a. a. O. S. 106 im Jahre 1855 auf etwa 500 in Ungarn und Banat; die meisten dieser Zusammenlegungen fielen auf die rechte Donauseite. Dann kam der Verwaltungsbezirk Grosswardein, wo von 1112 Gemeinden damals 172 arrondirt hatten, und zwar

von	176	Gemeinden	des Arader	Comitates	11
„	44	„	„ Békés-Csanáder	„	5
„	158	„	„ Nord-Biharer	„	24
„	319	„	„ Süd-Biharer	„	18
„	263	„	„ Szatmárer	„	67
„	152	„	„ Szabolcser	„	47

Unter die Gemeinden sind hier jedoch auch die grössern Prädien eingerechnet. — Seit dem Jahre 1855 kommt freilich in die Arrondirung erst ein regeres Leben, so dass wir den Mangel neuerer Ausweise um so mehr bedauern müssen.

fast nie erkannt. Die Fälle, wo die Bauern auf Zusammenlegung provocirt haben, sind als Ausnahmen zu betrachten. Wo überhaupt nicht auf Commassirung angetragen ist, da hatte gewöhnlich der frühere Grundherr seine Gründe schon ausgeschieden, und desshalb hatte er kein Interesse mehr daran, wie die Bauern es mit ihren Feldern hielten. Er ersparte sich im Gegentheil manche Kosten; denn mit Ausnahme der Fuhr- und Handlangerarbeiten, welche die frühern Unterthanen leisten mussten, fielen ihm alle Kosten zur Last [1]).

So hat die ungarische Landwirthschaft vielfach den richtigen Augenblick vorübergehen lassen, ihre Flurkarten zu vereinfachen, dadurch eine bessere Einrichtung in der Bewirthschaftung einzuführen und für die Zukunft den Untergrund zu legen, auf welchem sich entweder ein buntes Mosaikbild von Einzelhöfen ausführen oder gegliederte Gruppen von kleinen Dörfern sich um das Mutterdorf herum anlegen liessen. Auch das gehört zu dem blühenden Zukunftsgarten, welcher über kurz oder lang an den Geländen der Theiss emporsteigen soll, dass der Gärtner beständig bei seinen Beeten ist und sorgt und pflegt, nicht aber, dass dieser die Hälfte des Jahres den Garten, seine Wirthschaft, meidet, und ihn nur die übrige Hälfte besucht, wie ein Fremdling ein Land.

In Betreff der Ablösung der Hutweide war das Patent vom 2. März 1853 noch entschiedener. Wenn innerhalb der für die Commassation festgesetzten Frist auch die Absonderung der Hutweide gefordert wurde, so wurde Commassation und

---

1) Ein Grund, der vielfach von der Provocation abschreckte, lag im Gesetze. Anlagen in und auf dem Boden sollen dem abtretenden Theile vergütet werden, zunächst vom neuen Besitzer. Sollte dieser jedoch keinen erweislichen Nutzen von der Anlage haben, so muss jene Partei die Entschädigung tragen, welche die Commassation oder Hutweideabsonderung verlangt hat. So war es z. B. mit verschönernden Anlagen. Umgekehrt: war noch eine Verbesserung nothwendig, wurde z. B. Jemandem eine Hutweide zugetheilt, welche mit Gestrüpp bewachsen war, so musste ebenfalls die Säuberung von jener Partei besorgt werden, welche auf Aussonderung provocirt hatte.

Absonderung als eine Operation angesehen und wo möglich der Hutweideantheil mit dem übrigen Felde zusammengeworfen. Unterblieb aber in dieser Zeit die Anmeldung, so stand für die blosse Absonderung der Hutweide noch eine fernere Jahresfrist offen, bis wohin die Provocation freistand. War aber auch dann noch keine Anmeldung geschehen, nämlich bis spätestens Ende Juni 1858, so sollte Ausscheidung von Amtswegen auf Gefahr und Kosten der säumigen Herrschaft eingeleitet werden.

Die herrschaftliche Hutweide ist somit in ganz Ungarn zu einem freien Besitzthum geworden, wenn die Ausscheidung überhaupt schon vollständig zu Ende geführt ist, was wir nunmehr annehmen können. Bei den Gemeinden findet man dagegen noch häufig, dass sie auch nach der Auseinandersetzung mit der Herrschaft den alten Schlendrian fortzutreiben sich bemühen, da sie jetzt wenigstens unter sich die Gemeinsamkeit der Hutweide fortbestehen lassen. Und doch hätten sie den grössten Theil der Auseinandersetzungskosten der Herrschaft zuwälzen können, indem diese hier dieselben Verpflichtungen hatte, wie bei der Commassation, vorausgesetzt, dass Aussonderung von der Herrschaft und Vertheilung unter die Sessionen in Einem abgemacht wurde. Solch günstige Umstände dürften den Bauern nicht wiederkehren, wenn sie nach wenigen Jahren dennoch sich werden zur Auftheilung gezwungen sehen, um die Hutweide zu Ackerfeld zu machen und anstatt der natürlichen Weide zum künstlichen Futterbau überzugehen.

In den Augen des Westeuropäers ist Ungarn noch immer die menschenleere, viehreiche Steppe, wo die Hutweide Alles ist und das Pflugland daneben klein und verschwindend erscheint. Das ist eine veraltete Wahrheit und nunmehr ein Anachronismus. Noch zur Zeit, als das provisorische Kataster angefertigt wurde (1852), betrug das Areal der Hutweide in den drei vormaligen Verwaltungsbezirken Ofen, Grosswardein und Temesvár, welche nahezu mit der grossen Ebene zusammenfallen, nicht weniger als 21,9 % des landwirthschaftlich be-

nutzten Bodens[1]) oder 336 Quadratmeilen, das Ackerfeld dagegen 44,6 % oder 687 Quadratmeilen. Aber hier ist schon die Wahrscheinlichkeit, dass die Hutweide um Vieles zu hoch angegeben ist, da sich ein Jeder bestrebte, seine Felder im Steuerbuche in einer niedern Culturgattung verzeichnet zu wissen, um dadurch weniger besteuert zu werden. Gerade aber seit dem Jahre 1852 hat die Hutweide consequent dem Pfluge nachgeben müssen. Die Auftheilung der Hutweide wurde eifrig betrieben, und wo der Boden zum Ackerfelde tauglich war, da wurde er auch unter den Pflug gebracht. So ist die Hutweide meistentheils auf ein Minimum zusammengeschmolzen, oft schon ganz verschwunden, und der noch geduldeten drohet jedes Jahr der Pflug das Messer an die Kehle zu setzen. Auf den Pusztten Ungarns, welche vor 15 Jahren noch so weite Strecken der Steppe bedeckten, und wo die giftige Wolfsmilch das üppigste Kraut war, wogt und wuchert jetzt der neunzigpfündige Weizen, welcher seit zwölf Jahren allmälig die Reise in alle Länder des westlichen Europas gemacht hat.

Die Puszta, d. h. die nach Meilen gemessene, baumlose Hutweide, schwindet dahin, und wo man ihr das Dasein noch gönnt, da hört sie auf, den Typus der ungarischen Landwirthschaft zu bilden. Der Name aber wird nicht schwinden: wie er von Anfang an die Culturgeschichte Ungarns begleitete, so geht er auch mit ihr weiter und er wird nicht aussterben. Puszta heisst ursprünglich die Wüste, und die Wüste, die nur vom wandernden Nomaden bewohnte Steppe Asiens war es, die zuerst den Heerden des Ur-Magyaren ihre Nahrung gab, die den Reichthum des Magyaren und damit sein Volk mehrte, und die ihn so entschieden für die Freiheit und Unabhängigkeit, aber so schlecht für ein sässiges und wirthschaftliches Leben erzog. Als er im heutigen Ungarn seinen Wanderstab in die Erde pflanzte, um eine bleibende Heimat um ihn herum als festes Zelt zu bauen, da nannte er das weite offene Weidefeld eine

---

1) In ganz Ungarn ohne Banat nur 15,8 %, im Banat 18,9 %; das Ackerfeld nahm hier ein 37,2 %, beziehungsweise 53,4 %.

Wüste, die Puszta, zum Andenken vielleicht an das verlassene Land, und die „Puszta“ wurde wiederum das Element, in dem der Ungar seine Wirthschaft trieb. Und als in jüngster Zeit die Hutweide nicht mehr genügte, das Volk zu ernähren, da nahm er einen Theil der Ebene und baute ihn an. Auch das nannte er wieder die Puszta, weil es der Hutweidepuszta entnommen war. Die grossen Güter des Adels, welche nicht unmittelbar vom Dorfe aus bewirthschaftet werden, sind im Munde des Ungarn Puszten, ebenso wie die in neuester Zeit auf der alten Puszta angelegten Bauernfelder. Ueberhaupt heisst jeder Einzelhof Puszta. Das Element der ungarischen Landwirthschaft eben ist jetzt auch ein anderes geworden. Die Kraft derselben liegt in den rationell bewirthschafteten Gütern des Grossgrundbesitzers, in den jungfräulichen Feldern der aufgerissenen Hutweide und der sorgfältigen Cultur der Einzelhöfe. Und ist es nicht merkwürdig, dass wir auch hier wieder allenthalben dem Worte Puszta begegnen? Das Wort ist unzertrennlich von der ungarischen Nationalwirthschaft; der dankbare Ungar lässt das Wort nicht, welches gleichsam die Geschichte seiner Nation ist, und wenn einst Ungarn in der That ein „blühender Garten“ ist, dann wird es im Worte eine Landschaft voller „Wüsten“ sein.

Wäre es uns bescheert, eine Culturgeschichte der Magyaren zu schreiben, so würden wir die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Puszta als Eintheilungsgrund annehmen. Die erste Periode kennt das Wort in der Bedeutung von Steppe oder Wüste; die zweite gebraucht es zur Bezeichnung der Weide, und die dritte gibt dem einzeln gelegenen Wirthschaftshofe und Felde diesen Namen. Immer aber zeigt das Wort, wo der Kern der ungarischen Wirthschaft und mit ihr des ungarischen Lebens zu suchen und zu finden ist [1]).

---

1) Das Wort puszta kommt freilich auch im Slavischen vor und es mag — was wir nicht beurtheilen können — die ungarische Sprache dieses Wort erst von den Slaven angenommen haben. Die Thatsache bleibt dennoch bestehen, dass das Wort puszta aus der Wüste zur Hutweide, aus dieser zum Einzelhofe übersiedelte, wie sich der Gegenstand der Volkswirthschaft ver-

Viertes Kapitel.

Der Grundbesitz.

Ungarn leidet an einem grossen Gebrechen: am Mangel des Mittelstandes.

Es kannte bis auf die neueste Zeit nur einen übermüthigen Adel und gedrückte Unterthanen. Ein freier Bürger- und ein freier Bauernstand fehlte. Die wenigen freien Städte fielen kaum merklich in die Waagschale, und die privilegirten Districte der Jazygen, Kumanen und Hajduken dehnten sich nur über ein Gebiet von etwa 100 Quadratmeilen aus.

Das übrige Gebiet aber war in den Händen des Adels, welcher fast rein ungarischer Nation war. Das Lehenssystem hatte sich im Mittelalter auch in Ungarn eingeschlichen, und besonders war es Ludwig der Grosse (1342—82), der in seiner Vorliebe für Adel und Geistlichkeit den Bauernstand herabdrückte. Von da an leistete der Bauer dem Adel den Neunten, wie er der Geistlichkeit den Zehnten von allen Feldfrüchten schon seit Stephan I. geleistet hatte; er war der Gerichtsbarkeit des Adels unterworfen und die Uebersiedelung von eines Herrn Gebiet in das eines andern wurde abhängig gemacht von der Zustimmung des bisherigen Grundherrn, und damit die Freizügigkeit vernichtet. Im folgenden Jahrhunderte wurde diese zwar von Sigismund III. wieder hergestellt und von Mathias Corvinus bestätigt, allein der Bauernaufstand unter Dózsa (1514) hatte die Aufhebung dieser Freiheit wieder auf eine Zeit lang zur Folge, bis Maximilian sie nochmals zurückgab. Wie es factisch um die Ausübung dieser Freiheit ausgesehen hat, mag daraus beurtheilt werden, dass dieselbe im Jahre 1791 nochmals durch ein Gesetz gesichert wurde.

änderte, an welchem sie haftete. Uebrigens heisst Puszta auch heute noch im Slavischen nur die Wüste. — Auffällig ist, dass auch in Süddeutschland unter „Einöde“ der Einzelhof verstanden wird.

Der leibeigene Bauer war bis auf Maria Theresia der Willkür des Grundherrn ziemlich offen ausgesetzt. Erst das Urbarium, welches diese Regentin 1767—1773 in Ungarn durchführen liess, wehrte vor den Uebergriffen der letztern, indem es die Rechte und Pflichten der Unterthanen genau bestimmte. Josef II. hob 1785 die Leibeigenschaft auf, und wenn auch die Zustände unter seinem Nachfolger auch in dieser Beziehung nach einer Reaction schmeckten, so hatte doch der Geist der neuern Zeit auch in Ungarn schon sich fühlbar gemacht in dem Verhältnisse des Unterthanen zum Grundherrn, noch ehe das Jahr 1848 dieses ganz beseitigte.

Seit dem Urbarialedicte Maria Theresia's war der Bauer erblich auf seinem Gute; er stand unter dem Schutze des Urbarialgerichtes und nur dieses konnte ihn seiner Session entsetzen. Dasselbe Edict bestimmte auch die Grösse jeder Ansässigkeit in den einzelnen Comitaten, so dass der Grundherr nicht mehr beliebig viel von den Feldern seiner Bauern abreissen konnte. Aus Folgendem ist ersichtlich, wie gross in einzelnen Gegenden die volle Ansässigkeit (Session) eines Unterthanen war.

Im Banat betrug sie durchaus 24 Katastraljoch Aecker, 6 Joch Wiesen, 3 Joch gemeinschaftliche Hutweide und 1 Joch Hausgrund; zusammen also 34 Katastraljoch.

Im Bácser Comitat: je nach der Güte des Bodens 32 bis 38 Joch Ackerfeld und 22 Mahd Wiesen nebst 1 Joch Hausgrund.

Auf dem ungarischen Alföld i. e. S. steht Csánad oben an mit 36—38 ungar. Joch[1]) Ackerfeld und 20 Mahd Wiesen. Csongrád und Békés kommen dem nahe.

Die geringste Grösse einer vollen Session dürfte auf der untern Ebene im Stuhlweissenburger Comitate zu suchen sein mit 22—26 ungar. Joch und 8—12 Mahd Wiese.

Auf der kleinern Ebene sind die Güter der Bauern noch

---

1) Die Grösse eines Joches wechselt in den verschiedenen Comitaten, und zwar in Ungarn zwischen 1100, 1200 und 1300 Quadrat-Klafter. Ein Katastral-Joch hat 1600 Quadrat-Klafter.

kleiner, indem hier eine Session zwichen 16 und 26 Joch Ackerfeld und 6—10 Mahd Wiese wechselt.

Zu diesem Besitze ist nun in neuester Zeit noch die aufgetheilte Hutweide hinzugekommen, welche für eine volle Session zwischen 4 und 22 ungar. Joch ausmachte.

Man muss jedoch nicht glauben, als seien unter den Unterthanen die vollen Sessionen die vorherrschenden gewesen. Der Bauer konnte zwar auch mehr als eine volle Session erwerben, wo nämlich die Gemeinde mehr als 40 Urbarialsessionen umfasste, für jede weitern 40 Sessionen je eine, aber nicht mehr als 4 Sessionen. Jedoch war die Zerschlagung häufiger als die Anhäufung, und der ungarische Bauernstand wurde ein Kleinbauer, wenn auch seine Gründe noch manchen deutschen Vollbauer weit überholen. Die Naturaltheilung unter die Kinder ist ungarische Sitte, und durch sie sind manche volle Sessionen zu Achteltheilen zersplittert. Am Schlusse der „frühern Zeit“, um das Jahr 1848, gab es nur ein einziges Comitat, welches mehr Sessionen als grundbesitzende Unterthanen hatte; im Comitate Wieselburg waren auf den 4433 Sessionen nur 3473 Bauern. In allen andern Comitaten überwog die Zahl der grundbesitzenden Unterthanen jene der vollen Gründe, worin sie sich zu theilen hatten. In der Krassóer Gespanschaft fanden sich 27,890 Bauern auf 6496 Sessionen, so dass auf einen Bauern nicht einmal eine Viertelsession kam. Im Durchschnitt für ganz Ungarn treffen fast 3 vormals unterthänige Bauern auf eine Ansässigkeit [1]).

---

1) Fényes, Ungarn im Vormärz, zählt 254, 629 Sessionen, auf welchen 619,725 Bauern sassen. Hiervon entfallen auf die drei öfter genannten Verwaltungsbezirke Ofen, Grosswardein und Temesvar, ausgenommen die Bezirke der Hajduken, Jazygen und Kumanen, wie die von Siebenbürgen reincorporirten Theile 94,320 Sessionen und 261,269 Bauern. — Nach Galgóczi a. a. O. S. 103 waren unter 545,252 Unterthanen

17,262 im Besitze von mehr als einer Session,
48,599 „ „ „ einer „
43,865 „ „ „ mehr als $^1/_2$ „
173,119 „ „ „ $^1/_2$ „
239,692 „ „ „ $^1/_4$—$^1/_2$ „
22,715 „ „ „ weniger als $^1/_4$ „

Das Wieselburger Comitat nennt übrigens einen Vollbauern auch nicht

Rechnet man nun, der Wirklichkeit ungefähr entsprechend, auf eine Session, in der grossen Ebene, die ausgetheilte Hutweide und den Hausgrund mit einbegriffen, 40 Katastraljoch, so stellt sich als Durchschnitt eines bäuerlichen Grundbesitzes nur eine Fläche von etwa 15 Joch heraus, was gewiss in Anbetracht der extensivern landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht hinreichend ist. Die Pacht für ein Joch beläuft sich zur Zeit im Durchschnitt auf etwa 6 fl.; das würde einen Reinertrag von 90 fl. für ein durchschnittliches Bauerngut bilden. Mit 8 bayerischen Tagwerk wird man in Bayern wohl durchschnittlich ein gleiches Resultat erzielen.

Man muss aber ausdrücklich in Erwägung ziehen, dass den vorerwähnten niedrigen Durchschnitt nicht etwa die Kleinhäusler hätten zu Stande bringen helfen. Diese sind ausgeschieden und ihre Anzahl beträgt für Ungarn (1848) nach Fényes 911,774, die blossen Pächter mit einbegriffen. Ein Häusler ist auch Grundbesitzer, aber nur im Orte selbst, ausser Hausgrund und Garten (Intravillangrund) besitzt er höchstens noch ein Stück von der aufgetheilten Hutweide von $^1/_8$ Joch als Feld (Extravillan).

So standen die Dinge zur Zeit, als das Unterthanenverhältniss aufgelöst wurde. Wir können nicht beurtheilen, ob seit jener Zeit mehr Schritte gethan sind zur Consolidation der Bauerngüter, oder zu deren Zersplitterung. Das Minimum, bis zu welchem hinab ein Gut kann getheilt werden, ist jetzt auf eine Viertelsession erhöht, während es früher, wenn wir nicht irren, vom Gutsherrn abhing, jedenfalls aber bis zu einer Achtelsession herabging. Auf der andern Seite ist der Bauer jetzt ungehindert, zu seinem Besitze so viel hinzuzufügen, als er

---

jenen, der eine volle Session hat, sondern den Besitzer von vier Sessionen. Eine solche Session umfasst hier 15—20 Joch Ackerland, 6—8 Joch Wiese, 9 Joch Weide, 2 Joch Hofgründe. Es dürfte wohl kein zweites Comitat auf der Ebene geben, wo die Bauern so reich an Besitz sind. Der Grossgrundbesitz tritt dagegen ganz zurück; während $^4/_5$ des Comitats den Bauern zugefallen ist, bleibt in den Händen der Grossen nur ein Fünftel. Hecke, die Landwirthschaft der Umgebung von Ungarisch-Altenburg. 1861.

mag, während ihm vordem ein Maximum von 1—4 Sessionen gesetzt war. Jedoch nicht das Gesetz bestimmt hier, sondern die Sitte; das Gesetz baute hier nur die eine Schranke (das Minimum) und riss die andere (das Maximum) nieder. Es fragt sich, ob das Volk mehr bemüht ist, sich der neuen Schranke zu nähern oder sich von der alten zu entfernen. Die Naturalerbtheilungen streben stark in der erstern Richtung. Dem entgegen wirkt die grosse unüberwindliche Lust des Ungarn an einem ausgedehnten Besitze. Der Magyar — denn der „Schwab“, d. i. der ungarische Deutsche, ist auszunehmen — hat noch nicht begriffen, wie man eine gute kleine Wirthschaft einer schlechten grossen vorziehen kann. Er legt am liebsten sein Capital in neu angekauftem Boden an, vorausgesetzt, dass er überhaupt verkäuflichen Boden findet. In Ungarn ist nur der Deutsche ein intensiver Landwirth; der Magyar, trotzdem er in seiner Arbeit, merkwürdiger Weise, viel sorgfältiger und accurater ist, betreibt seine Landwirthschaft mit ungeheuchelter Vorliebe noch am meisten nach dem alten extensiven Ritus seiner Vorfahren. Desshalb ist er auf Vergrösserung seines Gutes bedacht. Volkswirthschaftlich aber hat dieses Streben nach geometrisch grossen Gütern kaum einen Werth. Um wie viel ein Gut an Ausdehnung beim Magyaren grösser ist als beim Deutschen, um so viel wiegt die gleiche Fläche leichter. Und da das Capital dem Landwirth, zumal dem kleinern, so sehr mangelt, so liegt die Folgerung sehr nahe, dass ein Bauer, wenn er seinen Besitz um jeden Preis zu erweitern sucht, selten das gehörige Betriebscapital zur Hand hat, und dass so beim selben Bauer eine kleinere Wirthschaft nahezu dieselbe Kraft entwickeln wird, wie die durch Zukauf vergrösserte. Wenn ein kleiner Grundbesitzer, welcher für sein Gut aber ein reichliches Betriebscapital hat, noch neue Gründe hinzukauft, ohne jenes mehren zu können, und wenn er desshalb extensiver zu arbeiten gezwungen ist, so mag er wohl in den Augen der Leute, auch wohl in seiner eigenen Meinung, ein grosser Grundbesitzer geworden sein: aber wirthschaftlicher Effect ist nicht in dem grossen Grundbesitze.

Ungarns Bauernstand, so glauben wir, leidet so lange an zu kleinen Besitzungen, bis ihm das Kapital zu Gebote steht, seinen Boden hinlänglich zu investiren und zu bearbeiten.

Der ungarische Bauer steht der Zwergwirthschaft näher, als der deutsche in den meisten Gegenden, wenn jener auch den dreifachen Flächenraum in Besitz hätte.

Die Erwägung dieser Wahrheit wird die Illusion schwinden machen, welche schon so manchen deutschen Kleinbauern und Tagelöhner angeführt hat, als er sich zur Uebersiedlung nach Ungarn entschloss. Er hatte nicht bedacht, dass die Grösse der Fläche nicht die Grösse des wirthschaftlichen Vermögens ist. Wer sich in Ungarn ein Gut für 4000 fl. kauft, ist dem Zwergbauern nicht weniger nahe, als wenn er es in Deutschland gekauft hätte. Die Bodenrente dürfte sich in beiden Fällen gleich bleiben, und was der Bauer über dieselbe hinaus erwerben will, muss er als sein eigner Tagelöhner verdienen.

Aber darin liegt ein grosser Unterschied zwischen Deutschland und Ungarn, dass es im letztern Lande die von Rau sogenannten Arbeitsgüter in viel geringerm Grade gibt, d. h. Güter, auf denen die Familie nicht vom Ertrag des Gutes als solchem, sondern hauptsächlich von der Arbeit lebt, zu welcher das Gut Gelegenheit gibt. Ungarn kennt nur die sogenannten Nahrungsgüter in grösserer Ausdehnung; Arbeitsgüter sind aus dem Grunde eine Seltenheit, weil die ungarische Landwirthschaft keine regelmässige Arbeit zulässt, sondern nur eine stossweise Ueberladung zur einen und eine vollkommene Arbeitslosigkeit zu einer andern Zeit des Jahres.

Die wenigeren Bedürfnisse des ungarischen niedern Besitzerstandes erlauben übrigens, dass manches Gut nicht mehr als Arbeitsgut, sondern schon als Nahrungsgut kann angesehen werden, wenn sein Reinertrag in Deutschland noch längst nicht dazu berechtigen würde [1]. —

---

1) Dass auch der Ungar selbt die Zwergwirthschaft empfindet, zeigt Galgóczy a. a. O. S. 117 und 118, indem er vorschlägt, bei jenen Gütern, welche bereits weniger als 100 Joch umfassen, die weitere Theilung zu ver-

Gegenüber nun dem Grundbesitz des Bauers, den wir als zu klein bezeichnet haben, steht die ländergebietende Macht des reichen ungarischen Adels. Den im Zusammenhange liegenden Gütercomplex eines Grossgrundbesitzers nennt man Herrschaft; aber eine Herrschaft ist nicht immer gleichbedeutend mit dem ganzen Besitz eines Herrn, da Viele mehrere Herrschaften in verschiedenen Gegenden besitzen. Nach Orosz[1]) hätten die zehn grösstbegüterten Familien des Landes nicht weniger als den sechsten Theil des Königreichs in Besitz, d. h. mit den Urbarialgründen ihrer vormaligen Unterthanen[2])!

bieten; die Güter von 100—200 Joch aber nur einmal, und selbst den grössten Besitz nur in vier Theile zu theilen. Ein Maximum wünscht Galgóczy nicht, indem er glaubt, die Tendenz sei ohnehin nicht da, Güter anzuhäufen, sondern nur sie zu zerkleinern. — Wir finden an genanntem Orte, dass es kein gesetzlich festgestelltes Minimum im Lande gäbe; wir haben dagegen in unsern Notizen gefunden, das Minimum sei eine Viertelsession; ob unsere Notiz nicht richtig ist, oder ob die Bestimmung des Minimums erst nach 1855 gegeben ist, in welchem Jahre G. schrieb, wissen wir nicht.

1) Terra incognita. Notizen über Ungarn. 1860.

2) Der fürstliche Zweig der Familie Eszterházy besass vor Kurzem allein in Ungarn 29 Herrschaften mit 60 Marktflecken, 414 Dörfern, 207 Prädien. Das Gebiet derselben war 93 Quadratmeilen mit 720,000 Joch eigenem (Allodial-)Grund, das ist ein Besitz von 72 Quadratmeilen. Die Einkünfte beliefen sich auf 800,000—1,700,000 fl., also vom Joch nur 1—2 fl.! An Entschädigung für die grundherrlichen Rechte wurden 10 Mill. Gulden gezahlt. — Von den übrigen grossen Herrschaften, welche aber nicht immer den ganzen Besitz ihres Eigenthümers ausmachen, wollen wir nur jene anführen, welche von uns besucht wurden.

Name der Besitzung	Comitat	Name des Eigenthümers	Grösse in katastralen Jochen	Bemerkungen
Kis Szállás	Bács	Stametz Meyer	27,000	10,000 J. unproductiver Flugsand
Ung. Altenburg	Wieselburg	Erzh. Albrecht	25,000	
Mágócs	Csongrád	Graf L. Karolyi	31,500	
Hatzfeld	Torontál	Graf Csekonits	39,000	
Darda	Baranya	Fürst Lippe	68,000	16,000 J. unproductiv
Bellye	Baranya	Erzh. Albrecht	125,000	davon in eigener Regie landwirthsch. genützt 28,500 J.

So zeigt sich auch hier Ungarn wieder als das Land der unvermittelten Gegensätze. Entweder zertrümmerter Bauernbesitz oder Fürstenthümer von Gütern; der Mittelstand ist schwach oder fehlt.

Doch es gibt einen solchen Mittelstand, der aber nicht desshalb diesen Namen verdient, weil er den Uebergang vom Bauern zum begüterten Adel vermittelt, sondern weil er weder Fisch noch Fleisch, weder Bauer noch Bürger, noch Adel, sondern ein Bauernadel ist. Fényes zählt nicht weniger als 136,093 adelige Familien in Ungarn und der Militärgrenze, was etwa 5 Procent der Gesammtbevölkerung ausmacht. Auf die Quadratmeile kommen im Durchschnitt gegen 230 Seelen, im Borsoder Comitate aber gar 545. Wenn nun der grosse Adel so ausgedehnte Besitzungen hat, dass die zehn Ersten bereits ein Sechstel des weiten Landes vorweg nehmen, und wenn dann der zahllose kleine sich in den Rest theilen soll, so folgt von selbst, dass ihm kein grosser Antheil zufällt. Der „Sandalen-Adel" [1]) ist eben nicht der geringste Schaden in Ungarn. „Der so zahlreiche gemeine Adel ist eine Menschenklasse, deren grössere Hälfte an Armuth, Rohheit, Uebermuth, Trägheit und Nutzlosigkeit in ganz Europa vergebens seines Gleichen sucht. Es gibt Tausende unter ihnen, die bis zum höchsten Alter nicht so viel für das Vaterland geleistet, als der geringste Bauer oder selbst der mittelloseste Häusler in einem Jahre. In frühern Zeiten, wo der kleinere Adel den Kern des ungarischen Heeres bildete, hielt ihn militärische Disciplin im Zaume, und in den wenigen Friedensjahren liess man demjenigen wohl manche Unordnung hingehen, der tapfer fürs Vaterland gekämpft und geblutet hatte. Seit 100 Jahren, wo dieses aufhört, fragt man sich vergebens, worin denn eigentlich der Staatszweck dieser zahlreichen Menschenklasse beruhe, welche noch obendrein durch verwickel-

---

Zur bessern Anschauung dieser Flächenräume diene, dass 10,000 Joch eine österreichische und $1{,}_{04}$ deutsche Quadratmeile bilden.

1) Bocskoros nemesség; so genannt, weil sich ein grosser Theil desselben nicht einmal Stiefel anschaffen kann, sondern in Bundschuhen einhergeht.

ten Rechtsgang, der ihren Vergehen in vielen Fällen eine Impunität angedeihen lässt, in ihrem Uebermuth und ihren Ausschweifungen bestärkt wird! Wie denn überhaupt fast in jedem Comitate die adeligen Communitäten in jedem Culturzweige am meisten zurück, mitunter ein Herd immerwährender Excesse, eine Geissel der Mitbesitzer, Nachbarn und der öffentlichen Beamten sind, und gewöhnlich zur Bevölkerung der Gefängnisse, in welchen sie der Bauer erhalten muss, wacker beitragen [1]).“

Das Jahr 1848 hat nun zwar die Bedeutung dieser Adelsklasse gebrochen; sie hat kein nennenswerthes Vorrecht mehr, sie muss Steuern zahlen wie jeder Andere, und der kann sich noch glücklich schätzen, welcher eine recht hohe Steuersumme zu zahlen hat; denn die Meisten erfreuen sich nur eines sehr kleinen Besitzes. Der Sandalen-Adel ist jetzt zum reinen Bauern herabgedrückt, was er längst schon verdient hätte.

So finden wir in Ungarn nur die zwei Extreme des Grundbesitzes: ungeheure Gütermassen und verhältnissmässig kleine Bauern. Die Vermittlung zwischen den Extremen fehlt; der Schwerpunkt der ungarischen Volkswirthschaft liegt nicht im Centrum, sondern ganz auf der einen Seite, beim Grossgrundbesitzer [2]). Leute von der Stellung, dass sie zugleich in die

---

1) Orosz a. a. O. — Dem „Sandalen-Adel“ verdankt Ungarn wohl hauptsächlich seinen schlechten Ruf im Auslande. Ausser bei ihm ist die bei uns so verschrieene ungarische Wirthschaft eine ganz andere, als wir sie uns vorstellen. Mit der Herrschaft dieses Adels, wie sie im Vormärz war, fiel auch die Unordnung grösstentheils in der ungarischen Verwaltung aus. Unvergleichlich schildert Eötvös die alten traurigen Zustände ihrer Herrschaft in seinem Roman: „Der Dorfnotär.“

2) Wir berechnen das Verhältniss der adeligen Gründe zum bäuerlichen Besitze auf folgende Weise, da wir keine directe Auskunft fanden. In den 16 Comitaten, welche die drei Verwaltungsbezirke Ofen, Grosswardein und Temesvar bildeten — mit Ausnahme der freien Districte und der 1836 von Siebenbürgen reincorporirten Theile — gab es nach Fényes (Ungarn im Vormärz S. 62 f.) auf einem Gebiete von 1584 Quadratmeilen nur 94,320 Urbarialsessionen. Die Session zu 40 Joch kat. gerechnet, betrug die Ausdehnung der Unterthanengründe 3,772,800 Joch oder 377 Quadratmeilen. Für die

obere und in die untere Klasse hineinreichten, sei es durch Bildung oder durch Vermögen, gibt es in Ungarn sehr wenig. Der Bürgerstand fehlt noch so gut wie ganz. Ein Zusammengehen aller Interessen wird dadurch vor der Hand noch sehr erschwert. Es fehlt der Leiter an den Mittelstufen. Die Thatkraft und der Fleiss des Untenstehenden steigt nicht hinauf und die Macht der Bildung und des Vermögens kommt nicht über diese Stufenlücke hinab, so dass beide sich gegenseitig unterstützen könnten. Jeder bleibt auf sich allein angewiesen. Gegenseitige Bildung und Förderung fehlt. Wo der Mittelstand fehlt, da gibt es wohl noch Individuen, aber keine Klasse, welche Arbeit und Macht zugleich üben: Die Macht, sei sie Bildung oder Vermögen, geistiges oder wirthschaftliches Capital, gibt hier ein Anrecht auf Müssiggang, und die Arbeit ist nicht der Ausdruck der Strebsamkeit, sondern der Armuth, der Machtlosigkeit.

Durch das Vorherrschen der grossen Güter gewinnt übrigens die ungarische Landwirthschaft ein ganz eigenthümliches Aussehen. Was der Westeuropäer auch über die zurückgebliebene Cultur in Ungarn denken mag: die rationelle Landwirthschaft ist gerade so gut in Ungarn vertreten, als in irgend einem Lande Europas. Zwar lässt sich den Bauernwirthschaften selten viel Rationalität nachrühmen; aber wo ist es in Deutschland anders? Von den grossen Gütern dagegen kann man

---

Grundherrn blieben also noch 1207 Quadratm. oder 76 Proc.! Freilich war von dieser Fläche weder Alles productiv, noch Alles in den Händen von Grossgrundbesitzern, sondern einen Theil nahmen die wenigen Städte vorweg, und ein anderer war beim kleinen Adel. — Genaueres haben wir nur über das Comitat Szolnok, wo 385,000 Joch in den Händen solcher Grundbesitzer sind, welche über 100 Joch besitzen, und 105,000 bei den Besitzern von weniger als 100 Joch (170 bayer. Tagwerk). — Nachträglich erhalten wir aus Galgóczy, K. Mezögazdasági statistikája S. 86 f. folgende Angaben: In den Händen des Adels waren 18,536,884 J.; die freien Districte und die ausserdem von der Grundsteuer befreiten Felder betrugen 2,654,000 Joch; im Besitze der Bauern aber waren nur 10,309,510 kat. Joch. Diese Zahlen beziehen sich auf das ganze Königreich Ungarn; jene erstern nur auf jene drei Verwaltungsbezirke, welche die untere Ebene in sich fassen.

sagen, dass sie im Ganzen gut bewirthschaftet sind. Die vielen Wirthschaftsbeamten der grossen Güter setzen ein so zahlreiches gebildetes landwirthschaftliches Personal zusammen, wie es anderwärts nicht häufig gefunden wird. So könnte man die Bedeutung der grossen Güter für Ungarn vielleicht darin finden, dass sie berufen seien, als Lehrer der rationellen Landwirthschaft auf den Bauern zu wirken. Allein sie würden diesen Platz viel besser ausfüllen, wenn ihre Ausdehnung viel geringer wäre; denn bei der vorherrschenden grossen Differenz wagt es der Bauer nicht, seine Wirthschaft mit der des alten Grundherrn in Parallele zu stellen. Wie es jetzt ist, scheint es dem Bauern, als bringe die Grösse des Gutes die Rationalität mit sich, als lasse sich Nichts von Jenem mit Vortheil auf einem Bauerngute durchführen, was seine guten Folgen auf einer grossen Wirthschaft so klar zeigt.

Wenn aber auch die grossen Güter den kleinen weit voranstehen, so sind sie dennoch für das Land nicht von der Bedeutung, als diese. Die Zeiten sind Gottlob für Ungarn vorüber, in denen der freie Ertrag der grossen Herrschaften grösstentheils dem Adel ins ungarische Ausland nachgeschickt wurde. Aber ein Gut hat nicht so sehr den Zweck, gut bewirthschaftet zu werden, als jenen, dass es möglichst viele Früchte bringe. Eine noch so vortreffliche Bewirthschaftung kann das Ueberwuchern des grossen Grundbesitzes nicht rechtfertigen, wenn dieser die Masse des Volkes von dem Mitgenusse seiner Früchte ausschliesst. Der freie Ertrag auf dem grossen Gute ist durchschnittlich grösser, als auf den Bauerngründen; allein dieser freie Ertrag zieht keine Bevölkerung herbei, die sich dessen freuen könnte, sondern vertreibt sie. Insofern haben die grossen Güter oder Prädien den Namen der Puszta oder Wüste nicht mit Unrecht; denn sie sind ungleich weniger bevölkert, als die Bauerngründe. Wo die Prädien nicht für 2000 Seelen auf der Quadratmeile Unterhalt gewähren, zählen die Dörfer mehr als 3 und 4000 Einwohner auf einem gleichen Raume. Die niedere Durchschnittszahl der Einwohner, welche in Ungarn auf die Quadratmeile treffen, rührt zu einem grossen

Theile, vielleicht zum grössten, von der grossen Anzahl der Prädien her. Während z. B. Vásárhely auf seinem 11 Quadratmeilen grossen Hotter 42,500 Einwohner nährt und dazu noch 763,000 Metzen Getreide und Handelsgewächse ausführt, also auf die Quadratmeile 3800 Einwohner, bei einer Ausfuhr von fast 70,000 Metzen, befinden sich auf dem benachbarten Mágócs für ein Gebiet von mehr als zwei Quadratmeilen — nur so weit ist genannte Herrschaft hier in Berechnung zu ziehen — im Ganzen, mit Beamten, Geistlichen, Dienstboten u. s. w. 1202 selbständige Personen, welche bei der grossen Anzahl der Unverheiratheten kaum auf eine Bevölkerung von 4000, auf die Quadratmeile von 2000 Seelen schliessen lassen.

Nun beträgt auf der Herrschaft Mágócs

	die Production	der eigene Bedarf	der Ueberschuss
beim Raps	18,812 M.	812 M.	18,000 M.
beim Weizen	46,510 „	19,510 „	27,000 „
bei der Gerste	25,900 „	13,900 „	12,000 „
beim Hafer	12,560 „	12,560 „	—
bei der Hirse	4,780 „	1,780 „	3,000 „
beim Mais	11,875 „	1,875 „	10,000 „
Im Ganzen	120,437 „	50,437 „	70,000 „

Es kommt also in Mágócs, trotzdem dass die Bevölkerung nur halb so gross ist wie in Vásárhely, nicht einmal die Hälfte jenes Quantums zur Ausfuhr, nämlich nicht 35,000 Metzen auf die Quadratmeile.

Diese Vergleichung wird jedem auffällig sein, welcher gehört hat, dass Mágócs durch guten Boden wie durch eine vortreffliche Bewirthschaftung gleich ausgezeichnet ist. Die Production dieses Prädiums bleibt nach unsern Angaben weit zurück hinter jener von Vásárhely, welche nach Ernährung einer doppelten Bevölkerung die doppelte Ausfuhr hat. Wenn sich auch dieses Zurückbleiben hinlänglich aus der grössern Ausdehnung des Futterbaues, also aus der Einschränkung des

Kornbaues erklärt[1]), besonders aus einer Schafherde von 32,000 Stück, so verschlägt das hier nichts; uns kümmert im Augenblick nur, dass das Prädium bloss die Hälfte jener Bewohner nährt, wie die Feldmark der Bauern.

Mag nun auch das Prädium vom gleichen Flächenraume ein grösseres freies Einkommen abwerfen, und mag desshalb auch der Grundherr in der Stadt mit diesem mehr Luxusgewerbe beschäftigen, als die Bauerngemeinde, so wird auf der andern Seite dasjenige Gewerbe, welches für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, Kleidung, Wohnung u. s. w. arbeitet, ungleich weniger Beschäftigung auf dem Prädium, als in der Bauerngemeinde finden. Dass der grössere freie Ertrag der Prädien, dass die in den Städten verzehrten Renten der Gutsherrn nicht sehr belebend auf den Gewerbestand gewirkt haben, gewahrt man auf den ersten Blick an dem gewerblosen Zustande der ungarischen Städte.

Eine Zertheilung des Grossgrundbesitzes würde desshalb für die Volkswirthschaft Ungarns von dem grössten Nutzen sein. Die Bauerngüter würden wahrscheinlich bei einer solchen Zersplitterung sich vergrössern, und vor allem würde dadurch die Bildung eines Mittelstandes erleichtert. Die Bevölkerung würde auf den zertrümmerten Prädien zunehmen. Nun ist zwar eine starke Bevölkerung an und für sich noch kein Segen; nur so lange ist sie es, als dieselbe keine Uebervölkerung zu nennen ist. In diesen Grenzen aber ist die Dichtigkeit der Bevölkerung das Element, aus dem die ganze Volkswirthschaft ihre Wärme und ihr Leben schöpft.

Man will die Blüte und Kräftigung der ungarischen Landwirthschaft. Dazu bedarf es eines nahen Marktes, eines Abnehmers der landwirthschaftlichen Producte im eigenen Lande, man bedarf eines zahlreichen Gewerbestandes und einer entwickelten Industrie. Gewerbe und Gewerbefleiss, und dieser

---

1) Im Sommer 1866 waren $43{,}_{315}$ % des landwirthschaftlich benützten Areals mit Körnerfrüchten und Handelsgewächsen, $56{,}_{685}$ % mit Futterpflanzen angebaut.

letztere ist die Pflanzschule der Industrie, wollen aber nur dort sich ansässig machen, wo eine zahlreiche und besitzende Bevölkerung sich zu ihrem Abnehmer und Kunden anbietet. Man schaffe also diese als das erste Glied in der Kette, d. h. man gebe ihr Gelegenheit, das Land zu occupiren, anstatt dass man sie von einem so grossen Theile des Landes, von den Prädien, ausschliesst.

Wenn ein Institut immer das zum Wohle des Landes thäte, was es thun könnte, so erfreute sich Ungarn einer solchen Anstalt in der Filiale der belgischen Bank, welche sich neben Anderm zur Aufgabe gemacht hat, grosse Gutscomplexe an sich zu bringen und dieselben dann zerkleinert wieder zu verkaufen, und zwar gegen eine Annuität. Bei uns sind dergleichen Geschäfte mit Recht verschrieen; aber in Ungarn könnten sie segenbringend sein, wenn man bei denselben nur nicht zu sehr den Vortheil des Institutes im Auge hätte. Der Gewinn, welcher dem Lande auf der einen Seite zufliesst, indem die grossen Güter zerschlagen werden, geht ihm auf der andern Seite vielleicht doppelt verloren in der Differenz des Preises zwischen dem ersten und zweiten Verkauf des Gutes; das Land erhält den ersten geringern, und bezahlt den zweiten, ungleich höhern. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass das Institut nur seinen Vortheil im Auge hat und dass es desshalb nicht so sehr bestrebt sein wird, Mittelgüter zu schaffen, als Zwergwirthschaften, für welch letztere sich viel mehr Käufer finden. Dadurch schadet die Anstalt vielleicht direct mehr, als sie nützt. Soll das Land Vortheil von einem solchen Institute haben, so muss es ein solches sein, welches auf eine Dividende verzichten kann, und welches seine Actionäre mit dem Gefühle bezahlt macht, eine patriotische That gethan zu haben, wie es beim ungarischen Bodencredit-Institut der Fall ist. Hier würde man nach andern Grundsätzen verfahren können, als nach denen des höchsten Profits für sich selbst.

Uebrigens kam das Land dem ausländischen Institute von Anfang an mit einem grossen Misstrauen entgegen. Man nahm es dem ausländischen Speculanten übel, dass er ungarische

Vorsehung mit seinem Geschäfte spielen wollte. Die Wirksamkeit des Institutes ist keineswegs zu jener Ausdehnung gelangt, welche man hätte erwarten sollen, und vielleicht kann man das ganze Experiment als misslungen bezeichnen [1]).

Die Bildung von Mittelgütern bleibt bisher noch ein unerfüllter Wunsch der ungarischen Landwirthschaft. —

Zum Verständniss der grossen Umwälzung, welche die ungarische Landwirthschaft in unserer Zeit erlitten, und der folgenschweren Verhältnisse und Missverhältnisse, welche aus derselben im vorigen Jahrzehend entstanden sind, ist es erforderlich, das früher bestehende Verhältniss zwischen Grundherrn und Unterthan noch einmal vorzuführen.

Seit den Zeiten Ludwigs I. (1342 — 1382) hatten sich zu dem Neunten und Zehnten allmälig noch andere Lasten hinzugesellt, die dem Bauern das Leben verbitterten, um so mehr, da sie nicht nach irgend einer Norm, sondern nach Willkühr des Grundherrn bestimmt und desshalb nur selten vermindert, um so häufiger aber vermehrt wurden. Das Mass der Anforderungen, welche man an den Bauern stellte, war gleich der Grösse des Bedürfnisses, welches der Grundherr auf den Geldbeutel und die Arbeitskraft des Unterthanen fühlte. Die Türkenkriege hatten das Geld des ungarischen Landwirths schon längst abgezapft, ehe sie sein Blut fliessen liessen.

Das grosse Bauernheer, welches man 1514 zusammenrief, um gegen die Türken einen Kreuzzug zu machen, hatte seinen Feind vielleicht richtig erkannt, als es sich nicht gegen die Türken, sondern gegen den einheimischen Adel wandte. Es unterlag, und das Loos des Unterthanen wurde drückender als zuvor. Eigentlich, heisst es, haben die Bauern sammt und sonders den Tod verdient; wenn man aber gnädiger ist als man

1) Das Gerücht sagt, dass der grösste Theil der von der Anstalt angekauften, aber noch nicht zertrümmerten Güter in den Besitz einer englischen, wenn auch der Langrand-Dumonceau'schen Bank nahe verwandten Anstalt übergegangen ist. Das wäre der beste Beweis für das Misslingen des Geschäfts. Erfolg hatte die Bank bei den Verkäufen der Sina'schen Güter und einiger minder wichtigen Parzellirungen im Weissenburger Comitat.

sollte, so ist es desshalb geschehen, weil „sine rusticitate nobilitas parum valet.“ Man sieht, dass auch dem Adel der Scharfblick nicht fehlte. Die Freizügigkeit wurde aufgehoben und der Bauer war hinfür ein Leibeigener: mera et perpetua rusticitate subjectus. Das Recht der Freizügigkeit wurde jedoch schon bald wieder zugestanden.

So blieb es nun im Wesentlichen bis auf Maria Theresia. Sie hat das grosse Verdienst, der Willkühr der Grundherrn Schranken gesetzt zu haben, indem sie das Urbarium gab. Man muss es freilich zur Ehre des ungarischen Adels sagen, dass viele Grundherrn ein so mildes Regiment über die Bauern führten, dass diese letztern sich der Einführung des Urbariums widersetzten, weil sie nach dem Urbarium zu grössern Leistungen verbunden waren, als bisher waren geleistet worden.

Die Rechte des Bauers bestanden nun nach dem Urbarium darin, dass dieser eine bestimmte Grösse des Gutes, je nach den einzelnen Comitaten verschieden, beanspruchen konnte. Ohne Genehmigung des Gerichtes konnte der Bauer nicht mehr von seiner Session vertrieben werden; meistens nur dann, wenn der Grundherr dem Bauern gänzliche Untüchtigkeit oder Gefährlichkeit nachwies. Der That nach war somit der Bauer Eigenthümer, wenn auch nicht freier Eigenthümer jenes Bodens, welchen das Urbarium ihm zusprach.

Die Unterthanen konnten jährlich von Michaelis bis Georgi ihren Wein ausschenken; wo es aber keinen Wein von eigener Fechsung gab, hatte die Gemeinde nur von Michaelis bis Weihnachten das Recht des Weinschanks; zur übrigen Zeit war die Wirthschaft ein herrschaftliches Regale. Brenn- und Bauholz erhielt der Unterthan, wo es zu haben war, unentgeltlich; die Mast hatte er billiger als der Auswärtige. Der Bauer hatte freies Verfügungsrecht über sein Vermögen. Laudemien waren in Ungarn ungekannt. Mühlzwang war verboten. Die Naturproducte konnte der Unterthan frei verkaufen; nur blieb dem Grundherrn das Vorkaufsrecht, wenn er der Producte zu seinem eigenen Haushalt bedurfte, nicht aber, wenn er sie wieder ver-

kaufen wollte, und er musste den vom Dritten bedungenen Preis in baarem Gelde zahlen.

Ueber jene Leistungen hinaus, welche das Urbarium bestimmte, war der Bauer durchaus frei. Das Urbarium aber bestimmte für einen Vollbauer, d. h. den Besitzer einer ganzen Session Folgendes:

1) Jährlich 52 Spannfrohnden oder anstatt einer Spann- zwei Handfrohnden. In der Erntezeit war der Grundherr berechtigt, jede Woche die doppelte Frohnde zu fordern, was jedoch für eine andere Zeit in Abzug gebracht wurde. Unterblieb eine Frohnde, so wurde die Handrobot mit 10 Kr. bezahlt, eine Zugrobot galt das Doppelte.

2) Vier Bauern leisteten ausserdem noch jährlich eine „lange Fuhr" zu zwei Tagereisen, jedoch nicht in der Erntezeit. Die Verpflegungskosten trug die Herrschaft.

3) Für den Genuss des unentgeldlichen Brenn- und Bauholzes musste der Vollbauer eine Klafter Brennholz im herrschaftlichen Walde fällen und zum Herrschaftshofe stellen.

4) Dreitägige Jagd auf wilde Thiere mit herrschaftlichem Pulver und Blei.

5) Ein Gulden Hauszins auf jedes Unterthanenwohnhaus.

6) Zwei Gulden für jeden Kessel zum Branntweinbrennen.

7) Zwei Hühner, zwei Kapaune, 19 Eier, ½ Maass Butter, oder anstatt dessen 48 Kr., ausserdem noch je 30 Vollbauern zusammen ein Kalb oder 1 Fl. 30 Kr.

8) Bei der Hochzeit oder Primiz des Grundherrn zahlte der ganze Bauer 48 Kr.; ebenso wenn der Grundherr zum Reichstag einberufen wurde.

9) Von allen Erdgewächsen gehört das Neuntel dem Grundherrn, nur nicht von den Gartengewächsen und den Brach- und Nachfrüchten; auch von Ziegen- und Schaflämmern war der Neunte zu geben. Die Kirche erhielt den Zehnten.

Dieses waren die Rechte und Pflichten aller jener Unterthanen, welche durch besondere Verträge mit der Grundherrschaft ihre Rechte nicht vermehrt oder verändert hatten.

Ausser diesen, welche man Urbarialisten nannte, gab es noch sogenannte Contractualisten, welche sich das eine oder andere Recht durch eigene Verträge erworben hatten. Die Einen von ihnen hatten das Recht des Grundeigenthums, so dass sie vollständig freie Hand hatten bei der Zertheilung, Veräusserung, Verschenkung u. s. w. auch ihres unbeweglichen Vermögens. Andere hatten die Ausübung der sogenannten Regalien, z. B. Wirthshaus-, Metzger-, Jagdregal. Bei Andern waren die Urbarialleistungen in bestimmte Geld- und Naturalabgaben umgewandelt. Es gab manche Unterthanen, welche vollkommen frei waren und nur noch unter herrschaftlicher Gerichtsbarkeit standen [1]).

Man kann in der That nicht behaupten, dass der ungarische Bauer bei diesen Verhältnissen sich schlecht gestanden habe, selbst mit den deutschen Bauern der frühern Zeit verglichen. Der ungarische Bauer konnte frei heirathen, wann er wollte. Er durfte Schulden contrahiren nach Belieben und auch ziemlich frei über sein Vermögen schalten; nur konnte er ohne Züstimmung des Grundherrn seine Session nicht zertheilen. Er konnte nach Umständen mehr als eine Session besitzen. Die Frohnden waren mässig. Kein Laudemium und kein Abzugsgeld, kein Zehent und Neunt von Brach- und Nachfrüchten. Und wenn ihm vor dem Gericht der Herrschaft auch häufig Unrecht geschah, so hat er doch für das „Recht", das ihm gesprochen wurde, keine Sporteln gezahlt.

Auf der andern Seite jedoch lag die ganze Steuerlast auf dem Bauern und den Bürgern der königlichen Städte und der freien Districte. Der Bauer stellte die Rekruten und unterhielt

1) Durchaus frei waren die freien Bezirke der Jazygen, Kumanen und Hajduken, mit einem Gebiete von 102 Quadratmeilen, welche eigene vom Comitate unabhängige Magistrate besassen und ihre eigenen Grundherren waren. Die privilegirten Kameraldistricte von Theisskron (Bács) und Grosskikinda (Torontál) waren von den gewöhnlichen Unterthanendiensten befreit, zahlten dafür aber dem Könige eine bestimmte Geldsumme. Die königlichen Freistädte und die 16 Zipser Städte waren ebenfalls keinem Grundherrn unterthan.

sie; er allein bestritt die Besoldung sämmtlicher Comitatsbeamten und Angestellten. Die Strassen fielen ausschliesslich ihm zur Last, und wenn sie nicht gemacht wurden, um so mehr. Für Kirche und Schule hatte er selbst zu sorgen. Und den durchreisenden Comitatsbeamten wie den Militärpersonen musste er gegen kaum nennenswerthe Entschädigung Vorspann leisten. Jedoch waren die Steuern gering und gegen die jetzigen Anforderungen des Staates verschwindend; die Zeit, welche ihm der Vorspann kostete, hatte für ihn wenig Werth, und der Bauer konnte wohl bestehen.

Für den Grundherrn waren gleichwohl die Leistungen der Bauern nicht gering anzuschlagen. Mochte auch die Robot hinter der freien Tagesarbeit schon weit, hinter der Stückarbeit noch mehr zurückstehen, sei es an Menge, sei es an Güte, und mochte auch die Anzahl der Robottage, welche den einzelnen Bauern trafen, nur gering sein: so genügte für eine Landwirthschaft, wo noch die Natur die Hauptarbeit verrichtet, auch die minder sorgfältige Arbeit viel eher als bei uns in Deutschland, und man richtete dort mit der wenigen Arbeit oft mehr aus, als bei uns mit vieler. Dazu brachte die unverhältnissmässige Menge das wieder hinzu, was der einzelne Bauer an jährlichen Roboten und sonstigen Leistungen weniger that, als in andern Ländern.

Nun kam das Jahr 1848, welches den Unterthanen frei machte, ihn der Frohnden und Urbarialabgaben, besonders des Neunten und Zehnten enthob und dem Grundherrn Entschädigung zusagte. Die Geistlichkeit verzichtete freiwillig und ohne Entschädigung auf den Zehent; natürlich erhielt sie andere Quellen für ihre Subsistenzbedürfnisse. Zu der Entschädigung aber, welche der Grundherr erhielt, musste nicht etwa bloss der vormals pflichtige und jetzt befreite Unterthan beitragen, sondern jeder Staatsbürger, der Handwerker so gut wie der Bauersmann, der Bauer der freien Districte und die zu entschädigenden Grundherrn ebenso wie die pflichtigen Unterthanen. Der Ungar hatte das Werk der Entfesselung von Grund und Boden nicht angesehen als ein privatrechtliches,

sondern als ein patriotisches; er wollte vielleicht durch dasselbe weniger dem einzelnen Unterthanen Erleichterung und Befreiung schaffen, und desshalb verlangte er auch vom Einzelnen nichts. Was er wollte, war die Hebung des Ganzen, die Stärkung des ganzen Staates durch einen freien und kräftigen Bauernstand, und zu dessen Förderung musste Jeder gleichviel beitragen, der überhaupt Interesse an der Kräftigung des Staates haben konnte. Die Idee war gross und würdig; denn Jene, welche sie zum Gesetze erhoben, brachten ihrem Vaterlande das grösste Opfer selbst, und erwarteten nur das geringere von den Andern. Aber mit dem Privatrecht kam man dennoch in eine grössere Collision, als zulässig war. Wenn Jeder ein Opfer bringen muss, und zwar im Verhältniss, so bleibt das Recht; aber wenn man dem ganzen Lande ein Opfer auflegt zu Gunsten des Unterthanen, so sollte doch dieser auch am meisten selbst zu diesem Opfer beitragen. Nun wurde aber der pflichtige Unterthan nicht nur gegenüber dem Grundherrn begünstigt, welcher zur Ablösung der Grundlasten gerade so gut beizutragen hatte, wie der Unterthan, sondern auch gegenüber jenen Unterthanen, welche sich bereits von selbst von den Unterthanenpflichten freigemacht hatten. Der Bauer, welcher sich z. B. bis zum Jahre 1847 mit vielem Gelde freien Grund und freie Hand erkauft hatte, musste nach 1848 noch einmal dieselbe Summe beitragen, wie sein Nachbar, welcher noch robot- und neuntpflichtig war. Der Erstere musste sich also zweimal ablösen. Es ist zwar kleinlich, wenn man da knausern und geizen will, wo man eine patriotische Idee durchführt; aber ob sich dieser Patriotismus auf Kosten des Privatrechts durch ein Gesetz rechtlich aufdrängen lässt, ist eine andere Frage.

Der freie Bauer also musste die Grundherrn entschädigen helfen, ohne dass er einen Vortheil davon hatte; der Handwerker und Bürger nicht minder.

Der Grundherr erhielt nun freilich eine Entschädigung. Aber sie war zum Theil nur eine Dislocation seines Vermögens aus der rechten Tasche in die linke; denn er selbst musste ja hauptsächlich — im Verhältniss zur Steuer nämlich — die Ab-

lösungsgelder des Staates an die Steuerkasse zahlen, und so entschädigte er sich mit seinem eigenen Gelde.

Dazu war aber die Entschädigungssumme kein Ersatz für das, was der Grundherr verloren hatte. Im Durchschnitt bekam er von einer Session 500 Fl.[1]) in Grundentlastungs-Obligationen, die ihm 5 Prozent Zinsen trugen. Das war auf das Jahr 25 Fl., etwa hinreichend, um jenes Geräthe in gutem Zustande zu halten, welches der Bauer vorher auf dem Gute der Herrschaft ruinirte. Aber für die übrigen Reichnisse, für die Frohnden und den Neunt, blieb ihm nichts als der Trost, ein Opfer zu einem guten Zwecke gebracht zu haben und dadurch einen Theil jenes Unrechtes zu sühnen, welches seine Vorfahren im Mittelalter durch Unterdrückung der Bauern verschuldeten.

Das war aber noch nicht Alles: die Entschädigungssumme erhielt der Grundherr nicht in die Hände, als er sie gerade am nöthigsten hatte. Die Leistungen der Unterthanen hörten gleich

1) Die Entschädigungssumme wurde für jedes Comitat besonders berechnet, und zwar in Bezug auf das Neuntel nach einer Ausmittelung vom Jahre 1844. Die Frohnden wurden, wenn wir nicht irren, durchweg mit 24 und 12 Kr. in Rechnung gebracht, je nachdem es Zug- oder Handrobot war. Die Comitate wurden in 8 Klassen eingetheilt, und die Feldmarken in 3, die der achten in 2 Abtheilungen gebracht. Nach Klasse und Abtheilung, in welcher eine Session lag, richtete sich die Höhe der Entschädigung, welche der Grundherr erhielt. Folgendes Schema wird dieses veranschaulichen.

Klasse der Comitate	I.			II.			III.			.	VIII.	
Abtheilung der Mark	1	2	3	1	2	3	1	2	3	.	1	2
Entschädigung à Session in Fl.	700	650	600	650	600	550	600	550	500	.	350	300
Name der Comitate	Stuhlweissenburg, Oedenburg, Wieselburg, Pressburg, Tolna, Eisenburg.			Békés, Csanád, Gran, Raab, Neutra, Pest.			Baranya, Borsod, Csongrád, Komorn, Schümeg, Weszprim.			. . . . . .	Arva, Marmaros, Turocz	

Für einen Häusler wurde durchweg mit 50 Fl. C.-M. entschädigt. Der geistliche Zehent war in jenem Falle aus Landesmitteln zu entschädigen, wo er in das Eigenthum von Privaten vertragsmässig übergegangen war.

1848 auf und der Gutsherr stand plötzlich da, entblösst von Allem, was er zur Bewirthschaftung seiner grössern Besitzthümer nöthig hatte: der Neunt wurde nicht mehr geliefert, aus welchem er früher grosse Ausgaben bestritt; die Bauern blieben aus, welche ihm vordem das Feld pflügten und die Saat bestellten und einernteten. Nun fehlten ihm die gehörigen Ackergeräthe, das nöthige Vieh, die Gebäude zur Unterbringung beider und es fehlte ihm der Arbeiter. Hatte er nun kein Geld, um sich das Erforderliche sogleich anzuschaffen, wie wollte er eine Wirthschaft führen? Hatte er aber auch Geldmittel, so war das Uebel dennoch nicht gehoben: der Arbeiter war jetzt nicht mehr feil und anstatt der 24 oder 12 Kr., welche er früher genommen hatte, nahm er jetzt bis zum Fünffachen und dabei wollte er noch gebeten sein.

Das konnte wenig helfen, dass der Grundherr nach zwei Jahren politischer Stürme, nach einem Kriege, welcher das Land verwüstete, im Jahre 1850 eine Vorschussleistung von 30 Fl. C.-M. auf die volle Ansässigkeit und von 5 Fl. auf ein Häusler-Anwesen bekam. Ohnehin wurden Jene von dieser Wohlthat ausgeschlossen, welche wegen Betheiligung am Aufstande in Untersuchung gekommen und bei derselben nicht freigesprochen waren.

Die wirkliche Entschädigung erfolgte erst, nachdem man den Grundherrn sieben oder acht Jahre sich selbst überlassen hatte, erst in den Jahren 1855 und später. Jetzt erhielt denn der Grundherr seine „Entlastungs-Obligationen“, welche für ihn aber längst nicht das werth waren, was sie besagten. Er bedurfte Geld und desshalb musste er diese Papiere sofort wieder veräussern und auch hierbei erlitt er am Kurse wieder die grössten Verluste.

Der Unterthan aber fühlte die Erleichterung in dem neuen Zustande weniger als der Gutsherr die Belastung. Er wusste die Freiheit, welche er erhalten hatte, nicht gleich so zu benutzen, wie es sich gebührte. Anstatt dieselbe zu verbesserter Wirthschaft auf seinem jetzt frei eigenthümlichen Gute zu verwerthen, verschlenderte er dieselbe in Müssiggang.

Die nationale Arbeit, das Product der Volkswirthschaft, verminderte sich.

Diese Zustände jedoch waren nur ein Uebergang. Nur das Vorübergehende war drückend; die bleibenden Folgen dagegen haben auch in Ungarn gezeigt, dass die Freiheit des Bodens und der Hand die unerlässliche Vorbedingung ist zur Hebung der Landwirthschaft auf jene Höhe, welche unserer Zeit entspricht.

Für Ungarn war der Uebergang zur Freiheit viel drückender als in den übrigen Ländern. Aber die dauernden Wirkungen derselben haben sich hier bereits in einem um so schönern Lichte gezeigt. Und wenn das Ungarn von heute in der Ernährung Europa's eine ganz andere Bedeutung hat, als das Ungarn im Vormärz, so dürfen wir den grössten Theil dieser grössern Bedeutung der Befreiung des Bodens und der Hand zuschreiben.

Fünftes Kapitel.

Die landwirthschaftliche Arbeit.

In einem Lande mit schwacher Bevölkerung und weit ausgedehnten fruchtbaren Ländereien wird der Mangel an arbeitenden Händen immer fühlbar und drückend bleiben, wofern man überhaupt in der Wirthschaft des Volkes der Arbeit bedarf. Bis vor wenigen Jahren war auf einem grossen Theile des ungarischen Bodens das Vieh der vornehmste landwirthschaftliche Arbeiter, aber nicht wie heute vor Wagen und Pflug, sondern auf der Puszta, wo es sich mit einer Geduld, die ihres Gleichen sucht, abmühete, dort Futter zu finden, wo keines war, und die Wurzeln aufzugraben, die sich tiefer und tiefer in die Erde versenkten. Auf diesem Theile der ungarischen Ebene war damals die menschliche Arbeitskraft nur dazu nothwendig,

um hinter dem Viehe der Ruhe zu pflegen, die dann und wann nur dadurch gestört wurde, dass dem Betyaren (Viehdieb) irgend-ein Rind der Gulya besonders ans Herz gewachsen war, oder dass der Wolf ein widerstrebendes Lamm zu sich ins Schilf-rohr einlud.

Damals mochte Ungarn jenen Mangel an arbeitenden Händen nicht haben, den es später so schwer fühlte, und seine dünne Bevölkerung war hinreichend das Bedürfniss zu decken, welches die Landwirthschaft an Arbeit für sich in Anspruch nahm. Das änderte sich jedoch plötzlich. Flüsse und Eisen-bahnen machten den Producten der ungarischen Ebene den Weg ins Ausland offen, der bis dahin so gut wie verschlossen war. Die Besteuerung zwang zu einer grössern wirthschaftlichen Anstrengung; die Verhältnisse des europäischen Getreidemark-tes machten jede grössere Anstrengung überaus lohnend und man dehnte fort und fort die Fläche aus, welche Arbeit in An-spruch nahm. Das Ackerfeld mehrte sich rasch, rascher als die Bevölkerung zunahm, und die sorgenbefreiende Puszta schwand in demselben Masse zusammen. Die sich stets meh-rende Bevölkerung wurde dennoch für das Land immer klei-ner und unzulänglicher und der Mangel an Arbeitern immer drückender.

Die tausend Jahre des Arpadenreiches kümmern uns hier nicht; mag Ungarn politisch alle übrigen Reiche Europas an Alter überragen: für den Nationalökonomen steht es noch auf einer der frühesten Stufen der Entwickelung. Aber es ent-wickelt sich, und zwar mit einer Schnelligkeit, welche einer ältern Volkswirthschaft nicht leicht gegeben ist. Desshalb leidet Ungarn an demselhen Uebel —, an dem glücklichsten Uebel, welches die Volkswirthschaft treffen kann —, dass seine Bevölkerung sich weniger rasch vermehrt, als die Nachfrage nach arbeitenden Händen, als die Volkswirthschaft sich von Jahr zu Jahr emporhebt. Wie in allen rasch aufblühenden Ländern, so ist auch in Ungarn die Arbeit sehr theuer, und die Rente des Bodens wird durch den grossen Tribut sehr ge-schmälert, welchen dieser an den Arbeiter abtreten muss.

In Bezug auf den Lohn und auf den Arbeitermangel in einem solchen Lande ist es jedoch von sehr grossem Einfluss, welcher Art die Volkswirthschaft hier ist. Wo die Gewerbe schon einen bedeutenden Platz in der wirthschaftlichen Thätigkeit einer Nation einnehmen, da ist es viel eher möglich, dass eine grosse Nachfrage nach grösserer Arbeitermenge auch bald ein entsprechend grösseres Angebot hervorruft. Ein fehlender Gewerksarbeiter lässt sich viel eher aus der Fremde rekrutiren, als ein landwirthschaftlicher Taglöhner. Das Gewerbe ist wanderungslustig und leicht transportabel; der landwirthschaftliche Arbeiter aber, der auch meistens in seiner Heimat ein kleines Anwesen besitzt, klebt fester an der gewohnten Scholle, und selbst wenn er sich zur Uebersiedlung in ein anderes Land entschliessen könnte, so findet er so völlig verschiedene Art des Betriebes, dass er sich erst mühsam in die neuen Verhältnisse hineinlernen muss. Nur wo der Reiz eines fruchtbaren Eigenthums dazutritt, also bei einer vollständigen Colonisation, ist das Herbeiziehen fremder landwirthschaftlicher Arbeitskräfte mit Erfolg begleitet. Diese Zeit ist aber für Ungarn schon vorüber; denn jedes Stückchen Feld hat schon seinen Herrn gefunden, und kein Ungar zeigt Lust, wieder etwas von seinem Besitz abzutreten.

Wir finden in Ungarn fast allenthalben und in jedem Gewerbe fremde Deutsche. In der Landwirthschaft aber findet sich kein solcher, es sei denn, dass irgend eine herrschaftliche Schweizerei mit Alpenvieh einen Fremden als Schweizer hätte, oder dass ein hannoveraner Schäfer sich zwischen eine ungarische Schafherde verirrte. Man wird hierauf nicht erwidern wollen, dass die Deutschen den Ungarn wohl in den Gewerben überlegen seien, dass aber die einheimischen landwirthschaftlichen Arbeiter den einwandernden deutschen nicht nachständen. Den Ehrgeiz bringt der Einwandernde nicht mit, den Einheimischen zu übertreffen; es kommt ihm auch nicht darauf an, ob der Einheimische, der in einer gewissen Arbeit mehr oder Besseres leistet, besser gelohnt wird als er; er fragt nur danach, was er selbst für eine Bezahlung findet. Und Niemand wird

es bestreiten können, dass ein deutscher landwirthschaftlicher Taglöhner eben so gut seine Rechnung finden würde, wenn er in Ungarn seine Dienste anböte, als der gewerbliche Arbeiter. Den Beweis dafür werden die unten folgenden Angaben liefern. Und wenn sich nun doch keine Fremde nach Ungarn ziehen, um dort der Landwirthschaft zu dienen, so muss es wohl darin liegen, dass der landwirthschaftliche Arbeiter eine grössere Adhäsion zu seinem alten Boden fühlt, als dass ihn die Schwerkraft des Gewinnes von seinem alten Platze an einen andern Ort ziehen kann. Die landwirthschaftliche Arbeit ist nicht so flüssig wie das Kapital, oder wie Handel und Gewerbe, welche sich viel eher ins Niveau setzen, und desshalb erträgt sie auch höhere Erhabenheiten, wo sie übermässig angehäuft ist (China, Italien), und lässt grössere Tiefen unausgefüllt, wo sie fehlt.

Aber nicht das allein, dass eine schnell aufblühende Landwirthschaft weniger fähig ist, von aussen die ihr fehlenden Arbeitskräfte heranzuziehen, und auf diese Weise das sich immer mehrende Bedürfniss zu decken: sie ist auch nicht fähig, auf den Nachwuchs der Landesbevölkerung selbst in jenem Grade mehrend einzuwirken, wie es aufblühender Handel und Gewerbe vermögen.

Wo ein Land seinen Bewohnern immer neue Beschäftigung in den Gewerben bietet, welche täglich sich mehren und mehr Hände zu ihrem Dienste erheischen, da mag es allerdings ein grosser Antrieb sein, dass die Ehen leichter geschlossen werden und dass man eine zahlreiche Familie eher erstrebt, als ihr vorzubeugen sucht, weil hier zwei Hände, die beständig schaffen, auch den hungrigsten Mund versorgen können. In solchen Ländern mag eine fruchtbare Ehe immerhin ein Segen sein; denn viele Kinder sind viele Quellen, aus denen der Familie ein reichlicheres Einkommen fliesst.

Anders steht es dagegen in einem Lande, wo bloss eine aufblühende Landwirthschaft die Bevölkerung einlädt, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erziehen. Derjenigen Klasse, welche nicht ausschliesslich von der Arbeit, sondern

auch vom Besitze lebt, wird ohnehin vermehrte Arbeitsgelegenheit und selbst der höchste Verdienst kein Sporn sein, sich zu vermehren; denn jedes neue Glied der Familie vergrössert den Nenner derer, welche sich in den Besitz theilen, und verringert den Bruch, welcher dabei auf den Einzelnen fällt, mehr, als es durch seine Arbeitskraft zur Mehrung des Gesammtbesitzes, des Zählers beiträgt. So mag die Landwirthschaft blühen oder sinken; der Landwirth heirathet, wann er eine Hausfrau nöthig hat, und er lässt sich in dem Wunsche nach möglichst wenig Kindern auch dadurch nicht beirren, dass er nicht nur für seine Nachkommen ein hinreichendes Erbtheil gesichert weiss, sondern auch die vortheilhafteste Erwerbsgelegenheit für dieselben sieht. Der blosse landwirthschaftliche Taglöhner hat noch weniger Grund, auf Vergrösserung seiner Familie hinzuarbeiten, um dadurch ökonomisch seine Lage zu heben. Wenigstens ist es so in einem Lande mit reiner Landwirthschaft und ohne Gewerbe, zumal in Ungarn. Die Landwirthschaft allein ist selten im Stande, einem Arbeiter das ganze Jahr hindurch ununterbrochen Beschäftigung zu geben. Es gibt viele und lange Arbeitsferien bei ihr und nirgends längere, als in der ungarischen Landwirthschaft, welche eigentlich nur zweimal im Jahre mit grosser Anstrengung arbeitet, das halbe Jahr aber ihre Kräfte in Brache legt und die übrige Zeit auch nur mehr stossweise als regelmässig zur Arbeit ruft. Was soll hier der landwirthschaftliche Arbeiter in den Arbeitspausen anfangen, um seinen Unterhalt zu gewinnen? Wenn das Land, wir meinen die Ebene, irgend eine Hausindustrie hätte, so könnte der Arbeiter mit seiner Familie in der Zwischenzeit sich ganz auf diese werfen. Allein diese fehlt so gut wie ganz. Soll desshalb der Arbeiter in der arbeitslosen Zeit nicht verhungern, so muss er entweder in seinem Taglohne in der kurzen Arbeitszeit so viel erhalten, dass er davon auch die übrige Zeit leben kann, d. h. der Landwirth muss ihn während der Arbeitsferien umsonst ernähren; oder der Arbeiter muss von seinem Arbeitsherrn dann und wann in Arbeit genommen werden, wenn dieser auch kein dringendes Bedürfniss nach seiner Arbeit haben

sollte; oder endlich, er muss ein kleines Anwesen in Bewirthschaftung haben, auf welches er die freie Zeit zum Theil verwenden kann.

Wir werden tiefer unten sehen, welcher von diesen drei Wegen der betretenste ist. Aber das leuchtet ein, dass keiner von allen sehr einladend ist, auf die Erziehung einer zahlreichen Arbeiter-Nachkommenschaft hinzuwirken. Viele Arbeitsferien sind wohl körperlich angenehm, aber ihr Reiz ist ein sehr egoistischer; man hat dabei nicht gerne viel Theilnehmer in einer zahlreichen Familie. Und wenn man einen Theil des Jahres auf Unkosten des andern Theiles leben muss, so wird selten vom Ganzen viel übrig bleiben, wenn die Lebensart auch noch so einfach und der Verdienst in der Arbeitszeit auch noch so gross ist. Es heisst zwar, dass in einem aufblühenden Lande der Arbeiter grössere Vortheile aus der Volkswirthschaft ziehe, als anderwärts; aber wie die Verhältnisse in Ungarn liegen, so beruht dieser Vortheil darin, dass der landwirthschaftliche Arbeiter einen Theil des Jahres in Müssiggang leben kann, vielmehr leben muss, nicht aber darin, dass er am Ende des Jahres grössere Ersparnisse zurückgelegt hätte. Nun gibt es auch viele Leute mit geringem Grundbesitz, so gering, dass dieser nicht hinreichend ist, eine ganze Familie zu beschäftigen; jedoch hierauf käme es weniger an, wenn er sie nur ernähren könnte, aber auch dazu ist er zu klein. Nach ungarischer Sitte aber gehen Mann und Frau, besonders die letztere, mit vieler Zurückhaltung in den Tagelohn; wer es eben umgehen kann, thut es und arbeitet lieber weniger, als dass er sich einer Erniederung aussetzt, welche der kleinste Grundbesitzer vielfach im Tagelöhnern erblickt. Aber wenn er auch für Andere arbeitet, so ist das doch immer nicht viel, da ihn ja sein eigenes Feld ebenfalls viel beschäftigt und zwar zu eben der Zeit, wo auch der fremde Landwirth seiner bedürftig ist. Dazu ist der grosse Grundbesitz in Ungarn so überwiegend, dass der Besitz des arbeitenden Bauers und des Taglöhners durchaus verschwindet. Auf jenem Theile der drei Verwaltungsbezirke Ofen, Grosswardein und Temesvár, den wir oben (S. 94, An-

merkung) näher bezeichneten, fanden sich nach Fényes ausser den 261,000 bäuerlichen Grundbesitzern noch 392,000 Pächter, Häusler und Nichtansässige, von welchen wir gewiss 13,000 von der Arbeit, wenigstens von der landwirthschaftlichen Arbeit ausnehmen dürfen, so dass nur noch 640,000 Familien für eine Fläche von fast 1700 Quadratmeilen übrig blieben, das machte 28 Joch productiven und unproductiven Bodens auf eine arbeitende Familie![1]) Man muss dabei wohl ins Auge fassen, wie viel, vielmehr wie wenig Tage im Jahre, der Einzelne der Landwirthschaft sich widmet; dann wird man die Unzulänglichkeit der Arbeitskraft um so mehr zugeben müssen.

Die landwirthschaftlichen Taglöhner, welche ein eigenes Besitzthum haben, wohnen meist in den Dörfern, weil die Herrschaft früher die Unterthanen gerne von sich ausschied, und desshalb sind sie oft von den Prädien zu weit entlegen, um auf diesen die regelmässigen Arbeiter zu bilden. Die grössern Prädien müssen desshalb auf eine Ansiedlung in grösserer Nähe bedacht sein, und da bleibt ihnen meist nichts Anderes übrig, als dass sie selbst Häuser bauen, diese mit einigen Joch Feld umgeben, und mit fremden Arbeitern auf eine Reihe von Jahren Contracte schliessen. So erhält man nun freilich Arbeiter, aber doch immer nur halbe; denn da sie Feld in eigener Bewirthschaftung haben — und darohne thun sie es selten — so kann die Herrschaft dieselben nicht so ausschliesslich in Anspruch nehmen, wie einen Taglöhner, welcher durch keine Arbeit für sich selbst gebunden ist.

Ungarn darf selbst einen ganz aussergewöhnlich hohen Arbeitslohn an die arbeitende Classe abgeben: so lange es ihr nicht zu jeder Jahreszeit eine hinlängliche Beschäftigung zu geben weiss, so lange der Arbeiter in der langen magern Zeit von der kurzen fetten zehren muss, so lange wird der

---

1) Freilich beziehen sich diese Zahlen auf einen Zeitraum, welcher 20 Jahre hinter uns liegt. Neueres war uns nicht zugänglich; Galgóczy, A mezei gazda (Der Landwirth), 1865. I. S. 272, rechnet 12 Joch auf eine arbeitende Person in ganz Ungarn, nach Abzug von Wald, Weide und Rohr und des ganzen unproductiven Bodens.

durchschnittliche Jahreslohn gering bleiben und die Anreizung zur Vermehrung der arbeitenden Bevölkerung wird eine geringe sein. Die ungarische Landwirthschaft wird desshalb länger mit dem Arbeitermangel zu kämpfen haben, als eine andere, welche mehrseitig in ihrer Production ist und dabei die Arbeit des Jahres gleichmässiger vertheilt, oder welche neben der reinen Landwirthschaft noch irgend eine Hausindustrie betreibt, mit welcher sie die von landwirthschaftlicher Arbeit freie Zeit ausfüllt[1]).

---

1) Es wäre an dieser Stelle sehr wünschenswerth, wenn uns genauere Angaben über die Vermehrung der Bevölkerung in der ungarischen Ebene zu Gebote ständen. Allein daran fehlt es wegen der Ungenauigkeit der ältern Erhebungen. Gezählt wurden in Ungarn (im weitesten Sinne) ohne Siebenbürgen:

1787	7,116,789	(Czörnig)
1840	11,186,197	(Fényes)
1846	11,895,796	(Fényes)
1857	11,841,716	(Czörnig).

Zweifelsohne ist aber die Bevölkerung seit 1846 nicht geringer, sondern grösser geworden, und der Widerspruch ist in den zu hohen Zahlen von 1840 und 1846 zu suchen. Mag jedoch auch Ungarn ständig in seiner Bevölkerung zunehmen, und selbst mehr als es in Westeuropa Durchschnitt ist, so scheint es uns, als wenn diese Zunahme nicht ihren Grund in aussergewöhnlich fruchtbaren Ehen hätte. Ehen schliesst man freilich durchweg sehr zeitig — die serbischen Knaben heirathen durchschnittlich bei eintretender Mannbarkeit — allein so weit unser Wissen reicht, hält man es bei den Ungarn für eine Art Schande, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen. Obschon wir nicht sagen können, dass auf der ungarischen Ebene das Zwei- oder Dreikinder s y s t e m herrsche, scheint es dennoch, als wenn man nicht weit davon entfernt sei. Ein sehr bedenkliches Zeichen freilich ist es, dass die Frauen in gewissen Gegenden Ungarns sich s c h ä m e n, schon nach dem ersten oder zweiten Jahre der Ehe Mutter zu sein. Relata refero. Wir haben nur e i n e Notiz über die Fruchtbarkeit der Ehen gefunden, welche freilich mit dem Gesagten nicht harmonirt. Nach G l a t t e r (Oesterr. Revue 1863 I) kommen im vormaligen Pest-Piliser Comitate auf eine Ehe:

bei den Magyaren	$4{,}_{39}$	Kinder
„ „ Serben	$4._{32}$	„
„ „ Slovaken	$4{,}_{21}$	„

Wenn nun auch die Ehen eine durchschnittliche Fruchtbarkeit haben sollten, so wird diese durch die enorme Kindersterblichkeit wieder aufgehoben. Im

Zu dieser beständig wirkenden Ursache des Arbeitermangels nun hat sich in der Periode, die vor uns liegt, noch eine vorübergehende gesellt, das ist die Abschaffung der Frohnden. Wenn die Freiheit überhaupt ein zweischneidiges Schwert ist, welches den, der es in der Hand hält, sowohl schneiden kann, wenn er es nicht zu gebrauchen versteht, als es ihn schützen soll — so war sie es auch immer dort, wo sie unvorbereitet dem Bauern die Fesseln des Unterthanenverhältnisses und die Frohnpflicht löste. Ungarn steht darin nicht allein; Galizien und Böhmen boten dieselbe Erscheinung; die russisch-polnischen Provinzen Grodno und Wilno litten 1833, nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, an demselben Leiden, woran heute das übrige Russland krank liegt, an den Folgen der Freiheit von Frohnden.

Der Leser wird diese Worte nicht dahin auslegen, dass wir der Leibeigenschaft und dem Feudalwesen das Wort reden, und die Freiheit der Arbeit wie des Bodens für schädlich halten.

Vergleich zu Westeuropa ist diese horrend, was bei den Verhältnissen der Sanitätspolizei nicht zu verwundern ist. Den Arzt spricht der Bauer höchst selten und meist zu spät an; die Weiber spielen in Medizinalangelegenheiten die grösste Rolle, und die Pflege der Kinder soll sorglos sein. Um so abgehärteter ist freilich, wer die Jugend überstanden hat, und Ungarn hat verhältnissmässig sehr viele Leute von hohem Alter.

Das österreichisch statist. Jahrbuch für 1865, welches die Bewegung der Bevölkerung in Pest-Ofen, 20 Comitaten und den Distrikten der Jazygen, Kumanen und Hajduken im Jahre 1863 gibt, zählt unter 164,192 Todesfällen nicht weniger als 87,449, welche Kinder unter 5 Jahren betrafen; ist dieses Verhältniss constant, so würden nur 46 % der Gebornen über das fünfte Lebensjahr hinaus kommen! Freilich war 1863 ein Nothjahr und der Tod mag eine reichere Ernte gehabt haben, wie gewöhnlich; aber einmal war das Nothstandsgebiet nur über 8 der hier in Berechnung gezogenen Comitate ausgedehnt, und auf der andern Seite liegt kein Grund vorhanden, warum in Folge der Noth die Sterblichkeit unter den Kindern hätte grösser sein sollen, als bei den höhern Altersklassen; das Verhältniss zwischen den Todesfällen bei Kindern und denen bei den Aeltern wurde schwerlich geändert.

Nach Tormay (Stat. Közlemények II, S. 49) kamen von je 1000 Sterbefällen auf Kinder unter 5 Jahren in Pest-Ofen 1850—54: 540 (dasselbe Verhältniss wie das oben angeführte), in Pressburg 1851: 555, in Oedenburg 1851: 452, in Kaschau 1851: 462, in Grosswardein 1851: 465, in Debreczin 552, in ganz Ungarn im genannten Jahre 514.

Wir wollten nur auf die unangenehmen Erscheinungen der Uebergangsperiode deuten, und gewiss sind diese kein Grund, auf die hinter dem Uebergange liegende Freiheit zu verzichten.

Ein Volk, welches bisher nur gewohnt war, auf Commando dem Gutsherrn zu arbeiten, lässt sich durch die ihm plötzlich gewordene Freiheit leicht betäuben und glaubt dann zu oft, die Freiheit bestehe darin, dass man einem Andern, wenn auch gegen Entgelt, nicht dienen dürfe. Und wer vordem leben konnte, wenn er neben der wöchentlichen Frohn auch auf seine eigene Wirthschaft achtete, der denkt nach der Befreiung von der Frohn, zunächst an die Wahrheit, dass er jetzt erst recht fertig werden könne, nachdem er wöchentlich einen Ruhetag mehr habe. Aber dass er die früher unentgeltlich geleistete Frohnde jetzt gegen Entgelt fortsetzen und dadurch seinen Verdienst mehren könne, daran denkt er weniger. Der erste Genuss der Freiheit steigt so gut zu Kopfe, wie der erste des Weines. Nach Aufhebung des Unterthanenverhältnisses weigerten sich die Unterthanen, ihrem frühern Grundherrn Arbeit zu leisten, die Einen aus Unabhängigkeitssinn, die Andern aus Liebe zur Bequemlichkeit, und vielleicht nur Wenige, weil sie jetzt mehr Fleiss auf ihren eigenen Acker verwenden wollten, was ihnen bei der frühern Spaltung ihrer Arbeitskräfte nicht möglich war.

So stand der Grundherr nach 1848 auf einmal von aller Hilfe entblösst, zumal von den Spannarbeiten. Auch die Häusler wandten sich mehr und mehr von ihm ab, an den sie früher gebunden waren, und wandten sich dem Bauern zu, vorausgesetzt, dass dieser sie besser bezahlte.

Jetzt stieg der Lohn auf einen Gulden und mehr. Früher hatte der Bauer für eine unterbliebene Spann- oder Handfrohnde 20 oder 10 kr. gezahlt, und da er mit seiner Arbeit ganz an den Grundherrn gewöhnt war, so erhielt dieser auch überzählige Dienste um etwa 24 oder 12 kr., je nachdem sie mit oder ohne Gespann geleistet wurden. Das hörte nun ganz auf einmal auf, und derjenige Grundherr von ehemals war noch glücklich zu nennen, der für das Vier- oder Fünffache noch genügend Arbeiter be-

kommen konnte; denn es gab Viele, welche weniger glücklich waren.

Nur in einer Weise zeigte der vormalige Unterthan Lust, die Felder des frühern Grundherrn in Bearbeitung zu nehmen, wenn dieser ihm nämlich dieselben in Pacht gab. Die Verpachtung nahm nach dem Jahre 1848 sehr zu, weil der Mangel an Arbeitern, wie der Mangel an Inventar den Grossgrundbesitzer zwang, einen Theil der Bewirthschaftung von sich abzuwälzen.

Vordem bestimmte hauptsächlich der Grundherr die Höhe des Lohnes; damals gab es nur auf der einen Seite eine Concurrenz, auf Seite der Arbeiter. Seitdem bestimmte umgekehrt der Arbeiter seinen Lohn und die Concurrenz ging auf die entgegengesetzte Seite über.

Nun trafen gerade in dieser Zeit zwei Ereignisse zu, welche das Missverhältniss zwischen dem Bedarf von Arbeitern und deren Angebot noch grösser machten.

Der Krieg von 1849 rief das ganze Land zu den Waffen. Die Söhne Ungarns bluteten in Italien und in ihrem eigenen Vaterlande. Was aber dem Schwerte entgangen war, entging der Disciplinirung nicht; die besten Arbeitskräfte nahm man dem ohnehin so arbeitsbedürftigen Lande, indem man die „Vaterlandsvertheidiger“ (Honvéd) Jahre lang unter der militärischen Uniform hielt.

Im Gefolge dieses ersten Umstandes kam der zweite: die hohe Grundsteuer wurde 1852 eingeführt und zwang zur Erweiterung des Betriebes, wie wir seines Ortes sehen werden; die Hutweiden schrumpften nach der Theilung mehr und mehr zusammen, und das Arbeit erfordernde Ackerfeld dehnte sich immer weiter aus. Die hohen Preise aus der Mitte des vorigen Jahrzehents und die damaligen günstigen Verhältnisse des europäischen Marktes kamen hier zu Hülfe, und so wuchs das Feld für neue Arbeit immer mehr, und die Verlegenheit um Arbeiter wuchs mit ihr.

Einen kleinen Ersatz an Arbeitern hat die ungarische

Ebene in den wandernden Slovaken bekommen, welche alljährlich bestimmten Ortschaften zur Erntezeit Aushülfe leisten. Nach Berg[1]) wären diese seit Aufhebung der Robot besonders träge geworden und zeigten grosse Lust, ihren Grundbesitz im Gebirge zu verkaufen, um mit der ihnen angebornen Wanderlust anderswo Arbeit zu suchen.

Wirksamer aber ist die Aushülfe, welche die landwirthschaftlichen Maschinen geleistet haben und noch leisten. Vielleicht war die enorme Arbeitstheurung ein Glück für die ungarische Landwirthschaft, wenn nämlich ohne dieselbe die Einführung der Maschinen nicht so rasch vor sich gegangen und nicht so allgemein durchgeführt wäre. Technisch passen die landwirthschaftlichen Maschinen auch wohl selten so vortrefflich für ein Land wie für Ungarn. Die grossen Felder und die durchweg regelmässige Oberfläche derselben erleichtern ihre Anwendung aufs Möglichste. Auch ökonomisch zeigen sie sich von der besten Wirkung, eben weil sie die unerschwinglichen Taglöhne ersparen und die von Menschenhänden nicht zu erlangende Arbeitskraft ersetzen. Was ihrer allgemeinen Verbreitung noch hinderlich ist, sind die hohen Kosten der landwirthschaftlichen Maschinen in Ungarn, wo sie natürlich theurer sind als bei uns, was dadurch noch zu einem grössern Missverhältniss wird, dass dort auch das Capital, welches die Maschinen beschaffen soll, viel theurer ist. Nicht weniger fehlt es auf dem Lande durchgängig an den geeigneten Handwerkern, welche die nöthigen Reparaturen besorgen könnten. Die grössern Güter haben allerdings ihr eigenes Handwerkspersonal und ihre eigenen Maschinenwerkstätten, um nicht zu sagen Fabriken, so dass hier keine längere Unterbrechung im Betrieb zu befürchten ist. Hier ist desshalb auch der Gebrauch der landwirthschaftlichen Maschinen ziemlich allgemein, und in Bezug auf den Arbeitslohn haben sie den grossen Gutsbesitzern die besten Dienste geleistet, selbst wenn man sie nicht gebrauchte, sondern den Arbeitern nur zeigte, dass man bei

---

1) Aus dem Osten der österreichischen Monarchie, 1860.

deren Anwendung die Arbeiter selbst mehr und mehr entbehren könne[1]).

Bei der bäuerlichen Bevölkerung dagegen ist an das Aufkommen der Maschinen noch nicht zu denken, so lange noch nicht für die Anschaffung besserer Werkzeuge Sorge getragen ist. Die guten Werkzeuge sparen nicht weniger Arbeit im Vergleich zu den schlechtern; aber freilich sehen sie es meist ab auf Ersparung der Zugkraft, und hierin ist der ungarische Bauer noch allzuverschwenderisch. Die allgemeinere Einführung eiserner Pflüge, Eggen u. s. w. wird sich jedoch von selbst wirksam empfehlen, wenn sowohl die Gespannarbeit theurer wird und daneben die Bodencultur entschiedenere Ansprüche an eine bessere Bearbeitung stellt. Was der Grossgrundbesitzer mit den Maschinen bezweckt, das sucht der Bauer noch immer mit dem Vieh zu bewirken, nämlich die Ersparung von Arbeitslöhnen. Der Bauer — vor allem der Magyar — lässt sich das Getreide noch sehr häufig vom Viehe austreten, anstatt es mit dem Handflegel zu dreschen[2]); um nicht vieler Arbeiter zu bedürfen, bindet man das Getreide vieler Orten nicht in Garben, sondern ladet es lose, wie Heu auf den Wagen, oder schleift es wohl gar über das Feld zum Tretplatze. Nicht Wasser, Dampf oder Wind, sondern Ochs und Pferd sind auf der ungarischen Ebene beim Bauern die vornehmsten Motoren der Mühlen, und selbst den Schweinen hat man früher oft die Besorgung der Weizenernte überlassen, wenn man keine Arbeiter hierfür finden konnte; man sah sich häufig gezwungen, das Getreide von der Schweineherde abweiden zu lassen.

---

1) Wegen übertriebener Anforderungen der Arbeiter sah man sich 1859 zu Kis Szállás zur Anschaffung einer Mähmaschine genöthigt. Man hat dieselbe jedoch nur im ersten Jahre gebraucht; denn als die Arbeiter sahen, dass man sie entbehren konnte, mässigten sie ihre Forderungen und wurden in der Folge so kirre, dass man eben so billig mit den Arbeitern, als mit der Maschine das Mähen besorgte. Die Maschine kostete 1200 fl., allein man erspart jährlich das Gleiche an der billigern Arbeit, weil man mit der Maschine immer droht, den Arbeiter überflüssig zu machen.

2) Der Dreschplatz heisst daher auch Tretplatz.

Gehen wir nunmehr in die speciellern Arbeiterverhältnisse näher ein.

Die ständigen Dienstboten können in einer Landwirthschaft natürlich keine grosse Rolle spielen, wo sich die Jahresarbeit so schlecht vertheilt und sich entweder zu Haufen lagert oder ganz fehlt. Nur Getreidebau und sonst nichts, also nur eine einförmige Bewirthschaftung; dazu eine extensive Wirthschaft, welche eigentlich nichts Anderes kennt als Saat und Ernte, aber fast keine Vorbereitung des Feldes zur Saat, wenig Sorge für die wachsende Pflanze und nach der Ernte keine Bearbeitung des rohen Productes: was sollte man da mit einem zahlreichen landwirthschaftlichen Gesinde das Jahr über thun? Ausser der Aufsicht über das Vieh bedarf die ungarische Landwirthschaft kaum eines ständigen Dienstes. Wenn wir dennoch allenthalben in Ungarn ein nach unsern Begriffen überzähliges Gesinde finden, so ist dieses kein landwirthschaftliches zu nennen, sondern für die Leistung persönlicher Dienste bestimmt. An persönlichen Dienern ist Ungarn überreich; der Grund liegt in der luxuriösern Lebensart; aber diese Sitte ist bei dem fühlbaren Mangel an wirthschaftlich arbeitenden Händen und bei dem hohen Lohn, den diese Dienstboten verschlingen [1]), nicht nur auffallend, sondern nicht minder nachtheilig.

Das Zuträglichste für den ungarischen Landwirth wäre demnach ein freier Taglöhnerstand, bei dem er immer anklopfen könnte, wenn er fremder Aushülfe bedürftig wäre, und der ihm keine Unkosten machte, wenn die Arbeit in der Landwirthschaft ruhte. Allein wie wollte wiederum ein solcher Taglöhnerstand leben können? Gewerbliche Arbeiten gibt es nicht, von denen er sich in den landwirthschaftlichen Arbeitsferien unterhalten könnte; entweder muss der Arbeiter in der Zwischenzeit brach liegen, und dann muss der arbeitgebende Land-

1) Im Baranyer Comitat z. B., welches doch nach deutschen Begriffen nahe am Ende der Welt liegt, hat man an einen Kutscher u. dgl. einen Lohn bis zu 100 fl. baar zu zahlen, bei einer Küchenmagd bis zu 60 und 70. Das sind etwa Münchener Preise. Aber die Verpflegung, wie die Ansprüche auf Verpflegung lassen München weit hinter sich.

wirth ihn für die Arbeitszeit so hoch bezahlen, dass er auch für die übrige Zeit zu leben hat, wobei denn der Landwirth wieder keinen Nutzen davon hat, dass er nur periodenweise den Taglöhner beschäftigt; oder der Arbeiter muss sich nebenbei Beschäftigung machen, und das ist im Grossen eben nur im Nebenbetriebe einer kleinen Landwirthschaft möglich, mag der Boden dieser kleinen Wirthschaft nun Eigenthum des Taglöhners sein oder in Pacht von dessen vornehmstem Arbeitgeber, welcher sich für diese Verpachtung das Vorkaufsrecht für die Arbeitsleistungen des Pächters vorbehält. In beiden Fällen aber ist das klar, dass solche Taglöhner für den Landwirth nur halbe Taglöhner sind; denn gerade wenn der Landwirth ihrer Aushülfe am meisten benöthigt ist, hat auch der Taglöhner mit der eignen Wirthschaft vollauf zu thun; da die Ernte des Arbeiters weder früher noch später als die des grossen Gutsbesitzers reift.

Der Landwirth hat aber alle Ursache zufrieden zu sein, wenn er nur solche halbe Taglöhner finden kann. Denn für Geld wird er wohl nicht so bald hinreichende Arbeitskraft finden, wenn er es auch noch so reichlich zuwiegen wollte. Da aber die Taglöhner mit eigenem Anwesen zumeist im Dorfe und desshalb von den einzeln liegenden Prädien oft weit entfernt wohnen, so muss der grosse Grundbesitzer vielfach darauf bedacht sein, auf seinem Gute kleine Anwesen auszuscheiden und darauf Taglöhnerfamilien auf eine Reihe von Jahren anzusiedeln.

Bevor wir jedoch die Verhältnisse dieser Ansiedler näher ins Auge fassen, geben wir eine Uebersicht über die Höhe des Taglohnes und der Accordarbeit in verschiedenen Gegenden Ungarns. Wir haben oben schon erwähnt, dass die Karpathen viele Slovaken auf die Wanderung zur Ernte ausschicken, was seit 1848 noch zugenommen hat. Fügen wir noch hinzu, dass ebenso die Kroaten in die südwestlichen Theile Ungarns wandern, um Arbeit zu suchen. Meistentheils arbeiten diese für einen Theil des Naturalertrags, wo sie dann noch das Eine oder Andere nebenbei erhalten, entweder Wein oder Speck,

oder Mehl zu Brod und Teig. Der magyarische Taglöhner hat auch ein oder zwei Pferde bei sich, wenn er aus etwas grösserer Entfernung zur Arbeit herbeikommt; diese Pferde zehren gleichfalls auf Kosten der Herrschaft[1]).

In Ungarisch Altenburg beträgt der Tagelohn je nach der Jahreszeit 35—70 kr. ö. W. nebst der Kost; zur Erntezeit auch bis zu einem Gulden nebst Wein. Auf den erzherzoglichen Gütern besorgen einen Theil der Erntearbeiten zuwandernde Slovaken; man hält sich dabei jedoch nur an bestimmte, diese sind eingeschult und gut, sonst traut man ihnen nicht viel zu. Die Löhnung geschieht in Natura, und zwar für Mähen, Binden und Aufstellen $^1/_{11}$ bis $^1/_9$, das Gleiche für Dreschen; also für Beides zusammen $^1/_5$. Auf den erzherzoglichen Gütern gibt man in Anbetracht des bessern Standes der Früchte nur je $^1/_{12}$ oder im Ganzen $^1/_6$. Hecke[2]) rechnet auf das Joch $5,_{08}$ fl. Erntekosten bei den Bauernfeldern, und 8 fl. — der bessern Früchte willen — auf den erzherzoglichen Gütern.

Im Pest-Pilliser Comitat betrug 1858 und 1859 der Tagelohn (wohl neben der Kost) in der Landwirthschaft zwischen 15 und 53 kr., der Durchschnitt war 32 kr. C. M. (d. i. etwa 55 kr. ö. W.) (Glatter.)

Auf der Herrschaft Mágócs zahlte man um dieselbe Zeit 40 kr. (= $^2/_3$ fl. C. M.) bis $1^1/_2$ fl., einbegriffen die Zuthaten. Diese bestanden wöchentlich in 20 Pfd. Weizenbrod, $1^1/_2$ Pfd. Speck, $^1/_2$ Pfd. Salz und 2 Halben Hirsegraupen. Die Erntekosten belaufen sich auf $^1/_{12}$ bis $^1/_8$ des Ertrages, ausser der ge-

1) Arbeiterwanderungen können wir noch folgende anführen. Aus der Bácska wandern die Arbeiter im Frühjahr südwärts nach Syrmien und selbst bis Belgrad, wo sie sich mit Ziegelbrennen vielfach beschäftigen (der Lohn, ohne Kost, geht bis zu 2 und 3 fl. C.M. hinauf). Zur Erntezeit treffen sie wieder in der Heimat ein. — Die Gegend von Hajdu-Böszörmény (Nord-Bihar) schickt Drescher in die Nyir. — Die Paloczen und seit jüngerer Zeit auch die Slovaken aus der Mátra gehen ins Pester Comitat zum Mähen und Ernten. — Die Arbeiter aus dem obern Theile des Eisenburger Comitats ziehen abwärts in die untern Theile desselben und in die Gespanschaften Schümeg, Szalad und Veszprim.

2) Landwirthschaft der Umgebung von Ungarisch Altenburg. 1861.

nannten Zuthat, welche wöchentlich etwa $1^1/_2$ Gulden ausmachen dürfte. Die ganze Erntearbeit wird hier von 400 Paar Arbeitern in durchschnittlich $3^1/_2$ Wochen beendet. Für das Dreschen wird ebenfalls $^1/_{12}$—$^1/_8$ abgegeben; für Mähen, Ernten und Dreschen zusammen also $^1/_5$. Man rechnet dieses Fünftel beim Weizen zu 11 fl. 37 kr., bei der Doppelfrucht zu 9 fl. 17 kr., bei der Gerste zu 5 fl. 54 kr., beim Hafer zu 7 fl. 41 kr. auf das Joch, und Alles dieses noch ohne die genannten Zugaben, den Strohantheil von der Frucht und die Weide für die Pferde der Arbeiter.

Zu Darda im Baranyer Comitat beträgt der Schnitterlohn $^1/_{10}$, in Missjahren $^1/_8$ der Ernte. Ebenso das Dreschen.

Im Banat zahlt man für den Taglohn eines Mannes 75 kr. bis $1,_{40}$ fl. ö. W. ($^3/_4$ — $1,_4$ fl.); die Frau erhält 35 — 75 kr. (Berg).

Die Arbeit des Wallachen ist unbezahlbar, so lange er noch keine Noth hat. Kommt diese aber an ihn heran, so arbeitet er auch fast umsonst und bis zu 20 kr. ($^1/_5$ fl.) ö. W. herab, wobei er sich noch selbst beköstigt.

Im Jahre 1855 notirte Galgóczy unter Anderm folgende Taglöhne, welche sich durch ihre Höhe auszeichnen. Das Geld ist Conventionsmünze.

Szarvas: im Sommer mit Kost 42 kr., ohne Kost 1 fl., im Winter 18 bez. 26 kr.

Csaba: zur Hauptarbeitszeit wenigstens 1 fl. mit, und 1 fl. 30 kr. ohne Kost, oft 2 fl.

Gyula: December, Januar, Februar 20—24, März, April 24—30, Mai 30—40, Juni 40—48 kr., Juli 1 fl. — 1 fl. 24 kr., August 1 fl. 24 kr. — 1 fl. 30 kr., September 1 fl. 30 kr. bis 1 fl. 12 kr. (oft 2 fl.), October 40 — 36, November 30 — 24 kr., immer ohne Kost; mit Kost um 10 — 15 kr. Geldlohn weniger.

Vásárhely: Frühjahr 30—36 kr. nebst Kost, im Sommer 1 fl. bis 1 fl. 12 kr., Spätherbst 48—36 kr.; ohne Kost 10 bis 15 kr. theurer.

Kun-Szent-Miklós 20 kr. — 1 fl. nebst Kost, je nach der Jahreszeit.

Zarand und Fazekas-Varsánd bei Arad: 1 fl. bis 1 fl. 12 kr. nebst Kost. —

Trotz der Höhe dieser Lohnsätze jedoch wäre es nicht möglich, allerwärts hinreichende Arbeiter zur Verfügung zu haben, wenn man sich nicht auf andere Weise dieselben zu sichern wüsste. Das Geld allein reizt den Magyaren wenig, das Feld jedoch um so mehr, und während er für den besten Geldlohn sich nicht bindet, kann man ihn mit einem Stück Boden, das man ihm zur Bewirthschaftung überlässt, viel eher an sich fesseln. Die Herrschaften des Alföld haben sich vielfach genöthigt gesehen, die alten Häusler, welche ihnen vermöge des Unterthanenverhältnisses zu Handroboten verpflichtet waren, durch neue zu ersetzen, welche jedoch immer nur auf einige Jahre in ein Dienstverhältnisss zur Herrschaft treten, — ebenso wie sie für die alten Spannfrohnden neue schaffen mussten und zwar mit den schwersten Opfern.

Wir wählen hier wiederum die Herrschaft Mágócs im Csongráder Comitate, um dieses gewiss merkwürdige Verhältniss näher darzustellen, welches auf eine so eigenthümliche Weise dem alten Unterthanenverhältniss wieder zuneigt, wobei freilich nur der Grundherr, nicht aber der Arbeiter zu beklagen ist, und welches sich nur dadurch von dem Feudalsysteme unterscheidet, dass es im Wege des Vertrages immer nur auf wenige Jahre eingegangen wird, und dass hier das Grundeigenthum der Herrschaft ein unbestrittenes ist, während man das Lehenssystem als eine im Laufe der Zeit sich begründende Usurpation betrachten muss.

Die Herrschaft Mágócs, welche mitten in dem unbevölkerten aber fruchtbaren Landstriche zwischen den Märkten und Dörfern Vásárhely, Szegvár, Mindzsent, Szentes und Orosháza liegt, aber nach jeder Richtung hin $1^1/_2$ bis 3 Meilen von der nächsten Ortschaft entfernt ist, hatte dieser Entfernung willen mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen, um die nöthige Arbeitskraft herbeizuziehen. Sie gründete desshalb auf dem

eigenen Boden Colonien, d. h. sie baute Arbeiterwohnungen, umgab dieselben mit Feld und berief Arbeiterfamilien zur Ansiedlung dahin [1]).

Im Jahre 1859 zählte man auf der ganzen Herrschaft 202 solcher Colonistenfamilien und zwar 72 darunter, welche ohne Zugvieh waren (gyalog család) und 130, die im Besitze eines eigenen Gespannes sich befanden (marhás család).

Die unbespannten Colonisten, welche sich z. B. 1857 auf 6 Jahre auf Aloyshügel verdungen haben, waren zu Folgendem berechtigt und verpflichtet:

1. Je zwei Colonistenfamilien erhalten eine Wohnung bestehend aus einer Stube, einer Kammer und einer Küche; neben der Wohnung einen Stall. Ferner erhalten sie $^1/_2$ Joch (zu 1100 Klafter) Garten und zwei Joch vom Luzernenschlage, also der Einzelne $^1/_4$ Joch Garten und 1 Joch Ackerfeld. Die Bestellung dieses Feldes liegt der Herrschaft ob. Die Haus- und Grundsteuer trägt der Grundherr ebenfalls, wie er auch den Schullehrer und die Schule unterhält. Da eine ganze Wohnung für 400 fl. hergestellt wurde, so fällt auf eine Familie die Hälfte, welches zu 5 % verzinst 10 fl. Miethe macht. Die Gartenpacht ist auf $1^1/_2$ fl. veranschlagt und das Joch Ackerfeld eingerechnet der Bestellung auf 10 fl. Für Haus- und Grundsteuer wurde gerechnet $1^1/_2$ fl. und für die Schule 3 fl.

Nach dieser Rechnung bezieht also der Colonist von der Herrschaft jährlich eine Nutzung im Werthe zu 26 fl. C. M.

2. Hierfür ist er zu Folgendem verpflichtet:

a) Die Wohnung muss er in gutem Zustande halten und dieselbe auf seine Kosten gegen Feuer versichern.

b) Ein Vierteljoch Burgunderrübe muss er so oft als es erforderlich ist, behacken, jäten und umsetzen, und die Ernte und Einheimsung besorgen, wozu die Herrschaft nur das Fuhrwerk hergibt.

---

1) Dieses und das Folgende entnehmen wir der bereits erwähnten Schrift: A Mágócsi uradalom (die Herrschaft Mágócs); es bezieht sich Alles auf den Stand des Jahres 1859. Unter dem Gelde ist Conventionsmünze verstanden.

c) Ebenso hat er ein Joch vom herrschaftlichen Maisfelde abzuernten, die Kolben abzuhauen und Alles auf dem Fuhrwerke des Gutsherrn einzuheimsen.

d) Das ganze Jahr hindurch ist er verpflichtet, gegen Baar der Herrschaft im Taglohn zu arbeiten, von Morgen bis Abend, und zwar in den Monaten December bis Februar zu 14 kr. C. M. ($^{14}/_{60}$ fl.), im März, April, September und October zu 24 kr. ($^{2}/_{5}$ fl.), im Mai, Juni, Juli und August zu 30 kr. ($^{1}/_{2}$ fl.), vorausgesetzt, dass der Arbeiter sich selbst beköstigt.

Uebrigens wird jeden Sonntag der Arbeitsplan für die kommende Woche entworfen; so oft dann die Herrschaft die Arbeit des Colonisten nicht fordert, steht es diesem frei, auch ausserhalb Arbeit zu suchen. Entzieht er sich aber einer Arbeit, die ihm angesagt ist, ohne triftige Gründe zu haben, so zahlt er eine Strafe, welche dem dermaligen Taglohn gleichkommt.

Zur Erntezeit erhält der Colonist von den übrigen Arbeiten, die er in Accord verrichtet, den gebräuchlichen Antheil vom Ernten sowohl wie vom Dreschen.

Diese sämmtlichen Verpflichtungen sind zu einem Werthe von $15^{1}/_{4}$ fl. veranschlagt. Für Instandhaltung der Wohnungen und Versicherung derselben zu 3 % des Werthes sind nämlich auf die Familie 6 fl. berechnet. Für Bearbeitung des Rübenfeldes 6 Arbeitstage, zu $32^{1}/_{2}$ kr. im Durchschnitt, gibt $2^{1}/_{4}$ fl., und die Bestellung der Maisernte zu 12 Tagesarbeiten à 30 kr. macht 6 fl., die Bearbeitung des Rübenfeldes 1 fl.

Es verbleibt somit ein Ueberschuss zu Gunsten des Arbeiters von $10^{3}/_{4}$ fl. Rechnet man nun die Anzahl der jährlichen Taglohnarbeiten auf 80, so bleiben ihm für eine jede noch 8 kr. von dieser Summe zur Vertheilung übrig, so dass sein Taglohn im Grunde sich auf 22, 32 und 38 kr. beläuft. Der Grundherr hat aber das erreicht, dass er vor willkürlicher und übertriebener Forderung geschützt ist. Denn man kann die Arbeiter für die Ernte nicht schon im Frühjahr dingen — und thäte man es, so wäre es ohne Erfolg — sondern erst kurz zuvor, und da fühlen sich die Arbeiter in ihrer ganzen Bedeutung, so

dass der Gutsbesitzer sich jede Bedingung gefallen lassen müsste.

Die bespannten Colonisten, welche zu gleicher Zeit sich in Aloyshügel niederliessen, ebenfalls auf 6 Jahre, haben sich auf folgende Bedingungen hin mit der Herrschaft geeinigt.

I. Sie erhalten jeder Einzelne 1) eine besondere Wohnung mit einer Stube, einer Kammer und Küche.

2) Ein halb Joch Garten, zwei Joch Luzernefeld, dann in drei aussen liegenden Gewannen zwei Joch Mais, ein Joch Wicken in die Düngung, drei Joch Weizen- und drei Joch Gerstensaat, zusammen 11$^1/_2$ Joch (à 1100 □Klafter), mit der Bedingung, dass sie auf diesem Felde nichts Anderes säen, als was für dieselben hier bestimmt ist; das Feld müssen die Colonisten mit ihrem eigenen Viehe und ihren eigenen Geräthen bearbeiten. Die Frucht fällt denselben jedoch ganz ausschliesslich zu, und fordert die Herrschaft gar nichts davon.

II. Dagegen hat der Colonist sich verpflichtet, 1) das Haus in gutem Stande zu erhalten und gegen Feuersgefahr zu versichern.

2) Von dem Rübenfelde, welches die Herrschaft pflügt und säet, muss er $^1/_2$ Joch so oft und wie es erforderlich ist, behacken und bearbeiten, und die Ernte einheimsen.

3) Hat er in drei Abtheilungen je zwei Joch Luzerne zu mähen, zusammenzurechen, in Haufen zu setzen und einzubinden.

4) Drei Joch Reps nach der Anordnung der herrschaftlichen Beamten mit eigenem Geräth zu mähen, in Haufen zu setzen, einzubinden, und nach einem Sturmwinde wieder in Ordnung zu bringen.

5) Drei Joch Winter- und drei Joch Sommerfrucht vollständig abzuernten und aufzurichten. Der Arbeiter erhält während dieser Arbeit $^1/_2$ Metzen Halbfrucht, $^1/_2$ Pfund Salz und 1 Pfund Speck als Zugabe.

6) Von zehn Joch die Strohfrucht dorthin innerhalb der

Gutsgrenzen zu fahren, wo die Herrschaft es befiehlt und hier gehörig aufzufeimen.

7) Zwei Joch des von der Herrschaft gebauten Maises vollständig abzuernten und auf herrschaftlichen Wagen einzufahren.

8) Drei Wagenlasten Bauholz von Körtvélyes zu holen.

9) Hundert Wagen Dünger (à 10 Ctr.) im Laufe des Winters auf ein von den Beamten bestimmtes Feld zu fahren.

10) So oft es seine eigene und die bisher besprochene Arbeit erlaubt, muss er auf Wunsch der Herrschaft dieser zur Verfügung stehen, und zwar gegen einen Geldlohn von 14, 24 und 30 kr. C. M. je nach der Jahreszeit. Frauen und Kinder über 16 Jahre erhalten $^3/_4$ dieses Lohnsatzes. Wöchentlich wird dieser Lohn ausgezahlt.

11) Sollte es nach Umständen und Bedarf gewünscht werden, so hat der Colonist mehr oder weniger zu pflügen und erhält für das Joch 1 fl.

12) Die Baumpflanzungen an der Landstrasse hat er zu pflegen, die Lücken auszufüllen, und eine gewisse Gutsgrenze in drei Jahren mit von der Herrschaft zu liefernden Pflänzlingen in fünf Zeilen einzupflanzen und zu pflegen.

13) Je drei Colonisten dreschen zusammen, und zwar um den zwölften Antheil der Frucht. Beim Reps jedoch wird der Antheil in jedem Falle besonders bestimmt.

Auf jeden Sonntag wird die Arbeit für die kommende Woche angesagt; Versäumniss dieser Arbeit ohne triftigen Grund zieht Bestrafung nach sich und zwar um den Betrag des Lohnes, wie er zur betreffenden Zeit üblich ist.

Die Grund- und Haussteuer fällt der Herrschaft zur Last.

Nachlässe wegen elementarer Ereignisse, welche die Saaten der Colonisten treffen, werden nicht zugestanden.

Unter den Colonisten ersieht sich die Herrschaft einen Stellvertreter, welcher auf die Ausführung und Ordnung der Arbeiten zu sehen hat. Dieser erhält noch zwei Joch Feld ausserdem. —

Nach den örtlichen Verhältnissen von Mágócs belaufen sich

die fixen Leistungen der Herrschaft auf einen Werth von $136^2/_3$ fl. C. M., diejenigen der Colonisten dagegen auf $110^1/_3$ fl. C. M., so dass zum Vortheil der Letztern sich ein Ueberschuss von $26^1/_3$ fl. ergibt. Vertheilt man diese Summe auf 80 Arbeitstage, welche die Colonisten um den festgesetzten Taglohn der Herrschaft arbeiten mögen, so macht das auf einen Tag $19^7/_{10}$ kr., wodurch sich der wahre Taglohn dieser Colonisten auf 34, 44 und 50 kr. C. M. stellt. — —

Diese Art Arbeiter scheint nun freilich noch nicht sehr zahlreich auf der ungarischen Ebene zu sein [1]; allein für die grossen Herrschaften, welche von den Ortschaften entfernt liegen, und welche Feld entbehren können, ist sie sehr zusagend, nicht weil so die Arbeit billiger, sondern weil sie sicherer ist. Auch nehmen diese Colonisten der Herrschaft einen Theil der Last ab, für das erforderliche Inventar an Vieh und Geräthen zu sorgen, was bei einer kapitalarmen Herrschaft wohl zu berücksichtigen wäre, wenn nicht auf der andern Seite die Errichtung der Colonistenwohnungen gerade einen sehr grossen Kapitalaufwand erforderte.

E i n e n Nachtheil jedoch hat dieses Ansiedllungssystem unläugbar, zumal bei den bespannten Colonisten, das ist eine relative Verschwendung der Arbeit. Je mehr man eine Fläche zerstückelt, desto grösser ist die Menge der Arbeit, die sie fordert. Indem man auf einer grossen Herrschaft gegen zweihundert kleine Wirthschaften errichtet, kann man es nicht hindern, dass hier nicht allein in der Zersplitterung der Arbeit viel Kraft verloren geht, sondern dass auch diesen Colonistenfeldern viel mehr Arbeit zugewendet wird als den Feldern der Herrschaft. Wir wissen wohl, dass trotzdem die Felder der letztern ebenso gute und bessere Ernten zeigen, als jene der Colonisten; allein das ist eben der Nachtheil, dass die grössere Arbeit geringern Erfolg hat. Dem herrschaftlichen Felde könnte mehr Arbeit zugewandt werden, wenn die Colonistenfelder weniger

1) Unseres Wissens trifft man sie nur im Csongráder, Békés-Csanáder und Torontáler Comitat häufiger.

Arbeit erhielten; und diese würden weniger Arbeit bedürfen, wenn sie im Grossen bewirthschaftet würden, ohne dass sie darum an Ertrag verlören. Es ist eine bekannte Wahrheit, dass die erste Arbeit, welche man auf den Boden verwendet, viel fruchtbarer ist, als die letzte, mit andern Worten, dass man mit 20 Tagesarbeiten nicht den doppelten Erfolg erzielt, als mit 10 Tagewerken, und mit 40 wiederum nicht doppelt so viel, als mit 20. Während nun der Colonist die Arbeit auf seinem Felde häuft, muss sie einen geringern Erfolg haben, als sie auf dem nebenan liegenden Felde der Herrschaft haben würde, wo nur weniger Arbeit angewandt werden kann, weil die gemiethete Arbeit zu theuer sein würde[1]). Die Arbeit des Colonisten würde auch viel fruchtbarer sein, wenn sie der rationelleren Betriebsweise der grossen Güter unterworfen wäre. So aber mangelt es auf solchen Herrschaften dem rationellen Betriebe an der Kraft, die er gut verwerthen würde, und der Arbeitskraft, wo sie sich anhäuft, fehlt es an Rationalität, ohne welche sie einen grossen Theil ihrer Arbeit vergeudet.

Das ist das getreue Bild der ungarischen Landwirthschaft im Ganzen: Rationalität ohne Arbeitskraft, Arbeit ohne Rationalität; es ist nur ein anderer Ausdruck für den Gegensatz, der sich zeigt in dem Felde ohne hinreichende Arbeitsleute und in den Leuten ohne hinreichendes Arbeitsfeld; es ist die Fortsetzung der unvermittelten Extreme, deren Aufzählung einen grossen Theil vom Inhalt dieses Buches ausmacht. Auch anderwärts zeigt sich die Intelligenz ohne Arbeitskraft und diese letztere ohne jene; aber der Unterschied ist der, dass dort die Kluft zwischen beiden nicht derartig ist, dass sie sich gegen-

---

1) Bei der gemietheten Arbeit theilen sich zwei Personen in deren Früchte: der Arbeitgeber will einen Ueberschuss der Früchte über den Lohn der Arbeit, der Arbeitnehmer einen Ueberschuss des Lohnes über den Aufwand von Opfern. Hier wird also der Reiz und die Einträglichkeit eher verschwinden als dort, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer dieselbe Person ist. Da mag man als Arbeitgeber mit Freuden auf den Ueberschuss verzichten, wenn man nur als Arbeitnehmer darauf rechnen kann, und umgekehrt.

seitig unnahbar sind. Dort kann die eine der andern die Hand reichen; in Ungarn geht das nicht so leicht.

Wir sind der Besprechung der Gesindeverhältnisse noch ein Wort schuldig.

Das Gesinde wird nur ausnahmsweise ganz in Baar bezahlt, sondern zum grössten Theile mit Naturalien. Der Uebergang zur reinen Geldwirthschaft hat sich in der ungarischen Landwirthschaft noch nicht in dem Grade vollzogen, wie bei uns. In einer Art ist es noch nicht gut möglich zu machen. Wollte man den Dienstboten, die meistens, auf den grossen Gütern wenigstens, ihren eigenen Haushalt haben, durch Verabreichung eines Geldlohnes den Ankauf der Lebensmittel zumuthen, mit denen sie täglich umzugehen haben, so würde man ihnen die Versuchung zum Unterschleif wohl allzuschwer machen. Auf der andern Seite liesse sich aber doch Manches zum Besten der ungarischen Volkswirthschaft abändern, wodurch besonders das Capitel über die Sparsamkeit zweckentsprechender würde; denn es ist nicht zu verkennen, dass der Luxus der ungarischen Lebensweise, neben so grell abstechender Schwäche des fixen Reichthums, zum guten Theil in der Naturalwirthschaft seine Nahrung findet. Wenn ein Knecht z. B. 20 Metzen Halbfrucht als Deputat erhält, so wird er gewiss weniger bestrebt sein, einen Metzen mehr zu erübrigen, um ihn zu Gelde zu machen, als er sich behelfen wird, um von seinem Geldlohne einen Metzen weniger anzuschaffen. Noch mehr zeigt sich der Unterschied zwischen Sparsamkeit und deren Gegentheil bei der Feuerung, je nachdem man sie selbst anzuschaffen hat oder sie frei erhält.

Das Aufsichtspersonale unter den Dienstboten besteht aus den Hütern des Feldes (Feldschützen), aus den Aufsehern des übrigen Gesindes (Oberknecht, béresgazda), und den Aufsehern über die Gebäude (Hajduken). Die Feldschützen sind zum grössten Theil beritten; die unberittenen haben gewöhnlich einen bestimmten Standort im Felde und wohnen daselbst halb unterirdisch in einer Höhle. Der Oberknecht hat ungefähr

um die Hälfte des Lohnes mehr, welchen der gewöhnliche Knecht erhält. In Mágócs steht er, Alles in Allem, auf $369^1/_2$ fl., was auf einen Arbeitstag, 300 auf das Jahr gerechnet, 1 fl. 45 kr. C. M. ausmacht.

Das Hirtenpersonale besteht aus dem Rinder-(Ochsen-) Hirten (gulyás), dem Schweinehirten (kanász) und dem Schäfer (juhász); wo die Herde entsprechend gross ist, hat man mehrere; ausserdem gibt man dem Hirten Gehilfen (bojtár) bei, für welche übrigens der Hirt verantwortlich wird. Mágócs hat z. B. auf 32,000 Schafe und Lämmer 7 Juházse und 62 Gehilfen. Sie beziehen neben einem fixen Gehalt noch Procente des Ertrages, z. B. die Schäfer neben einem Lohne von 579 fl. noch von jedem Schafe, welches zu einer gewissen Zeit trächtig befunden wird, $2^4/_{10}$ kr., für jedes andere nur $1^2/_{10}$ kr. C.M. — Pferdehirten werden immer seltener, wie auch die Pferdeherden; dasselbe ist freilich auch mit dem Rindvieh der Fall.

Der Zahl nach bei weitem obenanstehend ist das beim Zugvieh beschäftigte Gesinde. Die Ochsenknechte (béres) haben hier wieder das Uebergewicht über die Pferdeknechte (Kutscher, kocsis). In der landwirthschaftlichen Mechanik wendet der Ungar das Pferd nur an, um die Zeit zu überwinden; der Kampf um die Kraft ist dem Ochsen ziemlich allein überlassen.

Die Knechte sind nun entweder auf das ganze Jahr gedungen (ständige Béreschen oder Kutscher), oder nur auf einen Theil des Jahres (betyár); am gewöhnlichsten sind die Sommerbetyáren, welche 8 Monate des Jahres in Arbeit stehen und nur vom November bis Ende Februar ausser Dienst sind. Die Winterbetyáren, welche meistentheils wieder aus den abtretenden Sommerbetyáren genommen werden, haben z. B. die Aufsicht über den Dreschplatz und die Strohfeimen.

Der Lohn eines Béres und eines Kutschers besteht zu Mágócs in folgenden Reichnissen:

	Fl.	Kr.
An baarem Gelde	30	—
20 Metzen Halbfrucht à 2 Fl. 47 Kr. C.-M.[1] . .	55	40
18 „ Gerste à 1 Fl. 32 Kr.	27	36
$1^1/_2$ „ Hirsegraupen à 3 Fl. 36 Kr.	5	24
46 Pfund Salz à 5 Kr.	3	50
78 „ Speck à 15 Kr.	19	30
16 Zentner Stroh à 16 Kr.	4	16
1 Stück Rindvieh in Winterung	8	—
1 „ „ in Sommerung	6	—
7 Schweine in Sommerung	3	30
1100 □Klafter Ackerfeld zu Mais incl. Bestellung	7	—
2 Paar neue Stiefel à 4 Fl.	8	—
3 „ Bundschuh (Sandalen) à 1 Fl.	3	—
Freies Mahlen des Deputatgetreides, d. i. 20 M. à 24 Kr.	8	—
1 Stück Rindvieh in Sommerung gegen 2 Fl. Weidegeld, also eine Differenz gegen die gewöhnliche Gebühr	4	—
Freie Wohnung	20	—
Freie Feuerung	6	—
Summa	219	46

Hier ist noch nicht in Berechnung gebracht die freie Schule, der freie Arzt und die freie Apotheke.

Das Jahr zu 65 Sonn- und Feiertagen, 40 andern Tagen ohne Arbeit, und 260 Arbeitstagen gerechnet, wäre auf Grund obiger Berechnung der durchschnittliche Taglohn $50^7/_{10}$ Kr. Conv.-M.

Folgende Lohnsätze theilen wir aus dem Jahre 1855 nach Galgóczy mit:

Hajdu-Böszörmény: der Béres erhält nebst der Kost 10 Fl. baar, eine Guba (Mantel von zottiger Wolle), 2 Paar Stiefel, 2 Paar weisse Jacken, 1 Hut, 1 Halstuch, 2 Metzen Aussaat Getreide, 2 Metzen Aussaat Mais, welches der Lohnherr von eigenem Samen säet. Bei eigener Beköstigung erhält der Knecht 10 Fl. baar, 20 Metzen Roggen, 6 Metzen Weizen frei gemahlen, 3 Metzen Hirsegraupen, Bohnen und Linsen, 1 Zent-

1) Die Getreidepreise entsprechen dem Durchschnitt von 1850—1857.

ner Speck, 30 Pfund Salz, 2 Metzen Aussaat Getreide, 2 dgl. Mais, 1 Anzug, Hut, Halstuch, 2 Paar weisse Jacken, 2 Paar Stiefel, 1 Klafter Holz und Wohnung.

Kaba: 100—110 Fl. nebst Kost.

Éles (Süd-Bihar): 100—120 Fl. nebst Kost.

Szeghalom (Békés): für 300 –450 Fl. W. W. ist nur mit Anstrengung ein Béres oder Kutscher (Pferdeknecht) zu erhalten. Ebenso zu Szarvas.

Kunhegyes: nebst Unterhalt 120—150 Fl. C.-M. u. s. w.

Ausser den Taglöhnern, den Colonisten und dem Gesinde hat der ungarische Gutsbesitzer sich noch nach einer vierten Classe von Menschen umgesehen, auf die er einen Theil der Bearbeitung seines Gutes wälzen könne. Wie früher so häufig, besonders in Frankreich und Italien bis auf die neueste Zeit herab, so ist noch heute in Ungarn der Theilbau, wenn auch nicht in Blüte, so doch in üppiger Vegetation. Ob dieser Theilbau ein Rest einer vormals noch ausgedehntern Naturalwirthschaft ist, oder ob die Arbeiterverhältnisse ihn erst in neuerer Zeit hervorgerufen haben, wissen wir nicht zu beantworten; das scheint jedoch festzustehen, dass sich derselbe nur desshalb noch hält, weil der Gutsherr keinen Ersatz weiss für den Arbeiter, den er mit dem Theilbau von seinem Felde treiben würde; er würde diesen Arbeiter nicht als Taglöhner fesseln können, den er als Halbbauer herbeirufen konnte. Der Ungar arbeitet viel lieber und auch viel wohlfeiler, wenn man ihn mit Feld, als wenn man ihn mit Geld bezahlt. So lange er noch Feld in Pacht bekommen kann, verdingt er sich nicht als Taglöhner.

Im Vergleiche des ungarischen Theilbaues mit dem französischen und dem italienischen ist ein Unterschied leicht auffallend: der ungarische Theilbauer ist unverkennbar ein selbstständig gestellter Arbeiter, während jene arme und gebundene Bauern sind.

Der ungarische Theilbauer, wenn wir ihn Bauer nennen dürfen, wird demnach hauptsächlich zum Anbau solcher Früchte angehalten, welche viele Arbeit erfordern. Es ist einleuchtend,

dass der Grundherr seinen Boden dem Theilbauern nicht leihen wird, um dort ohne viel Arbeit die Natur und den Boden wirken zu lassen und dann die Früchte von Natur und Boden mit dem Pächter zu theilen; der Pächter muss sich die Hälfte des Rohertrages verdienen, und zwar durch Arbeit; desshalb gibt man ihm selten Weizen- und Repsfelder hin, sondern wo der Tabakbau bewilligt ist, baut er vorzüglich dieses Gewächs, sonst aber ist der Mais die vornehmste Halbbaufrucht. Der Tabak erfordert viele Arbeit an Behacken und Jäten, und indem der Halbbauer, wie der Durchschnitt sich für Ungarn berechnet, vom Joch $9^1/_2$ Ztr. Rohtabak für 76 Fl. produzirt, so sind die 38 Fl., welche der Grundherr davon bezieht, nicht allein Bodenrente, sondern auch zum Theil Schweiss des Arbeiters. Der Tabak greift zwar das Feld an, allein die Bearbeitung lockert und reinigt es auch, und ebenso der Mais.

Der rohe Ertrag des Halbbauers ist aus den natürlichsten Ursachen geringer, als wenn der Wirthschafter allein die Früchte seiner Arbeit geniessen kann. In Mágócs blieb z. B. von 1850—57 der Ertrag an Mais im Halbbau gegen den im eigenen Anbau um $6_{,4}$ Metzen p. Joch zurück. Aber dennoch will uns nicht einleuchten, dass die Herrschaft keinen Vortheil bei dem Theilbau sollte gehabt haben. Sie erhielt als ihren Antheil jährlich $8_{,35}$ Metzen; zu dem Durchschnittspreise von $1^5/_6$ Fl. gerechnet, ergibt sich ein Ertrag im Werthe von $15_{,3}$ Fl. C.-Münze. Die Herrschaft hat dabei gar keine Auslagen, als die Düngung zu besorgen; der Theilbauer pflügt, liefert den Samen, bearbeitet die Saat, erntet und fährt auch den Antheil der Herrschaft ein. Hat er ein gutes Feld zum Anbau erhalten, so muss er nebenbei noch 1 oder 2 Tage auf herrschaftlichem Felde mähen.

Bei eigener Bewirthschaftung wird sich beim Maisbau wohl kaum ein grösserer Reinertrag herausstellen. Allein dennoch ist man dem Halbbau wenig geneigt und sucht ihn wo möglich einzuschränken und abzuschaffen. In Mágócs ging die Summe der im Theilbau befindlichen Joche von 3000 und 4000

zu Anfang des vorigen Jahrzehents herab auf 2000 zu Ende desselben. In der Herrschaft Bellye sucht man ihn ganz zu beseitigen; nur auf abgelegenen Feldern und besonders auf Neubrüchen duldet man ihn. Auf jenen ist die eigene Bewirthschaftung nicht vortheilhaft, und auf diesen findet man im Theilbauer ein willkommenes Werkzeug für die Cultivirung; denn im trockengelegten Sumpf ist noch Jahre lang die Ernte an Schilfrohr und Unkraut grösser, als an Mais und Hafer.

Warum der Halbbau bei den Grundbesitzern so wenig beliebt ist, können wir nicht mit Gewissheit angeben. Es scheint aber, als wenn der Boden allmälig gegen eine solche Ausraubung protestirt, welche ihm eine angreifende Ernte auf die andere abzapfen will. Anders als aussaugende Früchte, Tabak und Mais, lohnen sich aber im Halbbau weder für den Grundherrn, welcher dabei für wenige Arbeit des Anbauers seinen Boden hergeben müsste, noch für den Anbauer, da der Tabak und der Mais nicht nur die ergiebigsten, sondern auch, der Mais wenigstens, die sichersten Pflanzen der ungarischen Ebene sind. Der Theilbau lässt dem Grundbesitzer auch nur einen Theil des Strohertrags zur Düngung.

Die Beschreibung der Herrschaft Mágócs, welche uns in diesem Kapitel eine so reiche Fundgrube von statistischen Angaben war, schliesst übrigens ihre Besprechung des Theilbaues mit der Mahnung, dass sich der Landwirth doch z w e i m a l bedenken möge, selbst wenn er über das hinreichende Betriebskapital verfüge, ehe er alle seine Felder in vollständig eigene Bewirthschaftung nehme. „Gegen Feldgründe kann man immerhin noch Arbeitskraft heranziehen, wenn auch mit Mühe; für baares Geld dagegen ist es oft absolut unmöglich, zumal in dem Umfange, wie ein grosses Gut der Arbeit bedarf.“

Auf Seite des Arbeiters oder Theilbauers ist freilich keine Abneigung gegen den Theilbau zu finden, am wenigsten in halbwegs bevölkerten Gegenden. Hier ist der Zudrang zum Theilbau sehr gross. Meistentheils ist dieser ein H a l b bau, so dass sich Arbeiter und Grundherr zu gleichen Theilen in den rohen Ertrag theilen; wo jedoch die Leistungen des Grund-

herrn vielfacher sind, wo dieser z. B. das Feld gepflügt übergibt, oder wo er die Frucht selbst einheimst, begnügt sich der Arbeiter auch mit dem Drittel des Ertrages.

Eine Charakteristik des ungarischen Arbeiters sollte hier nicht fehlen; allein man müsste ein Stück Ethnographie daraus machen, sollte sie ausführlicher sein. Csaplovics[1]) stellt folgende Sätze auf: „Um bewundert zu werden, arbeitet der Magyare aus Grossthuerei stark und bis zum Schweiss, aber er ist nicht immer dazu aufgelegt. Der Slovak und der Deutsche arbeitet mit weniger Anstrengung, aber viel und ausdauernd. Der Walache zeigt sich beim Ende der Arbeit fleissig, wenn man ihn dazu haben kann, was aber nicht immer der Fall ist. Der Ruthene ist geneigt zur Verstellung; er seufzt, ächzt, wie wenn ihm die Arbeit die höchste Anstrengung koste, und doch strengt er sich nicht leicht an, wenn er nicht mit Zwang angetrieben wird.“ So weit unsere eigenen Erfahrungen reichen, geben wir ihnen in Folgendem Ausdruck. Der Walache ist wohl unter allen der Erste an Trägheit; er arbeitet am wenigsten und schlechtesten, nur, so oft er in Noth kommt, und dann um jeden Preis und um die blosse Kost; ausser der Noth aber ist er oft um keinen Preis zu haben. Der Serbe ist nicht fleissig und rührig, aber doch willig; er leistet wenig. Der Magyar ist accurat und sorgfältig in Allem, was er thut, desshalb etwas langsamer, und bei Accordarbeiten geht er zum Vortheile des Arbeitgebers eher zu Grunde als ein anderer, da er keine schlechte Waare liefert. Er ist durchaus kein Feind von Unthätigkeit und kann Wochen und Monate lang auf der Bärenhaut liegen; wo er dagegen muss, da kann er auch Uebermenschliches leisten. In einzelnen Momenten übertrifft er alle Uebrigen, vertheilt man aber seinen Fleiss auch auf die müssigen Stunden, so bleibt der Durchschnitt unter dem Deutschen und Slovaken, welche tüchtiger sind und mehr Ausdauer haben, dabei aber weniger sich der Accuratesse befleissen. Ein Slovak und ein Deutscher im Taglohn und ein Magyar im Accord

1) Gemälde von Ungern. 1829.

bringen dem Arbeitgeber den meisten Vortheil. — Der Walache arbeitet nur gegen den Hunger, der Serbe gegen das Darben, der Magyar für ein ruhiges Leben, der Slovak und der Deutsche um den Gewinn.

Die Arbeiterverhältnisse der ungarischen Ebene sind nicht reizend, weder für den Arbeitgeber, der in einem Taglohn dem Arbeiter Nahrung zugleich für die arbeitslose Zeit geben, noch für den Arbeiter, welcher den Verdienst eines Tages auf die Ausgabe mehrerer vertheilen muss. Eine Aenderung dieser Verhältnisse wird sich erst dann herbeiführen lassen, wenn man dem Arbeiterstande eine regelmässige Beschäftigung das Jahr hindurch möglich macht[1]), und das wird erst dann geschehen, wenn man von der jetzigen einförmigen Landwirthschaft zu einer mannigfaltigen übergeht, bei der sich die Arbeit besser auf die Jahreszeiten vertheilt, welche immer Beschäftigung gibt und nie solche Ueberforderungen macht an die Arbeitermenge, wie die heutige Getreidewirthschaft, die ihre Ernte in so viel Tagen will angefangen und beendigt wissen, als das kleinste Alphabet Buchstaben zählt. Es ist leider wahr, dass die ungarische Ebene von Natur jene Mannigfaltigkeit nicht zulässt, welche wir bei uns antreffen, und dass wegen des Klimas manche Pflanze nicht sicher gedeihen will, welche wir in viel kältern und rauhern Zonen ziehen können. Hopfen, Zuckerrübe, selbst der Reps sind viel ungünstiger auf der ungarischen Ebene gestellt, als bei uns. Aber dennoch liesse sich hier Vieles und Manches zum Bessern ändern. Der Futterbau muss erst noch ganz geschaffen werden. Hanf hat z. B. in

---

1) Auch in Bayern zeigt sich, wie neben einer geringen Nachfrage nach Arbeitern der Lohn hoch steht, während er dort niedrig ist, wo die Arbeit täglich gesucht wird. Die höchsten Taglöhne in Bayern hat die Alpengegend, wo die wenigste Arbeit ist. Sonthofen und Lindau in Schwaben stehen oben an; dann folgt in Oberbayern Miesbach und Tölz. Hier hat eben die geringe Arbeitsgelegenheit das Aufkommen eines Arbeiterstandes verhindert. Nur zweimal im Jahre gibt es hier zu thun; in der Heu- und Grummeternte. Dann muss man sich zu den höchsten Lohnsätzen bequemen, und ist doch noch in Gefahr, keine Arbeiter zu erhalten.

Ungarn einen Standort, wie er kaum besser gewünscht werden kann; das zeigt die Bácska. Der Tabak braucht nur genannt zu werden, um dem ungarischen Landwirthe Seufzer darüber zu entlocken, dass er im Anbau jenes Krautes gehindert ist, welches ihm nicht nur „neben der Constitution das Theuerste,“ sondern auch das einträglichste Gewächs auf ungarischem Boden ist. Wenn man nur die genannten beiden Zweige der Landwirthschaft entwickelte, beziehungsweise entwickeln dürfte, so würde dadurch eine Hausindustrie geschaffen, eine Arbeitsgelegenheit, welche dem Lande vielleicht volkswirthschaftlich nützlicher sein würde, als der hin und wieder überwuchernde Reichthum des Bodens. Dieser macht sorglos und träge, jene erzieht das Volk zur Industrie, und wenn Ungarn je zu dieser gelangen will, so muss es zunächst an jene Zweige denken, welche in seiner Landwirthschaft wurzeln können.

Von welcher Seite man im Westen oder Norden den österreichischen Staat betreten mag: wenn die Grenzpfähle auch unbemerkt geblieben sind, so weiss man es doch an den zahlreichen Bettlern, in welchem Lande man sich befindet. Sollte daran die Armuth des Volkes allein schuld sein, in einem Staate, welcher sich doch der Unerschöpflichkeit seiner Naturreichthümer rühmt? Und wenn das ist, um so schlimmer. — Wir haben vielfach von dem edlen Stolze des Magyaren gehört, und man hat uns oft gerühmt, dass der Magyar sich schäme zu betteln. Allein man braucht nur die Strassen der grössern Städte zu betreten, so wird man diese Behauptung widerlegt finden. Anderwärts bilden die Städte das Bettlerproletariat heran, indem sie dem Arbeiter entweder nicht Arbeit oder nicht Lohn genug geben können; hier bildet sich ein solches aus Vergnügen an der Sache, weil das Geschäft bequem und einträglich, trotzdem die Arbeit sehr gesucht und sehr gelohnt ist. Unter allen Reichen Mitteleuropas ist der Bettel in Oesterreich das ehrlichste Handwerk, und anstatt eine Schande im Betteln zu sehen, hält man es für eine Ehre, die Verstümmelung und Verkrüppelung möglichst wahrscheinlich zu machen. Sollte wirk-

lich die Hälfte jener Bettler, welche man in Oesterreich antrifft, wider ihren Willen jene verwachsenen Glieder haben, mit welchen sie das Mitleid des Spendenden hervorzurufen streben? Und wenn das wäre, woran liegt diese häufige Erscheinung? Und warum entehrt man den Bettel nicht und wehrt ihn nicht[1])?

Auf dem Lande in Ungarn ist der Bettel freilich seltener, aber er sollte gar nicht vorkommen, da das Land so reiche Erwerbsquellen für den Arbeiter und eine so billige Befriedigung der nöthigen Lebensbedürfnisse bietet.

Neben dem Mangel an Arbeitern, über den sich der Landwirth mit so vielem Recht beklagt, spricht die besitzlose Klasse, und auch diese nicht ganz ohne Recht, von einem Mangel an Arbeit; wenn auch nur zu gewissen Zeiten.

Will man den Bettel verhindern, so entehre man ihn, und hebe die Ehre der Arbeit. Und will man die nationale Arbeitskraft Ungarns erhöhen, so ist die Vertilgung des vornehmen und gemeinen Bettels kein kleiner Schritt vorwärts. Zur Hebung der nationalen Arbeitskraft bedarf es freilich vor allem, dass man die Arbeitsgelegenheit besser vertheile und die jetzt arbeitslose Zeit besser mit Beschäftigung ausfülle.

Dabei wird sich wahrscheinlich das volkswirthschaftliche Paradoxon einstellen, dass der Arbeitslohn geringer wird,

---

1) Neben dem gemeinen Bettel blüht in Oesterreich nicht minder der äusserlich anständigere in den Trinkgeldern; in dieser Beziehung mag Ungarn über den andern Ländern des Reiches stehen. Es ist aber weder sittlich hebend, noch wirthschaftlich fördernd, wenn man eine Klasse auf die niedrigste und unwürdigste Art des Erwerbes verweist. Das Trinkgeld vernichtet bei dem Volke die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in der Privat- und Volkswirthschaft, zwischen Leistung und Erfolg. Wo man das Trinkgeld oder überhaupt die willkürliche Vergütung persönlicher Dienste eine grössere Bedeutung gewinnen lässt, da kommt die Ansicht zu leicht auf, als hinge der wirthschaftliche Erfolg nicht von dem eigenen Schaffen, sondern von dem guten Zufall ab; hier macht man sein Glück, anderwärts erarbeitet man sich ein Vermögen. — Uns scheint die Ursache dieser Erscheinung in dem starken Vorwiegen der persönlichen Dienste gegenüber der oft sogenannten „productiven“ Arbeit zu liegen.

weil sich die Gelegenheit der Arbeit und die Nachfrage nach Arbeitern mehrt. Eine ständige Arbeitsgelegenheit kann den Arbeiter mit geringerm Lohne zufriedenstellen, als eine sprungweise — der Lohnbetrag wird zunehmen, wenn auch der Lohnsatz abnimmt —, und nur der ständige Verdienst wird eine grössere Arbeiternachkommenschaft in Ungarn hervorrufen.

Sechstes Kapitel.

Kapital und Kredit.

Das Land Ungarn hat zwei Beiwörter, die sich mehr Feind sind als Tag und Nacht, von denen man fast immer entweder das eine oder das andere gebraucht, wenn man nicht schlechtweg Ungarn sagen mag. Die Einen sagen: das reiche und unerschöpfliche Ungarn, die Andern: das arme und kapitalsbedürftige Ungarn, und dasselbe Individuum kann gar binnen wenigen Augenblicken von einem armen und einem reichen Ungarn sprechen, ohne eine Entschuldigung oder Erklärung für diesen Widerspruch geben zu müssen.

Dasselbe Ungarn ist bekannt durch seinen reichen und überreichen Adel, welcher seinen Besitz nicht nach Jochen, sondern nach Quadratmeilen zählt, und eben dieses Ungarn geniesst des unerfreulichen Rufes, das am wenigsten kreditwürdige Land der österreichischen Monarchie zu sein, nicht etwa der armen Bauern wegen, sondern selbst trotz des grossen Reichthums des Adels.

Wir können dieses Kapitel mit einem Widerspruche beginnen, wie wir das vorige mit einem Paradoxon geschlossen haben und sagen: weil Ungarn reich ist, desshalb nennt man es arm, und weil Ungarns Adel gross und mächtig war, desshalb war er weniger kreditwürdig; er war, denn er ist es nicht mehr.

Ungarns Adel war gross, und desshalb waren seine Bedürfnisse es nicht weniger, und sie waren nur zu oft grösser, als seine Mittel. Er war mächtig; das Gesetz aber war schwach gegen ihn; der Gläubiger des ungarischen Adels war recht machtlos gegen seinen Schuldner, und desshalb war der Adel weniger kreditwürdig.

Ungarn ist reich an fruchtbarem Boden; desshalb ist es so arm an Kapital. In Bezug auf dieses befindet es sich in derselben Lage, wie bei der Arbeit. Je fruchtbarer der Boden ist, desto stärker fühlt man den Reiz, ihn auszunutzen, desto mehr lohnt sich auch Arbeit und Kapital, das man auf ihn verwendet. Die Nachfrage nach Kapital wird darum stark sein, wie auch die Nachfrage nach der Arbeit gross ist, und jemehr Arbeit man anbringen will, desto grösser muss das Betriebskapital sein. In einer solchen Lage wird das Kapital seltener hinreichend sein: ein fruchtbarer Boden verträgt eine grössere Kapitalanlage als ein ärmerer, vorausgesetzt, dass die ganze Anlage an beiden Orten gleich fruchtbringend ist; man wird desshalb hier immer einen grössern Mangel an Kapital fühlen, wenn auch das vorhandene bereits von weit grösserer Wirksamkeit ist, als anderwärts. Der Zinsfuss wird hier höher sein, freilich nur, weil die Productivität des Kapitals höher ist; allein eben die Productivität macht den Grund des Kapitalbedürfnisses aus, und in so weit dieses Bedürfniss nicht befriedigt wird, entsteht ein Mangel an Kapital.

Es wäre gewiss nur erfreulich, wenn bloss die Fruchtbarkeit des Bodens die Ursache der Unzulänglichkeit des Kapitales für Ungarn wäre. Niemand würde es wohl bedauern, dass sich immer noch neue Gelegenheit fände, Kapital mit Gewinn anzulegen. Ungarn ist freilich ein frisch aufblühendes Land, in dem sich jede Anlage üppig lohnt; aber darin liegt nicht allein der Grund, dass das Kapitalbedürfniss beständig unbefriedigt bleibt. Nicht die relative Unzulänglichkeit des Kapitales ist es allein, welche drückt, — diese reizt und spornt an — sondern auch der absolute Mangel lastet so schwer auf

der ungarischen Volkswirthschaft, dass man das kapitalarme Ungarn auch schlechthin das arme Ungarn nennen darf.

Ungarn hat noch so gut wie gar kein Kapital, wenn man von Grund und Boden absieht, welcher seinerseits eben auch nur Kapital fordert. Die Türkenkriege waren gewiss nicht geeignet, die Bildung desselben zu befördern. Dass bei den Unterthanen der Trieb zum Aufsparen nicht gross war oder vielmehr fehlte, kann man dem ungarischen Bauer um so eher verzeihen, wenn man weiss, wie es in dieser Beziehung in den übrigen Ländern aussah, als noch Hörigkeit und Leibeigenschaft herrschte. Der hohe Adel aber sah seit Maria Theresia in dem Luxus des Hoflebens eher seine Aufgabe, als in der Ersparniss von Kapital; anstatt dessen bevölkerte er den Kapitalmarkt mit Anleihen. Im Uebrigen übertrug er alle Sorge dem Bauern, welcher ihm ja seine Güter zu bestellen hatte, und so weit es möglich war, lebte er vergnügt von den Renten seiner Güter, welche er oft nur dem Namen nach kannte.

Da weckte ihn das Jahr 1848, welches dem Unterthanen durch freiwilligen Entschluss des Adels in beiden Landtafeln die Sorge für die Bestellung des herrschaftlichen Feldes abnahm und den Grundherrn schon desshalb mit der Aufbürdung dieser Last erschreckte, weil sie ihm ungewohnt war. Er musste jetzt seine Güter mit eigenem Inventar, mit Zugvieh und Geräthen versehen; er musste Arbeiter und Gesinde suchen und kostspielig unterhalten, und zu allem dem brauchte er jenes Geld, welches er zwar bekommen sollte, aber vorderhand nicht bekam. Für den frühern Grundherrn waren diese Jahre (1849 bis 1856) die Glanzperiode des Kapital- wie des Kreditmangels; denn selbst in einer friedlichen Zeit hätte die Kreditfähigkeit eines Gutes stark müssen geschwächt werden, wenn es mit einem Male alle seine Neunten, seine verschiedenen Frohnden und Hauszinse verliert. Der Bauer aber wurde in der ersten Zeit durch die Aufhebung des Unterthanenverhältnisses nicht reicher an Kapital, wohl aber an Müssiggang, wenn sich dieses auch bald änderte.

Ein unruhiges Jahr, wie 1848, war für die Kapitalbildung

auch nicht günstig, und ein innerer Krieg, wie er im folgenden Jahre wüthete, und welcher auf der einen Seite das Volk zu den äussersten freiwilligen Opfern veranlasste, auf der andern Seite aber das Land verwüstete, nahm das Wenige mit, was die schwache Sparsamkeit in den Vorjahren gesammelt hatte. Das Volk vergrub allein 64 Millionen der sogenannten Kossuthscheine — Papiergeld der Revolutionsregierung — wenn es sie nicht der Regierung zur Zernichtung überlieferte, wie es befohlen war.

Die Einnahmen des Adels minderten sich; die Entschädigung blieb hinter dem Werthe der alten Gutsherrnrechte weit zurück; allein die Ausgaben minderten sich nicht, sondern mehrten sich wo möglich.

Die verschiedenen Steuern setzten sich im Lande fest und nahmen einen schönen Theil des reinen Ertrages vorweg, wo man früher nahezu eine unentgeltliche Verwaltung und Justiz gehabt hatte. Die nothwendigen Ausgaben wurden grösser, aber in den nicht nothwendigen trat desshalb kein grösseres Sparen ein.

Die Theissregulirung kostete dem Lande viele Millionen. Wenn diese Summe nun auch keineswegs den Charakter als Kapital verloren hat, so hat sie doch bis jetzt noch nicht die fruchttragende, sondern hauptsächlich die kapitalverschlingende Wirkung kundgegeben. Nicht nur für die Durchstiche und Dämme wurde Kapital erfordert, sondern auch zur Investirung des neugewonnenen Bodens [1]).

Die grosse Anleihe von 1854 war ihrem Wesen nach eine Zwangsanleihe, man hatte Mittel genug in den Händen, um die Geneigtheit auch der Ungeneigten zu demonstriren. Von den 500 Millionen dieser Riesenanleihe kamen auf Ungarn (mit dem

1) Dem ganzen Lande fallen indess nur die Kosten der Durchstiche des Theissbettes zur Last; die übrigen Kosten für die Entwässerung durch Canalisation und die Aufwerfung der Dämme werden von den interessirten Grundbesitzern getragen, welche sich in mehrere Vereine zusammengeworfen haben. Bis jetzt dürften sich die Gesammtkosten der Regulirung vielleicht auf 20 Millionen Gulden belaufen.

Banat) nicht weniger als 104½ Mill. Gulden. Alle möglichen Wege wurden geöffnet, um den Unterthanen das Schuldenmachen für diese Anleihe zu ermöglichen; der Grundherr konnte mit seinen Urbarialbezügen bezahlen; der Fideicommissbesitzer durfte das volle Drittel belasten u. s. w. Ungarn that, was es konnte; es hat mehr gethan. Bald nach der Zeichnung der Anleihe mussten die Grundbesitzer massenhaft ihre Papiere wieder verkaufen und dabei büssten sie immerhin am Kurse 10—15 Prozent ein. Und so entgingen dem Lande wieder viele Millionen zur Deckung der Staatsbedürfnisse, welche es so nöthig für seine eigene Wirthschaft hätte verwenden können.

Ein orientalischer Krieg, zwei italienische und ein deutscher binnen 12 Jahren haben nicht nur die Schulden des Staates bedeutend vermehrt und die Ansprüche an die Steuerkraft bis an die Grenzen des Möglichen getrieben, sondern auch der Volkswirthschaft des Landes wurden jedesmal erhebliche Wunden geschlagen, indem der Verkehr unterbrochen, die Arbeitskräfte der Wirthschaft entzogen und das Kapital bei stockendem Geschäfte eine Zeit lang unthätig bleiben musste.

Zwar haben die hohen Getreidepreise des vorigen Jahrzehents und die günstigen Absatzverhältnisse eine Reihe von Jahren hindurch Ungarns Reichthum bedeutend gehoben; allein ein einziges grosses Missjahr konnte die im Laufe eines Jahrzehents errungenen Vortheile wieder verflüchtigen und die immer wieder ausbrechende Rinderpest half getreulich das Kapital zerstören, was früher den Hauptreichthum der Ebene gebildet hatte.

Noch weniger, als Ungarn im Stande war, in seinem Innern eigenes Kapital heranzubilden, war es fähig, das herangebildete gehörig in Umlauf zu bringen, uud noch weniger vermochte es, vom kapitalreichern Auslande Hülfe herbeizuziehen. Im Inlande fehlte der gegenseitige Kredit und Jeder suchte wo möglich sein eigener Gläubiger zu werden, damit ihn kein fremder Schuldner verkürzen könne. Das Kapital wurde am liebsten in eigenen Unternehmungen angewendet, wenn es anderwärts auch nöthiger und fruchtbringender war. Noch

mehr verrufen war der ungarische Kredit im Auslande. Das wird Niemand Wunder nehmen, welcher weiss, dass es noch so ist, obgleich der Hypothekarkredit zur Zeit ganz und gar auf der Höhe der Zeit steht. Auch in neuester Zeit ist es noch nicht gelungen, entsprechendes ausserösterreichisches Kapital herbeizuziehen [1]). Das fremde Kapital, welches nach Oesterreich kam, um dem Volke Kredit zu geben, hielt sich meist nur wie auf einer Geschäftsreise in Oesterreich auf, welche man für beendigt erachtet, sobald man einen sichern Gewinn gemacht hat. Der Kredit des Staates, vielmehr der Mangel an solchem, hat auch dem Privatkredite tiefe Wunden geschlagen. Man fürchtet sich vor dem Einzelnen, weil das Ganze in seinen Fugen zu wanken scheint. Wenn dazu der Staat seinen Gläubigern 10 und 12 Prozent vom eingezahlten Kapitale gewährt, so ist es klar, warum der Private für 8 und 10 Prozent meistentheils keines erhalten kann. Das ist freilich nicht klar an sich; denn ein sicheres Privatdarlehen gibt man gegen billigern Zinsfuss; aber es wird klar, wenn man die ganz entschieden sich aussprechende Neigung des österreichischen Kapitalisten für hohen Zinsfuss kennt, gegen welche die Berechnung der Unsicherheit nicht in Betracht kommt. Nur hochverzinsliche Papiere sind beliebt, und je niedriger ihr Curs steht, desto gesuchter sind sie. Der Kredit ist in Oesterreich noch nicht das, was er sein sollte: das Zutrauen auf die Fähigkeit und den Willen, ein Darlehen mit seinen Früchten zurückzuzahlen, sondern viel eher die Hoffnung auf eine hohe Zinsenperzeption. Dem Ausländer, welcher seine Gelder Oesterreich zuwendet, ist es weniger zu verargen, wenn er sich unter allen Schuldnern den bekann-

---

1) Das Moratorium, welches im Jahre 1848 gesetzlich angeordnet wurde, wirkte gewiss ebenfalls nicht günstig auf Herbeiziehen des ausländischen Kapitals. Niemand wird die schlimmen Folgen desselben und die bedenklichen Consequenzen leugnen können. Allein die Umstände entschuldigten es, und gewiss ist es ein Zeichen, dass es nicht gut zu umgehen war, dass selbst die österreichische Regierung dieses Gesetz respectirte, obgleich es nach ihrer Auslegung nicht auf rechtmässige Weise entstanden war. Es währte bis 1858, also ein ganzes Jahrzehent!

testen sucht, da für ihn die objectivste Sicherheit bei einem Privaten zur subjectiven Ungewissheit wird, indem er die Verhältnisse des Privatmannes nicht überwachen und verfolgen kann.

Vor 1848 gab es zwar nicht viel Kapital; aber die Landwirthschaft hatte auch kein grosses Bedürfniss nach demselben. Man wirthschaftete so, wie es sich gerade am besten machte. Man bauete an, was man mit den Arbeitskräften überwältigen konnte, und das Uebrige erfüllte seinen Zweck als Hutweide recht gut. Auf einen beständigen Abnehmer für die Frucht war nicht zu rechnen; man speicherte die Frucht auf und liess sie auf Theuerung warten. Unter diesen Umständen fehlte der Sporn für die weitere Investirung und man suchte das Kapital nicht so häufig. Was aber die Landwirthschaft und das Gewerbe nöthig hatte, fand es in den Gemeinden, bei den Stiftungen und auch bei Privaten hinlänglich.

Die genannten Umstände schmälerten nun das disponible Kapital nach den erschütternden Jahren ganz beträchtlich. Das Bedürfniss aber wuchs immer höher, theils wegen der grössern Steuerpflicht, theils wegen Herbeischaffung des neuen Wirthschaftsinventars auf den alten Grundherrschaften und wegen des Erwerbs neuer und kostspieliger Arbeitskräfte. Besonders aber war es die günstige Conjunctur des Marktes, welche in der Mitte des vorigen Jahrzehents den Getreidebau so lohnend machte und dem zu Liebe man die Hutweide aufriss und sie zu Ackerfeld machte. Auch das erforderte sehr viel neues Kapital.

Wie vermochte man diese Anforderungen an das Kapital zu decken? Der gewöhnliche Privatkredit genügte nicht; auch das Kapital von Gemeinden und Stiftungen reichte nicht aus; grössere Geldinstitute aber gab es damals noch nicht, so dass diese hätten den Kredit des ungarischen Landwirths unterstützen können.

Der Adel hatte von jeher wenig Kredit und man machte nicht gerne Geschäfte mit ihm, denn es war ihm schwer beizukommen. Die Avitizität ist in der ungarischen Rechtsgeschichte

traurig berühmt genug, wenigstens dadurch unheilvoll für den Adel selber, als sie ihn dem Kredite unzugänglich machte. Der Adelige konnte zwar über seine von ihm selbst erworbenen Güter frei verfügen, aber nicht über sein ahnherrliches Vermögen und die königlichen Schenkungen, welche wie Fideicommisse behandelt wurden. Ein Bürger konnte vor 1836 kein adeliges Gut erwerben. Was wollte nun der Gläubiger einem adeligen Schuldner anthun, wenn er nicht an seine Güter die Hand legen konnte? Das Gerichtsverfahren einzuschlagen war meist so fruchtlos, als es umständlich war. Wer einen Handel mit einem ungarischen Edelmanne abschloss, liess sich kaum anders, als auf baare Zahlung mit ihm ein, um nicht vergebens hinterher um sein Guthaben Prozesse zu führen [1]). Man kann sich denken, was neben diesen Vorsichten und Massregeln für ein Entschluss dazu gehörte, einem ungarischen Edelmanne ein Darlehen in die Hände zu geben; und vielleicht war das Wortspiel eines ungarischen Grossen nicht ganz ohne Grund, dass der Kredit des Adels nicht auf Hypotheken, sondern auf Hypothesen beruhe [2]).

---

1) Szapary, der unthätige Reichthum Ungarns, wie zu gebrauchen. 1784.

2) Das Wesen der Avitizität dürfte sich aus Folgendem ergeben. Das alte ungarische Recht unterschied zwischen Erbgut (haereditas), Vermögen (proprietas) und Erwerbung (acquisitio), und die verschiedenen Beschränkungen bei der Erwerbung und Veräusserung dieser verschiedenen Arten von Gütern fasste man zusammen unter dem Worte Avitizität.

Erbgut erwarb der Adel durch Vererbung und Theilung des Erbes; jedoch konnten auch Nicht-Familienglieder, selbst ganz Fremde solche Güter erwerben, aber nur durch eine unter diesem Titel vollzogene königliche Donation. Der Charakter dieses Gutes war freie Veräusserbarkeit, Verkauf oder Schenkung, im Leben oder auf Todesfall. Die Sanction des Königs war dabei nicht erforderlich. Man konnte diese Güter, welche also volles Eigenthum waren, auch dem Käufer als Erbgut übertragen, d. h. ebenfalls als volles freies Eigenthum, jedoch nur an solche Familien, welche bereits im Besitze solcher Häreditargüter sich befanden; solches Gut nannte man gekauftes Erbgut (haereditas emptitia).

Verschieden hiervon waren die Burggüter, welche die Könige verschenkten, aber auch zurücknehmen konnten; doch gab es auch Fälle, dass

Dass man ihm aber ganz und gar den Kredit verweigerte, dazu kam es bei den grossen Magnaten nicht, weil ihr Name anstatt des Gesetzes einen Theil der Bürgschaft ersetzte. Der grosse Adel Ungarns ahmte im Schuldenmachen den Staaten nach und schrieb, gerade so wie diese, seine öffentlichen Anleihen aus. Dass er aber den Kredit, den man ihm schenkte, theuer bezahlen musste, bezeugen die durchweg niedrigen Curse seiner Anleihen zur Genüge. Das Gute war für das Land aber immer dabei, dass solche Anleihen wenigstens einen Theil des ausländischen Kapitals ins Land brachten; ob sie es in demselben erhalten haben, wissen wir nicht. Indem aber der reichere Adel fremdes Geld borgen konnte, blieb doch dem geringern und dem Bürger etwas von dem wenigen Kapital übrig, welches das eigene Land auszubieten hatte.

Hierauf blieb der grösste Theil der ungarischen Grundbesitzer beschränkt; denn Kreditanstalten, die ihn hätten belehnen können mit einem Kapitale, welches sie von aussen her-

---

derlei Güter vom Burgcomplex jure perpetuo et irrevocabiliter losgerissen wurden; hier wurden die Burggüter zu Erbgütern.

Eigentliche avitische Güter waren die sogenannten Vermögen (proprietates), welche ihren Ursprung entweder der Erbtheilung oder königlicher Dotation verdankten und hinsichtlich welcher die Hand des Besitzers bei Belastung und Veräusserung gebunden war, weil das Eigenthum der ganzen Familie zustand. Bei Verkauf oder Schenkung war die ausdrückliche Einwilligung der ganzen Familie erforderlich, widrigenfalls diese den ganzen Besitz zurücknehmen durfte. Auch durften diese Güter über eine gewisse Summe hinaus nicht belastet werden.

Die einfache Erwerbung (acquisitio) konnte verschiedener Art sein und war der Erwerber in Bezug auf deren Veräusserung und Belastung nicht gebunden. Das zum Geschenk erhaltene Besitzthum konnte derselbe wem immer hinterlassen, auch der Frau und der Tochter; die Theilungsgüter fielen nur an die männliche Linie. Starb der Erwerber ohne Nachkommen und ohne Testament, so ging das selbst gekaufte Erbgut oder das acquirirte an die Verwandten über, sofern es Natur und Titel der Erwerbung zuliess.

Die Avitizität wurde durch den XV. Gesetzesartikel des Jahres 1848 abgeschafft. (Irren wir nicht, so schaffte sie die österreichische Regierung 1852 noch einmal ab.)

beizogen, gab es noch nicht, und wenn es dergleichen gegeben hätte, so wären sie dennoch für Ungarn nur in sehr beschränktem Masse von Nutzen gewesen, da die damaligen Kreditgesetze und das Hypothekenwesen noch nicht die genügende Sicherheit boten, so dass ein grösseres Institut sich auf Belehnung von Privaten weit einlassen konnte.

Das ist jetzt viel besser geworden. Die Avitizität fiel mit der Einführung des neuen Zustandes. Kurz darauf (18. April 1853) wurde die Intabulirung der adligen Güter obrigkeitlich verordnet und endlich (15. December 1855) wurde das neue Hypothekengesetz eingeführt, welches, ganz im Einklange mit den germanistischen Anforderungen, der Publizität, Priorität und Spezialität huldigt. Man rühmt es als eines der bessern Hypothekengesetze Europas [1]).

In einer andern Beziehung jedoch ist ein Rückschritt geschehen. Im Jahre 1850 war die allgemeine Wechselordnung für den Umfang der ganzen österreichischen Monarchie, somit auch für Ungarn eingeführt, und der Handelsstand hatte Ursache, diesen Vorgang mit Freuden zu begrüssen. Als jedoch das Octoberdiplom die autonomische Verfassung Ungarns zum Theil wieder herstellte, musste mit den übrigen Gesetzen, welche in der Centralisationsperiode octroirt waren, leider auch dieses

---

1) Der Gefälligkeit des Herrn Keleti in Pest verdanken wir folgenden Zusatz.

„Grundbücher, wenigstens für die adeligen Besitzthümer, gab es schon in den ältesten Zeiten, wenn auch nicht in der jetzigen vollkommenern Form. Es gab königliche Bücher, Bücher der Abteien, Convente und anderer glaubwürdigen Orte. Das Vorgehen der Abteien war auf gewisse Kreise beschränkt und innerhalb derselben konnte Jedermann die Besitzverhältnisse um so gewisser erfahren, als selbst zur Uebertragung von Pfandgütern, welche den Werth von 50 fl. überstiegen, eine Intabulation vonnöthen war. Oft war auch die Grösse des Gutes angegeben, z. B.: „sufficiens ad culturam V, VI aratrorum." Seit Ende des vorigen Jahrhunderts fanden Intabulationen schon ziemlich regelmässig statt. In jedem Comitate war ein solches Intabulationsbuch offen; nur fehlten hier die jetzigen Grundbücher, welche jedoch in den königlichen Freistädten von jeher sich vorfanden."

weichen, und die vorige ungarische Wechselordnung kam wieder zur Herrschaft — zur Freude der Ungarn, zum Leide aller Jener, für welche hauptsächlich die Wechselgesetze gegeben sind, des Handelsstandes. Dieser sträubte sich zwar gegen die Wiedereinführung des alten ungarischen Wechselgesetzes, jedoch ohne Erfolg. Man rühmt der ungarischen Wechselordnung zwar eine unerquickliche und weitläufige Casuistik, aber wenig Klarheit und viel Verworrenheit nach. Die Wechselfähigkeit ist sehr beschränkt, indem alle Geistlichen und activen Militärpersonen ausgeschlossen sind, ferner alle weiblichen Individuen, welche nicht eine protokollirte Handels- oder Gewerbsfirma haben. Das summarische Verfahren ist nur dann zulässig, wenn die Unterschrift geriehtlich legalisirt oder die Firma des Acceptanten protokollirt ist. Personalexecution findet nicht statt. Der Gläubiger hat zunächst nur ein Recht auf das Mobiliar, und erst dann, wenn er hieraus nicht befriedigt wird, auf das unbewegliche Vermögen u. s. w. [1]).

---

1) Man kann recht hoch von dem Rechte denken, ohne dass man alles das Gute zu zerstören braucht, was gerade nicht auf dem Wege der lex scripta entstanden ist; man kann ein grosser Freund von Freiheit sein, ohne dass man sich genöthigt fände, aufgedrungene Wohlthaten aus dem Grunde zurückzuweisen, weil wir sie nicht erbeten haben. Das Vergessen der ersten Wahrheit ist Kleinlichkeit und das der zweiten ist die gefährlichste Unfreiheit. Eine Nation aber hebt man nicht durch juristische Deductionen und Gesetzes-Interpretationen; noch weniger beglückt man sie mit Formen und Formeln, anstatt guten Institutionen. Es hätte Ungarn mehr genützt, die guten Institutionen eines gefallenen Systems als gute anzuerkennen, als das Bewusstsein werth war, die Autonomität nach jeder möglichen Richtung hin in Action gebracht zu haben. So weit wir im Stande waren, Ungarn und sein Volk kennen zu lernen, ist uns von allen ungünstigen Eindrücken der am wahrsten und unangreifbarsten erschienen, dass der Ungar nur allzuleicht die Schale dem Kerne und die Form dem Inhalte vorzieht. Es ist wohl nur die Gegenwirkung gegen die Bestrebungen, die nationale und staatliche Selbstständigkeit zu unterdrücken, dass der Ungar die eine und die andere so stark betont. Aber das ist doch nicht gesagt, dass desshalb der Ungar die Nationalität und Selbstständigkeit höher halten müsse, als das Gute. Auch folgt daraus noch nicht die Nothwendigkeit der Erkenntniss, dass alles Ungarische gut sei, und zwar schon desshalb, weil es ungarisch ist. —

Wenn man dem Hypothekarkredit Ungarns heute noch dasselbe Zeugniss der Unzulänglichkeit ausstellen wollte, welches er vor zehn oder zwanzig Jahren verdiente, so würde man ihm höchst Unrecht thun. Dass es aber trotzdem noch landläufig ist, die Kreditgesetzgebung Ungarns im Argen zu suchen, während sie — in Bezug auf Hypothekarkredit — neben jeder andern sich zeigen darf — das ist ein Loos, welches Oesterreich überhaupt recht häufig trifft, über welches sich aber innerhalb Oesterreichs wohl kein Staat in dem Grade zu beklagen hat, wie gerade Ungarn.

Dass die Sparkassen den Hypothekarkredit so wenig unterstützen, hat zum Theil wohl darin seinen Grund, dass sie bei ihrer Entstehung das Hypothekenwesen noch nicht geordnet fanden. Sie waren desshalb einzig auf die kurzen Kredite angewiesen, was auch wegen des höhern Discontos viel gewinnreicher war. Auch jetzt noch ist der Wechselkredit die Hauptsache, in vielen Fällen der ausschliessliche Gegenstand des Geschäftes der Sparkassen [1]).

Der Ungar denkt viel besser von seinem heimischen Wechselrecht; und es mag in der That nicht so schlimm sein, wie es sich der Deutsche ausmalt. Man beruft sich darauf, dass man ja auch in den „civilisirtern" Staaten die Personalhaft nicht mehr für nöthig erachte, und dass wohl Niemand gegen das nunmehr ins sechste Jahr bestehende Verfahren beweisen könne, dass es langwieriger sei und nicht eben jenen Schutz gewähre wie die allgemeine Wechselordnung. Uns fällt nur das auf, dass der Handelsstand die ungarische Wechselordnung sich so sehr vom Halse wünscht. Siehe Jahresbericht der Pest-Ofner Handels- und Gewerbekammer 1860—1862.

1) Die erste Sparkasse war die von Pest, welche 1839 gegründet wurde. Die grössern Provinzialstädte folgten in den folgenden Jahren nach. Aber dabei blieb es auch und 1863 zählte das grosse Ungarn nicht mehr als 39 Sparkassen in Thätigkeit, während 15 neue um Concessionirung baten. Die Pester Sparkasse hatte im Jahre 1859 folgenden Umsatz in ö. W.:

Neue Einlagen wurden gemacht	15,865 zu	5,584,612 fl.	23 kr.
Zurückgezahlt wurden	17,634 „	5,261,939 „	3/4 „

Neue Darlehen wurden gemacht:

auf Staats- und Kreditpapiere zum Zinsfuss von	5%	229,360 fl.	— kr.
auf Wechsel „ „ „	6%	9,133,022 fl.	97 kr.
auf liegende Gründe „ „ „	5%	746,833 fl.	81 3/4 kr.
		10,109,216 fl.	78 3/4 kr.

Was der Hypothekarkredit also von den Sparkassen erhielt, war für das Land so viel wie gar nichts, und es bedurfte eines andern Mittels, um demselben Nahrung zu geben.

Die Nationalbank in Wien hatte im Jahre 1854 die Abtheilung für den Hypothekarkredit geschaffen. Für Ungarn aber verweigerte sie den Kredit, und wenn man ihr dieses vergen wollte, so müsste man die Wahrheit verkennen, dass in Geldgeschäften eines Actien-Bankinstitutes nicht das Bedürfniss des Dritten massgebend ist, sondern die Sicherheit der Anlage. Ungarn hatte damals noch kein geregeltes Hypothekenwesen; wie sollte da ein Institut sich sicher stellen gegen möglichen Schaden? Ein Privater kann das wohl mit Mühe, und dann lässt er sich dafür theuer bezahlen; aber einem Bankinstitute ist das nicht möglich und zwar um so weniger, je grösser es ist. Ungarn nahm seine Ausschliessung aus dem Geschäftsgebiete der Nationalbank als eine Zurücksetzung auf; aber Salz-

---

Der reine Ertrag war	54,170 fl. 38 kr.
Die Dividende auf die Actie zu 100 fl.	65 fl. — kr.
Das Vermögen der Casse	153,063 fl. 96 kr.
Zu wohlthätigen Zwecken wurden ausgegeben	5,661 fl. 70 kr.

(Galgóczy K., Statist. közlemények I S. 92.)

Am Ende des Jahres 1862 war der Stand der vorzüglichsten ungarischen Sparkassen folgender:

Von der Sparkasse zu	waren ausgegeben: Darlehen auf			
	Grundstücke	Häuser	Wechsel	Vorschüsse
1) Pest	3,293,808	3,315,208	4,300,885	381,427
2) Ofen	2,381,674		2,474,357	724,357
3) Stuhlweissenburg	324,373		949,967	15,461
4) Gran	89,620		644,419	30,847
5) Miskolcz	223,634		200,611	48,615
6) Szegedin	17,799		767,378	54,254

(Jahresbericht der Pest-Ofner Handels- und Gewerbekammer 1860—62.)

burg und Tirol mit Vorarlberg, Dalmatien, die Militärgrenze und Venedig waren ebenfalls von der Thätigkeit der Bank ausgeschlossen und theilweise aus denselben Gründen wie Ungarn.

Nun führte zwar das Jahr 1855 die Hypothekenreform auch in Ungarn ein, und das in einer Weise, dass der ungarische Bodenkredit dadurch vielleicht zum Besten der ganzen Monarchie gedeihen wird. Aber die Einführung des Gesetzes und die Durchführung seiner Anordnungen lagen noch weit auseinander und es hat ein ganzes Jahrzehent in Anspruch genommen, bis die Grundbücher in den einzelnen Comitaten angelegt waren. Im Jahre 1866 fehlten die Grundbücher noch in acht Comitaten.

Erst 1857 fand sich die Nationalbank bewogen, auch für Ungarn ihre Wirksamkeit zu eröffnen. Die Anlage der Grundbücher war freilich noch nicht durchgeführt; desshalb musste der Darlehen-Sucher in jedem einzelnen Falle die Bank von seinem Eigenthumsrechte und der Art der Erwerbung desselben überzeugen, wie über den ungestörten 32jährigen Besitz. Dann hatte er sich darüber auszuweisen, dass über diese Thatsachen kein Rechtsstreit anhängig sei, und er musste darüber ein Intabulationszeugniss beibringen, welche Lasten seit 32 Jahren auf den zur Hypothek zu stellenden Gründen lasteten. Diese Bedingungen waren schwierig und oft nicht beizubringen; aber für das Institut blieben sie unerlässlich, und dennoch haben sie dem Lande Ungarn eine grosse Wohlthat zugeführt, wenn man die vorhergehende völlige Ausschliessung daneben stellt.

Das Octoberdiplom und die Ungewissheit, welche in Folge desselben über die ungarische Rechtspflege herrschte, bewog die Nationalbank, keine weitern Darlehen an Ungarn mehr auszugeben. Erst am 19. Februar 1863 nahm sie wieder neue Geschäfte auf. Man kann der Nationalbank nicht nachsagen, dass sie Ungarn als ein Stiefkind in Bezug auf den Bodenkredit behandelt habe; im Gegentheile ist Ungarn die erste Schuldnerin dieser Anstalt, da es weit über die Hälfte aller ihrer Hypotheken-

darlehen erhalten hat [1]). Es konnte auch nicht leicht ein anderes Land solch ein Feld für die Thätigkeit der Nationalbank bieten, welche ja unter 5000 fl. gar kein Darlehen gewährt und darum nur dem Grossgrundbesitzer zugänglich ist. In den Jahren 1862 und 1863 betrug der Durchschnitt eines Hypothekardarlehens, welches die Nationalbank nach Ungarn bewilligt hatte, nicht weniger als nahezu 53,000 fl. Freilich war der Kredit, welchen die Theissregulirungsgesellschaft erhielt (15 Mill. Gulden), und von dem in den genannten Jahren auch schon ein Theil in Anspruch genommen war, ein Posten, welcher diese Durchschnittssumme bedeutend erhöhete. —

Das Jahr 1864 brachte der Nationalbank in Wien einen Concurrenten, vom Standpunkte der Volkswirthschaft aus aber einen Gehülfen, und zwar in der allgemeinen österreichischen Bodenkreditanstalt. Sie hat sich bereits im ersten Jahre mächtig entwickelt, aber ihre Bedeutung und das Mass ihrer Hülfeleistung wird erst später sich bestimmen lassen.

Von epochemachender Wichtigkeit für den ungarischen Bodenkredit war das ungarische Bodenkredit-Institut, welches in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 in Wirksamkeit trat. Zweihundert und neun Grundbesitzer des Landes, durch Namen und Vermögen gleich ausgezeichnet, vereinigten sich und legten zur Gründung des Institutes theils in Baarem, theils in Obligationen einen Fonds von 1,667,000 fl. ö. W. zusammen. Auf dieser Grundlage entstand die Bodenkredit-Anstalt; aber sie war und ist nicht ein Actien-Unternehmen, welches den Gründern Gewinn bringen soll, sondern ein

1)

Zu Ende des Jahres	war die Anzahl der Schuldner		die Höhe der Darlehen in Gulden ö. W.	
	in Ungarn	im Ganzen	in Ungarn	im Ganzen
1862	645	1474	33,919,000	58,679,000
1863	661	1650	34,981,115	62,319,268
1864	730	1802	31,722,308	58,502,862
1865	—	—	34,638,416	63,601,658

patriotisches Institut, dessen Zweck nur der ist, dem Kredit bedürfenden Lande Hülfe zu bringen. Die Gründer erhalten von ihrer Gründungseinlage nichts weiter als 5%ige Zinsen und das ist ein absolutes Opfer bei den ungarischen Verhältnissen, wo man sein Kapital zu 8 bis 12 Prozent zu Danke unterbringen kann.

Es ist das ungarische Bodenkredit-Institut wohl einzig in seiner Art nicht bloss seiner Uneigennützigkeit willen, sondern auch wegen seiner merkwürdigen Einrichtung, welche, als Mittelding zwischen Kreditbank und Kreditverein, die Vortheile beider Arten von Anstalten zu vereinigen gewusst hat.

Bei einem Kreditvereine, welcher von den Kreditsuchenden gebildet wird, ist auch auf das Interesse dieser die möglichste Rücksicht genommen; bei der Bank dagegen, welche nur des Gewinnes willen da ist, wenigstens das Erträgniss einer hohen Dividende vor allem Andern bezweckt, ist die erste Rücksicht im Interesse der Actionäre, und des kreditsuchenden Landes wird nur nebenbei gedacht. Das ungarische Bodenkredit-Institut zeigt sich hierin in der That als eine Anstalt, welche nur das Wohl des Landes zum Ziele hat. Auf eine Dividende haben die Gründer nicht nur verzichtet, sondern sie begnügen sich für ihre Baar-Einlagen mit einem Zinsfusse, welcher kleiner ist, als der nominelle Zinsfuss der Pfandbriefe; die Gründungsantheile tragen nie mehr als 5%, während die Pfandbriefe 5½ vom Hundert erhalten, was bei dem bisherigen Curse derselben einem wirklichen Zinsfuss von 7—8% gleichkommt. Tantième erhalten die Beamten nicht; und die Ueberwachungscommission (Verwaltungsausschuss) ist unbesoldet.

Alle jene Vortheile, welche eine gewöhnliche Actienbank ihren Actionären und der Verwaltung zuwenden würde, bleiben hier für das Institut und kommen zuletzt dem Lande in der kreditsuchenden Bevölkerung wieder zu Gute.

Ausser dem Zinse, den das Institut den Pfandbrief-Inhabern selbst zu zahlen hat, fordert es von dem Darlehens-Empfänger

noch einen Betrag zu den Verwaltungskosten, welcher aber nur $^1/_4$ Procent beträgt.

Was von diesem viertel Procent nicht von den Verwaltungskosten verwandt zu werden braucht, kommt dem Reservefonds zu Gute. In diesen, welchem die Anstalt überhaupt die grösste Aufmerksamkeit widmet, fliessen ausserdem noch folgende Posten: 1) Ein Beitrag der Darlehens-Empfänger von 1%, welcher bei der Aufnahme des Darlehens entrichtet wird. Derselbe bleibt als Depositum bei der Anstalt und wird von dieser nach gänzlicher Tilgung des Darlehens wieder zurückgezahlt, und zwar mit den einfachen Zinsen; die Zinseszinsen fliessen dem Reservefonds zu. 2) Die Interessen der vor dem Verfalltermine gezahlten Zinsen und Tilgungsquoten. Der Schuldner der Anstalt muss nämlich Zinsen und Tilgungsrate halbjährig zum Voraus entrichten, während der Pfandbrief-Inhaber die erstern erst nach Verlauf des Semesters erhält. 3) Die Erträge verjährter Pfandbriefe und Coupons. 4) Conventionalstrafen, Verzugszinsen u. s. w.

Darlehen werden nur bis zur ersten Hälfte des „wirklichen" Bodenwerthes geliehen. Dieser ist jedoch auf eine Weise bestimmt (nach dem Grundsteuerprovisorium), dass in den meisten Fällen die Schätzung hinter dem wirklichen Werthe zurückbleiben wird. Jedoch kann das Institut auch eine eigene Schätzung vornehmen. Die gewöhnlichen Hypothekar-Darlehen müssen jährlich mit 1% getilgt werden. Ausser diesen gewährt die Anstalt auch kürzere Darlehen, in 10 oder 5 Jahren tilgbar, wenn der Darlehenssucher sein Gut zu investiren und sein Betriebskapital zu vermehren wünscht; solche Darlehen, welche in sog. Rentenscheinen gegeben werden, welche mit 6% zu verzinsen sind, können bei 5jähriger Tilgungszeit bis zu 15%, bei 10jähriger bis zu 25% des nach den Regeln der Anstalt ermittelten Gutswerthes gegeben werden.

Die Pfandbriefe, welche die Anstalt ausgibt, tragen $5^1/_2$% jährlicher Zinsen, ohne Steuerabzug. Sie lauten auf 100, 500 und 1000 fl. Binnen $34^1/_2$ Jahren werden sie jährlich durch zwei öffentliche Verloosungen nach einander eingelöst

und zwar zum vollen Nennwerth. Von den 5jährigen Rentenscheinen wird jährlich der fünfte, von den zehnjährigen der zehnte einberufen; sie tragen 6% und lauten auf 1000 fl.

Die Sicherstellung der Pfandbriefe anlangend, ist das Möglichste geschehen. Zunächst ist die Anstalt durch Beschränkung auf die erste Hälfte vom Werthe des beliehenen Objectes vor Verlusten möglichst gesichert. Die Darlehen können nur mit Zustimmung der Ueberwachungskommission bewilligt werden; dieser Ueberwachungs-Ausschuss hat selbst das grösste Interesse an der Solidität der Geschäfte und Sicherheit der Darlehen, da Verluste des Institutes zuletzt ihn selbst treffen würden.

Hinsichtlich des Gerichtsverfahrens gegen säumige und unvermögende Schuldner hat das Institut das Privilegium, seinen Schuldner auf dem Wege des kurzen Prozesses zu belangen, da dieser dem Pester Wechselgerichte untergeordnet ist, welches auf Antrag der Anstalt sofortige Execution des beweglichen und unbeweglichen Vermögens vorzunehmen hat. Wenn aber wirkliche Ausfälle sich ergeben sollten, so haftet das Institut zunächst mit seinem Reservefonds, hiernächst mit dem Gründungskapitale, welches, eingerechnet eine Dotation aus dem Landesfonds von einer halben Million, 2,177,000 fl. beträgt. Nachdem aber auch diese Mittel erschöpft sind, haftet das Vermögen aller Institutsschuldner solidarisch, und der Gläubiger, also der Pfandbrief-Inhaber, welcher von der Anstalt nicht direct befriedigt wird, kann sich an irgend einem beliebigen dem Institute verpfändeten Grundbesitz durch Vornahme der Execution für seine Forderung schadlos machen.

Das ist eben das Eigenthümliche, welches das ungarische Bodenkredit-Institut vor den Kreditbanken voraus hat, dass die Darlehens-Empfänger neben den Gründern zugleich die Theilnehmer der Anstalt sind, welche über die Wirthschaft derselben entscheiden und die Leitung überwachen. Dadurch wird die ganze Anstalt darauf hinlenken, zunächst im Interesse der Schuldner zu arbeiten, also wahrhaft im Interesse des Kredits, also auch des Pfandbriefinhabers. Wer ein Darlehen von

mindestens 1000 fl. erhalten kann, tritt durch die Aufnahme eines solchen für die Dauer der Belehnung in den Kreditverband und wird Theilnehmer der Bodenkredit-Anstalt. Diese Theilnehmer entsenden ihre Abgeordneten zu den Generalversammlungen, wählen mit den Gründern die Beamten, bilden einen Theil der Ueberwachungskommission und setzten in den einzelnen Districten Ausschüsse nieder, welche im Sinne der ihnen zu ertheilenden Weisungen bei Schätzungen, Sequestrationen und Executionen die Interessen des Vereines vertreten und beständig im Auge behalten sollen. Jedes Vereinsmitglied — Darlehens-Empfänger — ist verpflichtet, eine solche Mission auf sich zu nehmen.

Die Theilnehmer haben sich jedoch noch eine viel grössere Verpflichtung aufgeladen, das ist die, solidarisch für die Sicherheit der Institutsschulden — der Pfandbriefe und Rentenscheine — zu haften. Wenn also auch ein solcher Theilnehmer seine Schuldigkeiten noch so pünktlich erfüllt, und seine Zinsen und Tilgungsquote ganz richtig und rechtzeitig einzahlt, so steht es — wie wir gesehen haben — dem Pfandbrief-Inhaber, welcher seine Befriedigung direct von der Anstalt nicht mehr erhalten kann, frei, sich durch Execution an dem Vermögen irgend eines Theilnehmers, soweit es der Anstalt verpfändet ist, zu seinem Rechte zu verhelfen. Dass der betroffene Theilnehmer von dem Institute volle Schadloshaltung zu beanspruchen hat, ist selbstverständlich. Uebrigens gehören diese Fälle nur zu den theoretischen Möglichkeiten; in der Wirklichkeit sind sie so gut wie unmöglich. Die Vorsicht bei Bewilligung von Darlehen ist zu gross; der Gewinn der Anstalt fliesst ganz und gar dem Reservefonds zu, welcher dadurch sich rasch zu einer bedeutenden Höhe erheben wird; und ehe dann noch das Gründungskapital vergriffen ist, muss schon eine sehr grosse Calamität über das Land hereingebrochen sein, wie sie nicht zu erwarten ist. Dazu haben ja gerade die Theilnehmer es in der Hand, sei es auf der Generalversammlung oder im Ueberwachungs-Ausschuss, ihr Interesse zur Geltung zu bringen. Sie können und werden jene Geschäfte verhindern, welche bei

grossem möglichen Gewinne grosse Gefahr tragen; denn vom Gewinne trägt der Theilnehmer nur höchst secundären Nutzen, nur insofern als durch Anhäufung des Reservefonds das Institut seinen Schuldnern die Bestreitung zu den Verwaltungskosten von $^1/_4$ % abnehmen könnte, — von den Verlusten der Anstalt jedoch könnte der Theilnehmer im äussersten Falle directen Nachtheil erleiden.

Das Verhältniss der 209 hochherzigen Gründer zu ihrer Schöpfung ist folgendes: Ein Gründungsantheil beträgt wenigstens 5000 fl., von welcher Summe zehn Procent gleich in Baar eingezahlt sind. Für die übrigen neun Zehntel hinterlegten die Gründer je neun gleichlautende Obligationen, welche vierzehn Tage nach Sicht zahlbar werden, sobald die Ueberwachungskommission die weitere Einzahlung für nöthig erachtet. Entweder enthalten diese Obligationen die Bürgschaft eines Dritten, oder sie sind auf ein Gut des Ausstellers intabulirt, oder aber durch Deponirung von entsprechenden Werthpapieren sicher gestellt. Wenn der Reservefonds auf eine halbe Million Gulden in Baarem angewachsen ist, so werden mit den 25 Procent des weitern Zuwachses vor Allem die etwa von Seiten der Gründer ausser den gleich anfangs gezahlten 10 Procent nothwendig gewordenen Einzahlungen zurückerstattet; ist aber über diese 10 Procent hinaus nichts baar einbezahlt, so fliesst das erwähnte Viertel des Zuwachses gleichfalls in den Reservefonds und bildet eine eigene Abtheilung desselben. Wenn diese Abtheilung auf mehr als 100,000 fl. anwächst, so wird die Summe von 100,000 fl. in den allgemeinen Reservefonds übertragen, jedem Gründer aber eine zehnprocentige Obligation zurückerstattet, und so fort, bis alle Obligationen zur Rückzahlung gelangen. Die erste 10 %ige Rentenzahlung in Baar jedoch verbleibt ständig im Reservefonds und somit der Gründer immer im Zusammenhang mit der Anstalt.

Der Grund, welcher uns bestimmte, die Einrichtung des einzigen ungarischen Bodenkredit-Institutes in dem einen oder andern Punkte näher anzudeuten, war ein zweifacher. Zunächst war es die Eigenthümlichkeit, die uns hierzu veranlasste. So

viel wir wissen, ist diese Anstalt die einzige ihrer Art: ein Kreditverein, der zum Besten des Darlehenssuchers gegründet ist und dennoch haftbare Kapital-Einleger hat: eine Actien-Bank, welche aber gerade auf das verzichtet, was in jedem andern Falle der Beweggrund zu ihrer Errichtung ist, auf eine Dividende. In dieser Beziehung wird sie auch wohl die einzige ihrer Art bleiben, denn so viel opferwilliger Patriotismus findet sich selten zusammen, dass man daraus, ohne Vortheil für sich, ein grosses Kredit-Institut machen kann. Dennoch kann die ungarische Bodenkredit-Anstalt den Weg zeigen, wie man, mit den gehörigen Abänderungen, den Gewinn eines Kredit-Institutes, wie das Risico seiner Geschäfte nicht auf wenig glückliche Actionäre zusammenzuhäufen braucht, welche geschickt genug sind das Land auszubeuten, oder auf wenig unglückliche, denen die Ungeschicklichkeit um so tiefere Schläge verursacht. Wir können von diesem Institut lernen, sowohl Gewinn als Gefahr auf eine grössere Theilnehmerschaft zu vertheilen. Und wenn man den Vereinsmitgliedern dabei einen Antheil an der Verwaltung lässt, wie es bei der genannten Anstalt und bei den reinen Kreditvereinen der Fall ist, so hat man zwar nicht leicht so viele brillante, aber um so mehr solide Geschäfte in Aussicht; denn der Theilnehmer eines Kreditvereins wird durch den möglichen Gewinn nur sehr mittelbar gelockt, durch einen möglichen Verlust aber viel unmittelbarer in Anspruch genommen, und desshalb wird er nur für solide Gebahrung sein.

Was wir ferner noch durch die kurzen Andeutungen bezwecken wollten, war der Beweis, dass man in dem übelberüchtigten Ungarn mehr für die Sicherheit des Instituts-Gläubigers gethan hat, als man in Westeuropa zu thun gewohnt ist. Dennoch sind die ungarischen Pfandbriefe anfangs nicht sehr gesucht gewesen. Der Patriotismus, welcher die Anstalt gründete, musste die Pfandbriefe auch noch im höhern Curse zu erhalten suchen, indem er sie bei sich selbst nach Kräften unterzubringen suchte. Trotz der grossen Kreditbedürftigkeit des Landes hat man es dennoch bis jetzt nur auf etwa 15 Mil-

lionen Gulden[1]) an Darlehen gebracht, was für das Institut in Anbetracht der kurzen Wirksamkeit gewiss genügend ist, nicht aber für das Land. Es fehlte bisher noch zu sehr an Käufern der Pfandbriefe[2]); die Verzinsung des nominellen Kapitales war $5^1/_2$ vom Hundert; der Curs aber stand so niedrig, dass oft ein wirklicher Zinsfuss von 7 bis 8% resultirte[3]). Man kann

1) Die Hypothekendarlehen beliefen sich nach den einzelnen Vierteljahresausweisen auf folgende Summen in ö. W.:

Darlehen	30. Juni 1864	30. Juni 1865	31. März 1866
in Pfandbriefen	6,186,964,42		
„ zehnjährigen Rentenscheinen	444,881,50	12,079,794,98	14,174,078,78
„ fünfjährigen Rentenscheinen	2,000		
auf offene Kredite	498,304		
	7,132,185,92		

Die Darlehen vom 31. März 1866 waren gedeckt durch Hypotheken im Werthe von 49,734,182,48 fl.

2) In jüngster Zeit — Herbst 1866 — ist freilich die Nachfrage nach den Pfandbriefen des Bodenkreditinstitutes derartig gestiegen, dass dieselbe nicht mehr befriedigt werden kann, weil sich nicht genügende Darlehenssucher finden. Dass die Nachfrage nach den Pfandbriefen so gross ist, liegt wohl hauptsächlich an dem Ueberfluss an — papiernem — Geld, welches man sicher unterbringen möchte. Bei dem Mangel an Vertrauen in gesicherte politische Zustände sucht man jene Anlagsplätze vor Allem aus, welche von politischen Unfällen weniger direct betroffen werden. Weittragende Unternehmungen, die hohen Gewinn bringen könnten, sind augenblicklich nicht beliebt, aus demselben Grunde. Bei diesem Suchen nach sicherer Anlage bleibt es freilich nicht recht erklärlich, warum der Boden nicht mehr Kapital an sich zieht. Die Preise haben sich immer noch nicht gehoben. Die Lust zum Bodenerwerb ist sehr gering trotz mancher disponibeln Kapitale und trotz der Unsicherheit der Papiere und des papiernen Geldes. Vielleicht liegt der Grund für diese Unlust am Bodenerwerb hauptsächlich in der Steuerüberbürdung, welche zunächst die Preise des Bodens drückt, dann aber auch, weil ihre Unberechenbarkeit in der Zukunft überhaupt vom Erwerbe eines Landgutes abschreckt.

3) Der Curs vom 31. December 1863 war 88,75, am gleichen Tage

sich freilich wohl erklären, warum man ein 7%iges Papier verschmäht, wenn man 12%ige Staatspapiere in Menge haben kann.

Was der grösste Fehler des Institutes sein dürfte, ist seine ungarische Nationalität. Das ist freilich kein Fehler an und für sich, sondern nur in den Augen jenes Ausländers, welcher die ungarischen Zustände von heute nach ihrer Vergangenheit vor zwanzig Jahren beurtheilt. Glücklicherweise ist diese Ansicht veraltet; ein geordnetes Hypothekenwesen und ein kurzes und pünktliches Verfahren gegen den säumigen Schuldner der Anstalt sind Bürgen genug dafür, dass die frühern Zustände sich heute nicht mehr wiederholen und die Gewöhnung des Volkes an Pünktlichkeit ist ihrerseits auch auf dem besten Wege zum Fortschritte. Moser[1]) sagt: „Wären die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns consolidirt und die lähmenden Zweifel über das Schicksal der untern Donauländer beseitigt; wäre Ungarn mit all' seinem Bodenreichthum und den unverkennbaren Vorzügen seiner Bevölkerung ein productives Glied eines grossen Ganzen, welches es in demselben Masse zu stützen und zu stärken vermöchte, als es dasselbe durch negatives Verhalten lähmt; wären endlich die Rechtszustände und die Justizpflege Ungarns den Anforderungen der Zeit und des öffentlichen Kredits gemäss entwickelt und geordnet: so würden wir nicht den mindesten Anstand nehmen, die Pfandbriefe des ungarischen Bodenkredit-Institutes für entschieden solider und sicherer zu erklären, als jene der sämmtlichen Hypothekenbanken auf Actien.“ Die erste dieser Voraussetzungen fehlt freilich bis jetzt noch; die zweite dagegen wird man von verschiedenen Standpunkten verschieden beurtheilen können; die dritte aber ist wenigstens in der Beziehung vorhanden, als sie den hypothekarischen Kredit betrifft, und insofern könnten wir eine Autorität anrufen für die Solidität jener Anstalt, welche

1864 = $81_{,50}$, 1865 = $75_{,25}$, jetzt (Dezember 1866) = 85; im Durchschnitt dieser vier Zahlen = 82½; der wirkliche Zinsfuss mithin $6_{,66}$ Prozent.

1) Zeitschrift für Kapital und Rente, Bd. II. S. 87.

vor allem berufen ist, das Land mit jenem Kapitale zu versehen, nach welchem es so lange gedürstet hat.

Wir haben bereits weiter oben der Abtheilung der Belgischen Bank des Langrand-Dumonceau Erwähnung gethan, welche nur grosse Kredite (mehrere hunderttausend Gulden) bewilligt, und hauptsächlich zum Zwecke hat, grosse Güter anzukaufen und zu zertrümmern. Wir haben schon bemerkt, dass die Zertrümmerung der grossen Gutsmassen in Mittelgüter für das Land eine Wohlthat sein müsse. Leider aber kann ein Geschäftsinstitut nicht immer auf das Wohl des Landes sehen, sondern wird zunächst auf seinen eigenen Vortheil Bedacht zu nehmen haben, und das Eine wird dabei oft mit dem Andern in Widerspruch stehen. Was die Belgische Bank zunächst beabsichtigt, kann nur die Erzielung eines möglichst grossen Gewinnes sein; der aber geht ausser Landes; die Folge wird desshalb eher die sein, dass Geld aus dem Lande geholt, als hineingebracht wird. Der Verkäufer erhält einen geringen Preis, der Käufer des Theiles aber zahlt einen hohen, und das Debet des Landes ans Ausland übersteigt sein Kredit. Dass die Belgische Bank dem Lande nützlich sein kann, ist keinem Zweifel unterlegen. Wir glauben sogar, dass sie trotz eines hohen Gewinnes auf Unkosten des Landes ihm bei den oben geschilderten Verhältnissen in der That mehr nützt als schadet. Aber jenen Segen wird sie natürlich dem Lande nicht bringen, welchen ihm ein Institut gewährt, welches auf den eigenen Gewinn verzichtet und nur für das Wohl des Landes arbeitet.

Wir glauben fest, dass die Zeiten für immer vorüber sein werden, welche den Kredit Ungarns nur von seiner negativen Seite kannten. Damit wird sich auch dem Lande allmälig jenes Kapital zuwenden, dessen seine Wirthschaft bedürftig ist; und Ungarn wird noch auf lange Zeiten hin der Markt sein für das Kapital Westeuropas, für welches man eine fruchtbare und dabei sichere Anlage wünscht. Wer freilich auch da wieder bloss auf die Höhe des Zinsfusses sieht, der darf heutzutage auch nicht mehr nach Ungarn gehen, seitdem Mexiko, die Türkei und Nord-Amerika Concurrenz machen. Für solide

Anlagen ist aber hier nicht das Feld, welches jetzt bereits Ungarn bietet.

Wir haben zu Anfang dieses Kapitels gezeigt, wie die ungarische Landwirthschaft arm an Kapital sei und sein müsse. Die Summe der hypothekarischen Darlehen auf einem gewissen Grund und Boden ist nun ebensowenig ein Anhaltspunkt für das im Boden aufgewandte Kapital, als für das in Zukunft noch auf denselben zu verwendende. Aber wenn man weiss, dass im Wege eigener Ersparung dem Boden nichts hat zugewandt werden können, und wenn man dann noch sieht, wie wenig fremdes Kapital dem Boden gegeben ist, so hat man wohl einen Anhaltspunkt, über die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit des Bodenkapitals zu urtheilen. Nach den bereits gegebenen Daten beläuft sich der Hypothekarkredit, welcher Ungarn von

der Nationalbank bewilligt ist, auf nicht ganz	35,000,000	Fl.
die österreich. Bodenkredit-Anstalt liess Ungarn höchstens zukommen (von 12 Mill. im Jahre 1865)	7,000,000	„
das ungar. Bodenkredit-Institut (1866) . . .	15,000,000	„
die Sparkassen etwa	13,000,000	„
Im Ganzen	70,000,000	Fl.

Wir setzen eher zu viel, als zu wenig, wenn wir den von Privaten gewährten Hypothekarkredit anschlagen auf 30 Mill. Gulden, da nämlich das Kapital viel lieber den hohe Zinsen bietenden Staatspapieren sich zuwendet, und im Privatverkehr nur die kleinern Kapitale bleiben. So hätten wir, hochgerechnet, ein Kapital von 100 Mill. in Hypothekardarlehen angelegt; was darüber hinaus noch an den Grundbesitzer gegeben ist, hat meistens Grund, die Oeffentlichkeit zu scheuen, nicht nur, weil der Zinsfuss „ungesetzlich“ ist, sondern weil wirklicher „Wucher“ zu Grunde liegt; dieser Kredit ist dem Landwirth kein Segen, sondern ein Fluch. — Bei einem Gebiete von 3217 □Meilen nun, welches der productive Boden Ungarns

mit dem Banat umfasst, kämen desshalb auf ein Joch nicht mehr als 3 Fl. 11 Kr. Darlehen [1]).

Ein solches Verhältniss muss durchaus ungenügend sein, wo die eigenen Kapitalien, welche man der Verbesserung und Investirung des Bodens hat zuwenden können, so gering sind. Wir sind gewiss nicht der Ansicht, dass ein verschuldeter Grundbesitz ein Vorzug sei: im Gegentheil. Aber wenn man durch die Aufnahme eines Darlehens den Boden zu einer grössern Wirksamkeit bringt, wenn die Anlagen und Meliorationen das aufgewandte Kapital reichlich verzinsen und dem Landwirth noch einen Gewinn übrig lassen, so ist eine solche Schuld allerdings ein Vortheil, und deren Fehlen ein Uebel. Nur dass solche Schulden in Ungarn noch fehlen, bedauern wir; und da wir wissen, dass eigenes Kapital im Boden in Ungarn noch sehr gering ist, dass es gerade hier erst kaum über dem Nullpunkte steht, so wissen wir um so mehr, dass jene fremden Kapitalien, welche dem Boden zugeflossen sind, noch längst nicht hinreichen, auch nur in etwas das Kapitalbedürfniss zu befriedigen.

Wären diese nur noch alle dem Boden zugeflossen! Wären alle jene Summen, welche man als Hypothekardarlehen dem Boden ins Schuldbuch geschrieben hat, doch auch wirklich in den Besitz des Bodens gekommen! Aber leider! wie viel mag von der Bodenschuld Ungarns ein blosses Zwangsanlehen sein, wobei man dem Boden nur die Bürgschaft abgedrungen hat, welches aber zu ganz andern Zwecken verwandt ist, als für den Boden: zur Deckung eines üppigen Haushaltes, zur Aus-

---

1) Wir rechnen im Durchschnitt den Werth des productiven Bodens nur zu 50 Fl. das Joch, was etwa der Schätzung des provisorischen Katasters (3 Fl. 4 Kr. Reinertrag) gleichkäme. In diesem Falle betrügen sämmtliche Hypothekardarlehen vom Werthe des productiven Bodens nur $6,_{22}$ %. — Neumann (Oesterr. Revue 1864. III.) gibt den Werth des Bodens an zu 1708 Mill. Fl., und lässt für 1857 Hypothekardarlehen zu 74 Mill. Fl., also $4,_{3}$ % darauf lasten. Nach eben demselben betrugen die Hypothekardarlehen vom Werthe des Grund und Bodens: in ganz Oesterreich $16,_{6}$ %, Italien $18,_{6}$ %, Frankreich 22 %, Preussen 50—60 %, Grossbritannien 50 %.

füllung jener Lücken, welche ein ungünstiges Klima und welche unglückliche staatliche Verhältnisse dem Vermögen des Landes geschlagen haben.

Noch weniger als der Hypothekarkredit ist der kurze Kredit [1]) bei der ungarischen Landwirthschaft entwickelt.

Mögen auch die Sparkassen den grössten Theil ihrer Mittel in Vorschuss- und Wechselgeschäften anlegen, so kann das doch nicht genügen, da diese Anstalten den grössten Theil ihrer Geschäfte in Wechseln und Vorschüssen nicht mit dem Landwirth, sondern wahrscheinlich mit dem Handels- und Gewerbestande machen. Auch das Bodenkredit-Institut gewährt offene Kredite auf sechs Monate, welche die Summe von etwa einer Million erreichen. Die sogenannten Grundbesitzerwechsel sind freilich bei allen Geldinstituten sehr beliebt und werden gerne escomptirt. In dieser Beziehung steht Ungarn Deutschland voran, wo der Bauernwechsel eine sehr bescheidene Rolle spielt. Aber es ist auch nicht der ungarische Landwirth als solcher, welcher so wechselfähig erscheint, sondern der durch Reichthum und soziale Stellung notorische Grossgrundbesitzer. Dieser ist es wohl auch ausschliesslich, welcher sich der Benützung des kurzen Kredites erfreut. Dem eigentlichen Bauern aber mögen die bankmässigen Vorschüsse nur in sehr ungenügendem Masse zugänglich sein; sie genügen dem Grossgrundbesitzer längst nicht einmal. Es gibt der Fälle genug, wo dieser bereits im Frühjahre gezwungen ist, seine zukünftige Ernte zu verkaufen, weil er einen nöthigen Vorschuss nicht erhalten kann. Welchen Nachtheil dabei der Grundbesitzer erleidet, liegt auf der Hand; der Käufer wälzt das mögliche Risico ganz von sich ab; der mögliche Gewinn dagegen fällt

---

1) Crédit agricole nach Wolowsky. Die Bezeichnung „Personalkredit“ ist jedenfalls in dieser Bedeutung ungenau, obschon sie sehr häufig gebraucht wird. Es ist durchaus kein Personal-, sondern ein Realkredit, wenn ich Jemandem gegen Hinterlegung von Werthen oder gegen Bestellung einer Hypothek einen Vorschuss leiste oder einen Wechsel auf mich ausstellen lasse.

ihm allein zu; denn der Landwirth, welcher verkaufen muss, wird sich Nothpreise gefallen lassen müssen.

Wenn sich aber auch jetzt Institute aufthäten, welche den kurzen Kredit sich zum Gegenstande ihrer Thätigkeit machten, so würden sie jedenfalls in Ungarn vorläufig noch einen schwierigern Boden finden als anderswo. Einmal ist die ungarische Landwirthschaft des regelmässigen Ertrages nicht so gewiss, wie die westeuropäischen, welche ihren Satz, so zu sagen, auf mehrere Karten vertheilen und nicht Alles auf eine einzige Karte halten. Wenn in Ungarn die Hauptfrucht missräth, so ist der Landwirth für ein Jahr durchaus geschlagen, und bis zu welchem Grade ein Misswachs bei den dortigen klimatischen Verhältnissen eintreten kann, hat uns das zweite Kapitel gelehrt. Der ungarische Landwirth ist nie sicher, ob er binnen Jahresfrist im Stande sein wird, einen erhaltenen Vorschuss zurückzuzahlen, und desshalb ist es für ihn immer gewagter, sich zu einer Heimzahlung in kurzer Frist zu verpflichten.

Nur dort, wo z. B. neben dem Getreidebau auch der Wein- und Tabakbau, oder die Schafzucht betrieben wird, und hauptsächlich auf den grössern Gütern, wo die verschiedenartigern Zweige des Betriebes neben einander bestehen, wird diese Unsicherheit gemildert; aber dennoch bleibt sie grösser als in Westeuropa, wo der Misswachs nie so total zu werden pflegt, und wo auch der Bauer seine Wirthschaft auf mehrere Betriebszweige stützt, während in Ungarn der Bauer im Ganzen und Grossen doch nur Getreidebauer ist, und sein Wohl und Wehe von einer Frucht abhängt. Wegen des Schwankens und der Unsicherheit im Ertrage wird der ungarische Landwirth desshalb nur mit grösster Vorsicht sich zu einer Rückzahlung auf den Ertrag einer noch nicht gesicherten Ernte verpflichten können, und der Vorschuss auf ein Gut muss desshalb in Ungarn bei einer kleinern Quote des Gutswerthes stehen bleiben, als man ihn bei uns gewähren könnte.

Auf der andern Seite muss man den Landwirth, speziell den Bauern, erst an die grösste Pünktlichkeit im Zahlen gewöhnt haben, bevor man ihm die Gelegenheit geben darf, auf

eine leichte Weise neue Schulden zu contrahiren. Der Landwirth ist durch seine Beschäftigung nicht an Pünktlichkeit gewöhnt; sein Geschäftskalender ist sehr variabel, und es bedarf einer längern Schule, um ihn bei Zahlungen an den politischen Kalender zu gewöhnen. Man kann in Deutschland die Bemerkung machen, dass die Geldinstitute hierin der Volkserziehung — denn auch Pünktlichkeit gehört zur Bildung — sehr unter die Arme greifen. Aehnlich wird es auch in Ungarn zunächst darauf ankommen, dass man sich den Landwirth zu einem pünktlichen Zahler erzieht. Ein pünktlicher Zahler ist nie ein leichtsinniger Schuldenmacher, und erst wenn man von der Pünktlichkeit des Borgers überzeugt ist, kann man die Zuversicht haben, dass man diesem in der Gewährung eines Vorschusses oder in der Ausstellung eines Wechsels nicht die Versuchung stärkt, sich zu Grunde zu richten, sondern dass man ihm nur die Möglichkeit gibt, seine Wirthschaft besser auszunützen [1]).

Noch mehr aber als die Hebung des Kredits, ist die Mehrung des eigenen Kapitales zu erstreben; denn der Kredit soll nur dort aushelfen, wo das eigene Kapital nicht hinreicht, und wo dieses in genügendem Masse zu Gebote steht, bedarf man des erstern nur in dem Grade, als man ihn selbst geben will.

Ob das Kapital als Ersparniss von den Früchten der Arbeit, oder als Ueberschuss des Arbeitsertrages anzusehen ist, dürfte sich gleichbleiben. Dasselbe entsteht, sobald sich zwi-

---

1) Der ungarische Bauer soll recht pünktlich im Zahlen sein. Dennoch gehört schon eine erprobte Fertigkeit dazu, ehe der Bauer ohne Nachtheil den zweischneidigen Wechselkredit in Anwendung bringen kann. — Nach den Erfahrungen, welche das Bodenkredit-Institut gemacht hat, zeigt sich als den pünktlichsten Zahler der Bauer von ungarischer Nationalität, dann erst kommt der Deutsche — besonders im Banat steht dieser zurück, was wohl damit zusammenhängt, dass hier das Nothjahr 1863 verderblicher auftrat —, schlechterer Zahler ist der Slovak und der Serbe, am schlechtesten aber erwies sich der Walache.

schen dem Ertrag der Arbeit und der Consumtion des Produzenten eine Differenz zu Gunsten des erstern gebildet hat, und es dürfte schwer zu sagen sein, was im Allgemeinen der Grund der Kapitalbildung sei, ob die Sparsamkeit des Produzenten oder die Produktivität der Arbeit, eben so wenig wie man entscheiden kann, ob 4 oder 3 die Schuld daran ist, dass die Differenz zwischen beiden Zahlen 1 ist. Bei gleichem Ertrag der Arbeit aber hängt der Grad der Kapitalbildung allerdings ganz allein von dem Grade der Sparsamkeit des Produzenten ab, eben so wie es bei gleicher Sparsamkeit auf die Produktivität der Arbeit ankommt. Aus beiden Gründen aber hat das Kapital in Ungarn keinen guten Boden zum Wachsen, so gut es dort den Boden zum Wirken findet. Man kann den Ungarn wohl nicht träge nennen; aber sein Fleiss ist nicht so sehr auf den Erwerb gerichtet, als es beim Deutschen der Fall ist; die Arbeit des Ungarn im Ganzen und Grossen hat nicht so sehr die Wirthschaft zum Gegenstande, als andere Dinge. Ungarn ist das Land der Politik; hier wird ein Jeder aus dem Volke in der Idee des Staates erzogen und lebt darin. Die Politik ist die vornehmste Beschäftigung nicht etwa bloss der vornehmern Stände, sondern auch des ganzen Mittelstandes, und bis auf den Bauern und Taglöhner hinab lebt man, wenn nicht von, doch in den politischen Tagesfragen. Das thut der wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes vielen Abbruch, und wenn man es auch läugnet: die Köpfe, welche sich mit Staatsrecht und seinen Annexen befassen, können nicht zu gleicher Zeit all ihre Kräfte der Hebung der Volkswirthschaft zuwenden, und jene vielen Stunden, welche man täglich der Besprechung politischer Gegenstände widmet, sind wenigstens für die Volkswirthschaft verloren.

Wir wollen natürlich hier nicht abwägen, in wiefern jene Güter, welche man in dem Staatsrechte vertheidigt, mehr oder minder werthvoll sind, als jene, welche man durch eine blühende Volkswirthschaft sich zu Nutze machen kann. Wir wollen nur einfach die Thatsache hinstellen, dass der Ungar seine besten

Kräfte der Staatsrechts-, nicht aber der Wirthschaftspolitik widmet [1]).

Man kann eine Nation auf zwei Wegen zum Gipfel der Blüte bringen. Der eine Weg geht durch die Freiheit und Selbstständigkeit zum Wohlstande, der andere durch den Wohlstand zur Freiheit; freilich stehen beide nie in dem einfachen Verhältnisse von Ursache und Wirkung, sondern in dem der Wechselwirkung, und die Freiheit hat vor dem Wohlstande im erstern Falle nichts weiter voraus, als einen kleinen Vorsprung, wie im letztern umgekehrt der Wohlstand vor der Freiheit. Ungarn geht den erstern Weg, es urgirt seine Freiheit und Selbstständigkeit und denkt, es würde dann von selbst auch zur wirthschaftlichen Wohlfahrt kommen. Jener aber, den man mit Recht, und zwar sein Hauptgegner zuerst, den grössten Ungarn genannt hat, Stephan Széchenyi, dachte anders; er

1) Das Ueberwuchern der Advokaten in ganz Ungarn ist bekannt. Die Jurisprudenz ist in Ungarn für den Studirenden ein ähnliches refugium, wie es in Deutschland lange die Theologie, und in neuerer Zeit fast ebenso die Medizin geworden ist: wer sonst keinen entschiedenen Beruf fühlt, wird Jurist; da aber nicht alle eine Anstellung im Staate erhalten können, so leben die Meisten von ihnen später in der Heimat als Advokaten und verlegen sich auf Politik. 1864 gab es in Ungarn nebst Kroato-Slavonien und der Militärgrenze an der Pester Universität (982) und den acht Rechtsakademien des Landes nicht weniger als 1499 ordentliche und 154 ausserordentliche Rechtshörer, dagegen nur 951 ordentliche und 52 ausserordentliche Candidaten der Theologie aller Confessionen, die Zöglinge der Mönche mit eingerechnet. Und selbst die Theologen sind zahlreich. Dass die Rechtshörer nebenbei auch den Staatswissenschaften obliegen, ändert nichts an der Sache; denn diese letztern bleiben nur Nebenwissenschaften bei der Masse. — Wenn wir aus der Neigung des Ungarn zur Politik einen Grund zum Tadel nehmen, so ist das nicht so zu verstehen, als sollte jener seine höchsten Güter, als welche ihm Freiheit und Nationalität dastehen, minder eifrig beschützen; aber uns will es scheinen, als könne man diese Güter auf eine nachdrücklichere und weniger kostspielige, ja selbst würdigere Weise schützen. Die Politik des Ungarn ist — nach deutschen Anschauungen — viel zu äusserlich; die Demonstration ist nicht die geringste ihrer Lebensäusserungen. Wer in ungarischer Tracht einhergeht, gut ungarisch spricht, irgend einem patriotischen Vereine beitritt, der kann mit diesen Dingen beweisen, dass er ächt ungarisch gesinnt ist und die Anerkennung seines Patriotismus als ein Recht verlangen.

wollte zuerst auf den materiellen Wohlstand lossteuern, um an ihm zugleich die Nationalität zu kräftigen und die Freiheit aus beiden hervorgehen zu lassen. Es ist gewiss auffällig, wie Jener, den die Nation am meisten ehrt und rühmt, in seinem Streben dennoch so vereinzelt dasteht. Wir aber glauben, dass sein Weg der sichrere war, wenn es auch ein Umweg war, um zur Selbstständigkeit und Freiheit zu gelangen.

Die geistige Arbeit also — das wollten wir mit dem Vorhergehenden eigentlich nur sagen — ist in Ungarn wenig Kapital bildend, sondern unter Umständen Kapital zehrend. Die körperliche Arbeit aber trägt zur Mehrung des Kapitals auch nicht das bei, was man in einem — volkswirthschaftlich — jugendlichen Lande erwarten sollte. Mangel an Arbeitsgelegenheit während eines grossen Theiles vom Jahre, welcher durch die Ueberanstrengung zur Zeit der Ernte nicht gut gemacht wird, Mangel fast jeglicher Industrie und in dessen Gefolge auch Mangel an Erwerbssinn charakterisiren die ungarische Arbeit.

Das Product der wirthschaftlichen Arbeit ist desshalb gering in Ungarn. Die Ansprüche aber, welche die Nation und der Staat an den Genuss des Products stellt, sind gross. Der Trieb zur Sparsamkeit ist in Oesterreich überhaupt nicht heimisch; das ist eine Thatsache, welche man vielleicht nicht so leicht ziffermässig beweisen kann, welche man vielmehr herausfühlen muss. Wer deutsche Wirthschaftlichkeit gewohnt ist, wird die Leichtlebigkeit in Oesterreich, die deutschen Kronländer nicht ausgenommen, auffallend finden. Man weiss, dass Oesterreich kein reiches Land ist[1]), und sieht dennoch eine Lebensweise, welche nur einem sehr wohlhabenden Volke entsprechen würde. Der Gewinn aus einem Geschäfte ist gross; da aber die Anforderungen der Lebensweise es nicht weniger

1) Den Schein eines solchen hat es in mancher Beziehung freilich. Es gibt anderwärts in Deutschland nirgends so viele grosse Vermögen, so grossartige Etablissements und so schwunghafte Unternehmungen. Aber das Grosse ist eben auch Alles, und es fehlt gerade an der breiten Grundlage: es fehlt an Vermögen im Mittelstande, und das Ganze des Volkes ist arm.

sind, so lebt man von der Hand in den Mund, freilich nicht wie der Proletarier, sondern mit Anstand.

Dieser Mangel an Sparsamkeit hat vielleicht weniger seinen Grund im Volkscharakter, als er durch die Finanzwirthschaft des Staates hervorgerufen ist. Man beklagt sich wohl nicht mit Unrecht darüber, dass das papierne Geld dem Sparsinne Abbruch thue. Wo man täglich fürchten muss, dass eine Verschlechterung der Valuta den Bestand des in Geld ausgedrückten Vermögens mindere, da ist es kein grosser Reiz, ein solches Vermögen sich zu ersparen. Hier wird man suchen, seine Ersparnisse zu Realitäten umzuwandeln: wo sich keine Gelegenheit bietet, werbende Realitäten anzuschaffen, wird man jene Ersparnisse viel leichter im Genusse realisiren; weniger aber wird es anziehen, ein Kapital aufzusparen, um es auszuleihen, weil man hier nur für den nominellen, nicht aber für den reellen ungeschmälerten Fortbestand des Kapitales sich Sicherung geben kann. Bei einer reellen Geldwährung hat man zwei Wege zu einer werbenden Anlage: die Anlage in einer fremden und jene in der eigenen Wirthschaft. In Oesterreich hat man nur den letztern Weg, wenn man sicher sein will, dass man nach Jahren nicht sein Kapital in einer noch mehr entwertheten Valuta zurückerhalten will. Und wenn die eigene Anlage nicht thunlich ist, so wird man einen viel grössern Reiz fühlen, das Ersparniss zu Genüssen zu verwenden, als dort, wo die Anlage desselben bei einem Andern den Kapitalbestand nicht der Gefahr von Schwankungen aussetzt.

Aber nicht allein hierdurch verleitet die papierne Geldwirthschaft zu einem grössern Genusse. Die Agiotage, die Cursspeculation ist in allen Geschäften mehr oder minder im Spiel. Das Geschäft verliert dadurch den Charakter eines reinen Erwerbsgeschäftes und wird theilweise zum Spielgeschäfte. Das im Wege des Spieles Gewonnene hat aber selten den Werth und die Dauer des mit Mühe Errungenen; es wird schneller wieder verzehrt. Die hohen Gewinne, welche man in Oesterreich macht, werden durch gewinnlose und verlustbringende Operation wieder ausgeglichen, wenn das Agiospiel ungünstig

ausfällt; aber der Gewinn übt einen grössern Reiz zum Genusse aus, als der schlechte Geschäftsgang zum Sparen. Man hat ja in der ungünstigsten Lage Hoffnung, bald wieder durch ein brillantes Geschäft sich aufzubessern. Die Furcht vor Unfällen ist nicht so gross, um diese Hoffnung in ihren Wirkungen aufzuheben. Wohl mag sie das thun, wo man gewohnt ist, mit vieler Mühe das Geringste sich erwerben zu müssen; wo man aber vom Glück leben will, da hofft man auch auf dasselbe, und die Hoffnung auf das grosse Loos beschäftigt den alten Spieler vielleicht mehr noch als selbst eine jugendliche Phantasie, welche sich zum erstenmale um dasselbe bewirbt.

Von diesem Zustande weichen nun speziell die ungarischen Verhältnisse keineswegs ab. Auch hier stehen die Ansprüche an die Lebensart nur allzuhäufig in Disharmonie mit den Mitteln zur Befriedigung, und hier lässt sich der Mangel an Spartrieb auch allenfalls erklären. Ungarns Producte haben noch nicht lange sich im Grossen eines Absatzes ins Ausland erfreut, und so blieb das Meiste im Lande zurück und war nur dadurch nütze, dass man es selbst verzehrte. So war das Volk an einen grossen Consum gewöhnt, gross freilich an Gegenständen, aber immerhin noch mässig an Werth; denn dieser fehlte den Producten. Jetzt ist freilich der Werth gekommen, aber die Sitte ist beständiger als der Marktpreis, und wenn jetzt auch das Sparen doppelt so lohnend ist wie vordem, so ist doch der Reiz der Gewohnheit noch immer zu mächtig, um den Spartrieb zur gehörigen Geltung gelangen zu lassen. Auch die Sparsamkeit will erlernt und anerzogen sein.

Aber auch im Nationalcharakter des Ungarn scheint eben so wenig eine Hochachtung der Wirthschaftlichkeit zu liegen, wie er Geschmack für den Erwerb findet. Der Ungar hat eben andere Ideale, als das, zwischen Einnahme und Ausgabe die richtige Bilanz herzustellen. Es lässt sich nicht läugnen, dass ein gewisser Zug von Adel darin liegt, die Sorge für das Materielle sich nicht zur Hauptaufgabe seines Lebens machen zu wollen; das ist jedoch nur so lange der Fall, als wirklich höhere Ziele diese Sorge ersticken. Nie aber sollte man sich auf diesen

„Adel“ berufen, wo die gewöhnlichste Genusssucht massgebend ist für die Missachtung der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit. Und wo dieses auch nicht eintrifft, da sollte man sich dennoch vor Augen halten, dass in jedem Falle eine solide Wirthschaft auch eine Pflicht ist, und dass die spiessbürgerlichste Erfüllung dieser Pflicht mehr werth ist, als die hochherzigste Nichterfüllung.

Neben dieser Schwäche der Kapital bildenden Factoren leidet aber das Land noch an einem fernern Uebel, welches der Erstarkung des Kapitales nicht weniger Hindernisse in den Weg legt, das sind die übermässigen Steuern, welche wir nunmehr zum Gegenstande der Besprechung nehmen.

Siebentes Kapitel.

Die Steuern.

Der Satz Benjamin Franklin's, dass man überall sterben und Steuer zahlen müsse, erlitt vordem bei einem grossen Theile der ungarischen Nation, beim Adel nämlich, vielleicht die bedeutendste Ausnahme, nicht etwa, weil dieser unsterblich gewesen wäre, sondern seiner Steuerfreiheit willen; ein Privileg, welches wohl nirgends so sehr ausgebildet war, als in Ungarn. Der Adel hatte nur eine Pflicht, das war die Insurrection[1]) im Falle eines Krieges. Als er diese Pflicht seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den Bauer übergewälzt hatte, war er aller Steuerpflichten ledig, welche er sich nicht selbst auflegte.

Wenn nun auch nicht vom Adel, so mussten dennoch Steuern gezahlt werden; — und in sofern war das Wort Franklin's auch für Ungarn völlig zutreffend — und mochten auch

---

1) Insurrectio in equum, also kein „Aufstand“ gegen, sondern eine „Erhebung“ für König und Vaterland.

diese Steuern nicht gerade sehr bedeutend sein, so waren sie doch recht fühlbar für jene Wenigen, die von ihnen betroffen wurden.

Wie wir schon erwähnt haben, war der bei weitem grössere Theil des Landes im Allodialbesitze des Adels, also steuerfrei [1]). Und nur die geringere Hälfte — wenn man 30 Prozent noch eine Hälfte nennen kann — hatte die Steuern des Landes zu tragen, welche der Adel ihr auf seinen Reichstagen auflegte. Man muss gestehen, dass der Adel viele Mässigung in der Auflegung dieser Lasten an den Tag gelegt hat; denn wie gross auch die Versuchung sein mochte, Lasten aufzulegen, welche man selbst nicht zu tragen brauchte, so waren dennoch die directen Steuern sehr gering, und man zog der Erhöhung der Steuern die Beibehaltung einer billigen Verwaltung vor, einer Verwaltung, welche wegen ihrer Billigkeit den Ungarn in doppelter Bedeutung sehr theuer wurde: in ihrem Herzen theuer, und theuer auf Kosten der Entwickelung der nationalen Kräfte und des Fortschrittes der Kultur.

Die alte ungarische Verwaltung war so viel als nur möglich dezentralisirt, man darf sagen zersplittert, und die 52 Comitate des Landes waren eben so viele autonome Königreiche. Das Comitat bestritt die Kosten seiner Verwaltung selbst und bestimmte selbst die Höhe der Steuersumme, um diese Kosten zu decken. Man nannte diese Steuer die Haussteuer (Domesticalsteuer, d. h. Steuer für den eigenen innern Haushalt des Comitates); sie bildete nie einen Gegenstand der reichstäglichen Verhandlungen, wohl aber wurde sie von der königlichen Statthalterei überwacht, ohne deren Zustimmung keine neue Aemter errichtet, keine Besoldung erhöht werden durfte. Denn die „Selbstbesteuerung“ lief darauf hinaus, dass der Adel des Comitates bestimmte, was der Bauer zu zahlen habe und die Versuchung hätte nahe liegen können, ohne Noth für den Adel auf Kosten des Bauers neue oder besser besoldete Aemter zu schaffen.

---

1) Nach einem Pester Blatte rechnete man 1850:

Steuerfreies Ackerfeld	9,400,000 J.	Steuerfreie Wiesen	2,500,000 J.
Steuerpflichtiges „	6,500,000 J.	Steuerpflichtige „	1,700,000 J.

Jene directen Steuern, welche zur königlichen Schatzkammer gelangten, waren die Einkünfte aus der Militärgrenze, ein sogenannter Fortificationsbeitrag der Geistlichkeit, der Zins der zipser und königlichen Freistädte und die Kriegs- und Werbesteuer, welche eine Repartitionssteuer war, von der Art nämlich, dass zunächst die Gesammtsumme festgesetzt wurde; diese vertheilte man dann auf die Comitate, die Comitate auf die Bezirke, die Bezirke auf die Ortschaften, „ein Jeder auf seine Weise, nur in der Unvollkommenheit möglichst übereinstimmend.“

Die indirecten Steuern bestanden im sogenannten Dreissigst, d. i. den Zöllen, theils gegen das österreichische Inland, theils gegen das Ausland, ferner im Salz-, Bergwerks-, Lotterie- und Postregale, wozu noch die Einnahmen aus den Kron- und Kameralgütern und der Ertrag zweier Pfandhäuser kamen.

Ein ungarisches Einnahme-Budget belief sich in den Jahren 1843—45 auf folgende Summen[1]):

	Fl. C.-M.		Fl. C.-M.
Haussteuer	5,453,125	Salzregale	10,092,725
Kriegssteuer . . .	4,395,244	Bergwerksregale .	952,986
Werbesteuer . . .	75,000	Lottoregale . . .	513,000
Census der königl. Städte	18,041	Postregale	184,391
Census der zipser Städte	18,231	Leihhäuser	72,765
Fortificationssteuer	68,000	Dreissigst	5,380,975
Einkünfte aus der Militärgrenze .	2,053,778	Kron- u. Kameralgüter	3,895,019
		Ausserordentliche Einnahmen . .	1,089,063
Directe Steuer	12,081,419	Indirecte Steuern	22,180,924
		Dazu die directen Steuern	12,081,419
		Gesammt-Steuer	34,262,333

1) Fényes, Ungarn im Vormärz. 1851. S. 271.

Die Ausgaben betrugen:

	Fl. C.-M.
Für den Hofstaat in Ofen	129,000
„ Verzinsung der Staatsschuld	1,213,000
„ königl. Regierung und Gerichte	1,523,600
„ die innere Verwaltung der Comitate . . .	5,753,125
„ innere Verwaltung und Baukosten der Militärgrenze	1,042,405
„ Erhaltung des stehenden Heeres in Ungarn	8,540,000
„ „ „ „ „ in der Militärgrenze	1,351,551
Rückstände von der directen Steuer	225,000
Vom erhöhten Salzpreis auf Strassenbau u. Flussregulirung verwendet	288,000
Verwaltungskosten der Einkünfte (!)	6,783,054
Summa der Ausgaben	26,848,735

Der Ueberschuss von fast 8 Millionen Gulden ging an die Zentral-Reichs-Schatzkammer nach Wien.

Die indirecten Steuern nun zahlte das ganze Land, der Adelige und der Bürger wie der Bauer, die directen dagegen fielen allein auf den geringen Bürger- und den Bauernstand, wenn der Fortificationsbeitrag der Geistlichkeit ausser Acht gelassen wird.

Im Gefolge des Jahres 1848 hörte die Steuerfreiheit des ungarischen Adels auf und wenn der Bauernstand einen Theil der alten Lasten hätte auf den Adel überwälzen können, so wäre seine Lage gewiss gebessert worden. Aber das Jahr 1848 bildet für den ungarischen Bauern nicht den Ausgangspunkt einer Erleichterung im Steuerzahlen, sondern neuer Belastung. Steuern über Steuern setzten sich dem Lande auf den Nacken und alle wuchsen sie von Jahr zu Jahr, bis das Mass des Möglichen erreicht war; denn das ist erreicht und jeder weitere Anwachs würde den Träger nur erdrücken, vorausgesetzt, dass durch all die hohen Steuern dem Lande so wenig Wohlthaten bereitet werden, wie es bisher der Fall war.

Hier ist es nicht die Absicht, darüber zu disputiren, in wiefern die Steuern zweckmässig auf die einzelnen Einkommensquellen vertheilt sind oder nicht. Uns liegt hier nur ob, die Höhe der Steuern darzulegen, um daraus die Folgerungen zu ziehen, welchen Einfluss die Besteuerung auf die Landwirthschaft des Landes ausübt.

Da wir selbst aber nicht hinreichende Auskunft über die Steuerverhältnisse Ungarns zu erhalten vermochten, trotz mancherlei Bemühungen, so halten wir uns im Folgenden hauptsächlich an eine ungarische Finanzautorität, Herrn Melchior von Lónyay, zumal dort, wo wir ziffermässige Angaben mittheilen[1]).

Unter den directen Steuern ist die Grundsteuer die vornehmste, da sie zwei Drittel aller directen Abgaben bildet. Sie besteht in Ungarn seit 1852 und ist nach einem provisorischen Kataster angelegt, welches jedoch in Bezug auf Gleichmässigkeit viel mehr als wünschenswerth zu wünschen übrig lässt. Die Steuer sollte 16 Prozent des ausgemittelten Reinertrags betragen. Im Charakter des Provisoriums liegt begründet, dass die Schätzung nur summarisch war, und dass man nur flurenweise den Reinertrag berechnete. Dieser wurde bestimmt mit Zugrundelegung der Getreidepreise von 1824, aus dem Grunde nämlich, um mit den übrigen Theilen der österreichischen Monarchie, wo ebenfalls dieses Jahr als Norm diente, in Einklang zu kommen. Freilich hatte man nur an wenigen Orten Angaben über den damaligen Preis, um so weniger über den wahren Jahresdurchschnitt, und man musste ihn erst ein Vierteljahrhundert nachher zu berechnen suchen. Da nun gerade das Normaljahr durch niedrige Preise ausgezeichnet war, so musste bei einer richtigen Berechnung der ermittelte Rein-

1) Lónyay Menyhért, Hazánk földterületi-s adó-viszonyai (Unseres Landes Boden- und Steuerverhältnisse) in den Stat. közlemények 1861 I u. II; auch abgedruckt in des Verfassers Közügyekröl (de rebus publicis) 1863. — Sehr verpflichtet aber fühlen wir uns weiter dem Herrn Karl Keleti in Pest, welcher die Prüfung dieses Kapitels übernahm, und selbiges weiter unten mit dem Budget für 1864 bereicherte.

ertrag zu Gunsten des Steuerzahlers niedriger ausfallen. Im Ganzen wird dieses auch das wirkliche Resultat sein; dass es einzelne Fälle gibt, wo ein Grundstück, ein ganzes Gut und selbst ein grösserer Bezirk weit überschätzt worden ist, konnte freilich nicht vermieden werden. Die Ungarn aber meinen, solche Fälle bildeten keineswegs die Ausnahme, sondern ständen der allgemeinen Regel näher; jedenfalls aber sei das Verhältniss des Schätzungswerthes zum wirklichen Verkehrswerthe in Ungarn ein höheres, als in den übrigen Kronländern.

Was unsere Erfahrungen sind, so haben wir Felder im Banat gefunden, welche in dem Kataster einen Reinertrag von 16 fl. C. M. vom Joch auswiesen, welche aber der Grundherr für 6—7 fl. verpachten musste, wobei der Pächter dann freilich auch die Steuer zu zahlen hatte, die sich, Alles in Allem, auf 4 fl. 8 kr. ö. W. belief. Wir haben Ländereien gesehen, welche als Hutweide, was sie zur Zeit der Schätzung noch waren, einen reinen Ertrag von 3 fl. 12 kr. C. M. bringen sollten, während sie nicht die Hälfte trugen. Jetzt freilich sind sie Ackerfeld und tragen nahezu das Doppelte ein. Wir haben ferner eine grosse Hutweidefläche gesehen, welche auch noch jetzt Hutweide war, und die zu $2^1/_2$ fl. geschätzt war, während man sie zu Danke gegen $1^1/_2$ fl. verpachten würde. Aber man trägt diese hohen Steuern dennoch und beschwert sich nicht, denn man fürchtet, wenn die Steuer auf der einen Seite verringert werde, könnte die Schätzungscommission entdecken, dass auf der andern Seite das Ackerfeld mehr als billig unterschätzt sei, und dabei könnten die letzten Dinge schlimmer werden als die ersten. Denn die Ackerfelder sind z. B. auf dem letztgemeinten Gute zu $1^2/_3$—$3^5/_6$ fl. C.M. geschätzt, während sie 5—7 fl. tragen. Und wir sind gewiss, wenn der j e t z i g e wirkliche Reinertrag des Landes mit der Schätzung im Kataster verglichen würde, so dürfte jener hoch über dieser Schätzung stehen. Einzelne Parzellen und einzelne Güter können dabei immer noch weit von dem g e s c h ä t z t e n Reinertrage übertroffen werden; und wir sind von unserm Gewährsmann versichert, dass es nicht nur in der That so sei, sondern dass er sogar Güter nennen könne, und dass er selbst

solche besitze, wo in ungünstigen Jahren der ganze Reinertrag von der Steuer verschlungen werde.

Im Ganzen aber ist das Missverhältniss des heutigen Ertrages zu dem geschätzten nur zu Gunsten des Zahlers. Der Grund ist der, dass Verbesserungen in der Kultur g a t t u n g keine Steuererhöhung nach sich ziehen. Nur der Uebergang vom unproductiven Boden zum productiven muss der Finanzbehörde angezeigt werden. So also, wenn vormals unproductive Sümpfe trocken gelegt worden sind, und man sie jetzt in die Wirthschaft hineinzieht. Hier wird auf eine Reihe von Jahren zwar noch Steuerfreiheit zugestanden, nach Ablauf dieser Frist jedoch wird die Steuer entrichtet. Wenn aber innerhalb des productiven Bodens eine Kulturverbesserung vorgeht, wenn also z. B. Hutweide zu Ackerfeld gemacht wird, so zahlt man die Steuer fort nach Grundlage der alten Schätzung. Wir haben bereits erwähnt, wie grossartig das Aufbrechen der alten Hutweide seit 15 Jahren etwa betrieben, und wie mancher Rohrsumpf durch Abzapfung des Wassers zu einem fruchtbaren Getreidefelde gemacht ist. Und auf der andern Seite hat man sich schon vielfach von der Dreifelderwirthschaft mit reiner Brache losgesagt; der Fruchtwechsel ist an vielen Stellen an deren Stelle getreten; die Brache wird mit Hackfrüchten bebaut und hier und da zieht man selbst Jahr aus Jahr ein Getreide und berücksichtigt gar die Brache nicht. In dem Steuerkataster ist aber bei der Schätzung für das dritte (Brach-)Jahr kein Ertrag angesetzt; wenn man also dennoch welchen erzielt, so zahlt man wenigstens keine Steuer davon.

Wenn also auch die Schätzung für die damaligen Verhältnisse immerhin hoch sein mochte, so ist sie doch jetzt im Ganzen und Grossen hinter dem wirklichen Ertrage zurückstehend. Man könnte der Grundsteuer noch sogar eine heilsame Wirkung beilegen. Denn unzweifelhaft war es die hohe Steuer, welche den Bauer bewog, das eine oder das andere Stück Feld mehr unter den Pflug zu bringen, als er ohnehin würde gethan haben. Aber diese gute Wirkung wird dadurch wieder gelähmt, dass die hohe Steuer auch die Aussaugung des Bodens

bewirkt hat, was sich auf den älteren Ländereien schon jetzt fühlbar macht, auf den frischen aber eher die Fülle der Fruchtbarkeit zur Neige treiben wird. Und besonders in den letzten Jahren, welche durch die Ungunst des Marktes wie der Natur für Ungarn sich hervorthaten, bei den niedern Getreidepreisen neben den schlechten Ernten, wurde doppelte Anstrengung erheischt, um mit den übrigen Ausgaben auch die hohen Steuern zu bestreiten. Man forcirte den Anbau mehr, als der Boden allerwärts ertragen konnte, und wo er es auch bisher noch ertrug, da rückte man doch auch hier jenen Zeitpunkt wenigstens näher, wo die Freigebigkeit des Bodens aus eigenen Mitteln zur Sparsamkeit wird.

Es war nicht die übertriebene Schätzung des Ertrages, welche die ungarische Grundsteuer nach nicht-österreichischen Begriffen so unerschwinglich gemacht hat, sondern der hohe Antheil, den der Staat von dem geschätzten Reinertrage beanspruchte. Sechzehn Procent ist immerhin schon ein grosser Bruchtheil; dort aber wird es der Grundbesitzer doppelt schwer empfinden, dass ihm ein volles Sechstel des Ertrages vom Staate abgenommen wird, wo er aus dieser schweren Abgabe so wenig Vortheile für sich entspringen sieht: wo trotz der hohen Steuern die Gerechtigkeit so oft blind, ihr Pfleger so oft hinkend, die Behörden so oft taub sind — und es dem besten Willen zum Trotz oft sein müssen. Trotz der hohen Steuern, die der Bauer dem Staate oder an das Comitat zahlt, muss er die Wege sich selbst machen, wenn Staat oder Comitat wünschen, dass daran gemacht werde, und er muss Wegegelder zahlen, wo der Eine oder das Andere einen Bau auf sich genommen haben, ohne direct dem Bauern die Wegefrohnde abzuverlangen. Trotz der hohen Steuern trägt der Staat gar nichts bei für den Cultus nicht-katholischer Bekenntnisse, obschon diese in Ungarn die Hälfte der Bevölkerung zählen. Und trotz ihr zwingt der Staat ein diskreditirtes Geld auf, welches die Solidität des Verkehres untergräbt und diesen auf allen seinen Wegen lahm legt.

Wenn der Unterthan die gezahlten Steuern in den Früchten ihrer Verwendung wieder erstattet erhielte, so wäre eine

Steuer von 16 Procent des reinen Ertrages zwar immerhin eine hohe, aber sie könnte segnen anstatt zu drücken. Wenn aber eine solche Steuer gezahlt wird für die Zinsen der Staatsschuld, welche entstanden ist aus der Geltendmachung von Grundsätzen, welche die Völker nicht billigten, und aus der Durchführung eines Systemes, welches sie einstimmig verdammten — wenn nicht die Mehrung der Staatsschuld noch schlimmere Gründe hat, als Grundsätze und Systeme — wenn hierfür dem Volke der beste Theil seiner Früchte vorweggenommen wird, so ist das allerdings misslich, wenn es nicht mehr als misslich wäre[1]).

Jedoch bleibt es nicht bei den 16 Procent des Reinertrages. Besonders war es der Zuschlag für die Entlastung von

---

1) Politik ist unser Feld nicht. Wir müssen nur dem Leser Folgendes vor Augen stellen. 1848 betrug Oesterreichs Staatsschuld eine Milliarde; jetzt ist sie auf deren drei gestiegen; also 18 Jahre haben im Schuldenmachen doppelt so viel geleistet, als ein ganzes Jahrhundert, und zwar ein stürmisches, welches vorherging. Dazu haben sich die Steuern in der gleichen Zeit mehr als verdoppelt; aus den 153 Millionen des Jahres 1847 waren zehn Jahre später schon 317 M. geworden. Und dennoch diese Riesenschritte zum Staatsbankerotte. Warum? Weil man ein kostspieliges System verfolgte, jenes der Centralisation, wodurch die einzelnen Nationalitäten und Stämme des vielgestaltigen Oesterreich auf einen Leisten gezogen werden sollten. Die Nationalität sollte unterdrückt, das Particulare sollte ausgerottet werden. Man stelle sich nun einfach auf den Standpunkt des Ungarn: er zahlte ungewohnte und hohe Steuern; und desshalb musste er so viel zahlen, damit jene Maschine recht stark wurde, welche ihm sein Spezifisches abstreifen sollte. Wir sprechen hier nicht von Recht und Unrecht, welches der Ungar haben mochte, als er in den Jahren 1848 und 1849 sein späteres Schicksal selbst heraufbeschwor. Wir fragen einzig, mit welchen Gedanken würde der Leser eine hohe Steuer zahlen für ein System, das ihm sein Liebstes — vom Rechte wollen wir nicht sprechen — nehmen will? Wenn der Leser auch irgend einen Grund haben sollte, nicht gut von Ungarn zu denken, so wird er jedenfalls das rechtfertigen müssen, dass unter solchen Verhältnissen die Ungarn keine freudige Steuerzahler sein konnten, und vielleicht wird er sie auch entschuldigen, dass sie so oft widerspänstige waren, wenn sie überhaupt sich zur Kategorie der Steuerzahler rechneten. Die Steuer-Executionen werden uns später weiter beschäftigen; und wer sich des hier Gesagten dann erinnert, der möge es als Erklärung jener Widerspänstigkeit gelten lassen, wenn er es nicht als Milderungsgrund für den Ungehorsam ansehen will.

Grund und Boden, welche noch weitere Procente des Reinertrages in Beschlag nahm. Diese Zusteuer ist seit 1852 im Gebrauche und beträgt oft bis zu zwei Drittel der ordentlichen Grundsteuer, wie sie auch von den übrigen directen Steuern zu tragen ist. Dieser Zuschlag trägt freilich nicht den Charakter einer reinen Steuer; auch ist er nicht auf alle Zeiten auf dem Boden ruhend, sondern tilgt sich allmälig. Allein er muss doch gezahlt werden, und zwar soll er vom jährlichen Ertrag entrichtet werden und nicht vom Stammkapital des Gutes. Und desshalb muss man ihn berücksichtigen, wo man sich ein Urtheil über die Grösse der Steuern bilden will.

Zu diesem kommt ein zweiter Zuschlag, welcher erst seit 1859 erhoben wurde, der sogenannte Kriegszuschlag. Auch er wird jährlich in einem andern Verhältnisse ausgeschrieben. Irren wir nicht, so hat er einmal 50 Procent der ordentlichen Grundsteuer betragen, in andern Jahren betrug er $33^1/_3$, in andern 25 %.

Nach Lónyay, dessen Daten wir nunmehr dem Leser vorführen, betrug die directe Grundsteuer in Gulden ö. W.:

	1851	1859 mit Kriegszuschlag	1861 mit Kriegszuschlag
In Ungarn	11,838,992	17,823,296	19,341,153
„ Siebenbürgen	1,148,691	1,515,475	1,429,995
„ Kroatien und Slavonien	695,301	1,297,263	1,386,478
Summa	13,682,984	20,636,034	22,157,626

Von der Grundsteuer der Gesammtmonarchie zahlte Ungarn 1851—55 = 25 %; 1859 = $29^1/_2$%; 1861 (nach Abtretung der Lombardei) $34^1/_4$%.

Die zweite der directen Steuern ist die Haussteuer. In den grössern Städten wird sie nach dem Miethzins umgelegt und beträgt etwa zehn Procent desselben. In Pest zahlt der Kopf — nicht die Familie — 4 fl. 23 kr. Auf dem Lande

und in den kleinern Städten wird nicht nach der Miethe, sondern nach Klassen die Steuer ausgeschrieben und es treffen auf das Haus im Durchschnitt 66 kr., auf eine Wohnung dagegen 40 kr.[1]) Die Steuer des Landes betrug:

	1851	1859	1861
in Ungarn	1,272,677	2,158,964	2,475,724
„ Siebenbürgen	189,767	280,131	325,137
„ Kroato-Slavonien	150,265	207,718	237,213
Summa	1,612,709	2,646,813	3,038,074

Die Personal-Erwerb-Steuer ist eine Kopfsteuer, welche in drei Klassen eingetheilt ist; man zahlt sie von 16 Jahren an. 1861 betrug sie in Ungarn, Siebenbürgen und Kroato-Slavonien die Summe von 5,436,000 fl. ö. W.

Die Einkommensteuer ergab 2,229,563 fl. im Jahre 1858.

Es betrugen somit im Jahre 1859 die directen Steuern in den genannten Ländern:

an Grundsteuer[2])	20,636,034 fl.
„ Haussteuer	2,646,813 „
„ Personal-Erwerbsteuer (1861)	5,436,000 „
„ Einkommensteuer (1858)	2,229,563 „
Summa	30,948,410 fl.

Von diesen directen Steuern nun erhebt man jährlich die allgemeinen Zuschläge, einmal für den weitern Bedarf des Landes, dann für die Ablösung der Grundrenten. Diese Zuschläge betrugen in Ungarn von der gesammten directen Steuer 1853

---

1) Die Häuser in Ungarn sind durchgängig mehr als einfach und repräsentiren einen geringen Werth. In denjenigen Städten und Dörfern, wo die Steuer nicht nach dem Miethzins umgelegt wird, gibt es neben 1,533,728 einstöckigen (ebenerdigen) nur 4,758 mehrstöckige Häuser.

2) Eingerechnet 1,587,441 fl. Kriegszuschlag.

z. B. = 20 %, 1855 = 25 %, 1857 = 60 %, 1859 = 58 % (ohne den Kriegszuschlag), und man zahlte an Zuschlägen:

auf die Grundsteuer	10,134,982 fl.
„ „ Häusersteuer	1,458,792 „
„ „ Personal-Erwerbsteuer	2,812,010 „
„ „ Einkommensteuer	1,023,906 „
In Summa	15,429,690 fl.

Die ordentlichen directen Steuern betrugen also mit Zuschlägen 46,378,100 fl.

Seit dem Jahre 1859 aber haben sich die Steuern nicht vermindert, sondern vermehrt, und die Zuschläge sind oft höher als die ordentlichen Steuern.

Die Erhebungskosten, ungerechnet den Aufwand für die Central-Direction am Ministerium, betrugen 1859 in den genannten Ländern 1,820,030 fl., das ist 7 % der ordentlichen directen Steuern und 4,4 %, wenn man die Zuschläge einrechnet.

Nicht erfreulich, aber dennoch interessant ist es, die Höhe der Steuerrückstände und die Art der Beitreibung kennen zu lernen. Im Jahre 1858 beliefen sich die Rückstände der directen Steuern auf 8,314,479 fl., von welcher Summe mehr als die Hälfte, nämlich 4,972,207 fl. nicht konnte eingetrieben werden. Im Verwaltungsbezirk Oedenburg, dem besten Zahler, betrugen die Rückstände 4 %, im Pressburger 8 %, im Grosswardeiner und Ofener 17 %, im Kaschauer und Temesvarer und in Siebenbürgen 21 %, in Slavonien und Kroatien 24 %[1]).

1) Dass die Rückstände also nicht aus blosser Widerspänstigkeit von Seite des Ungarn, speciell des Magyaren sich herschreiben, wie man es von vielen Seiten hat geltend machen wollen, erhellt aus diesen Zahlen, da gerade die schlechtesten Zahler jene Bezirke sind, wo die nicht magyarische Bevölkerung ausschliesslich oder überwiegend herrscht. — In den übrigen Ländern der Monarchie sind die Rückstände nicht weniger gross, z. B. in der Bukowina und in Westgalizien 20 %, im Küstenlande 15, in Ostgalizien 14, Dalmatien 10, Venedig 9, Kärnthen 7 % u. s. w. — Ausserhalb Oesterreichs gibt es Länder, wo man Steuerrückstände nur dem Namen nach kennt.

Im Jahre 1859 wurden, ausser Tirol, Vorarlberg und Venedig, auf dem Wege der Execution im Reiche eingetrieben 31,724,297 fl., wovon auf Ungarn, Siebenbürgen und Kroato-Slavonien 20,648,011 fl. oder zwei Drittel entfielen. Im Ganzen wurden durch Eintreibung, d. i. durch unfreiwillige Zahlung, eingenommen 53,414,292 fl.; hiervon trafen die ungarischen Länder 39,728,277 fl. oder drei Viertel.

Somit wurden 44½ % der directen Steuer im Wege der Execution, 87 % aber auf dem Wege der Mahnung und Executionsandrohung eingezahlt!

Zur Eintreibung dieser Steuern bedurfte es in den ungarischen Ländern eines Heeres von 120,473 Soldaten und Gerichtsboten; auf die übrigen Länder der österreichischen Monarchie kamen nur 27,167.

Die Zahl der mit Execution belegten Parteien war 3,852,702 im ganzen Reich; in den ungarischen Ländern war sie 2,879,093.

Ausgepfändet wurden im Ganzen 1,227,743 Steuerpflichtige, davon in Ungarn 1,023,831.

Der Steuer willen wurden unter Sequester gelegt im Ganzen 25,251 Grundbesitzer, und zwar in den ungarischen Ländern 18,439. —

Die directen Steuern werden aber noch überboten von den indirecten. Wir geben im Folgenden übrigens nichts Weiteres als die Höhe ihres Betrages, indem wir ihre Wirkungen zum Theil an einem spätern Orte zu besprechen Gelegenheit haben werden.

Die Verzehrungssteuer erstreckt sich auf den Wein und Most, auf Bier, Branntwein, Fleisch und Zucker.

Die Branntweinsteuer betrug für Ungarn, Siebenbürgen und Kroato-Slavonien im Jahre 1852 2,647,623 fl. und stieg bis zum Jahre 1859 auf 4,938,045 fl.

Die Bierbrauerei wurde besteuert 1852 mit 679,006 fl., im Jahre 1859 mit 851,991 fl.

Die Steuer auf Wein und Most war 1852 = 1,004,394 fl., 1859 dagegen 1,804,150 fl.

Die Fleischsteuer wird in Ungarn und Siebenbürgen auf vorhergehende Vereinbarung mit den Gemeinden pauschaliter umgelegt. Im übrigen Reiche kommt auf 1 Pfd. Fleisch $^{1}/_{4}$ kr. (= $^{1}/_{240}$ fl. C. M.) Steuer, auf einen Ochsen 2 fl., auf ein Kalb 8 kr. C. M., auf ein Schwein 30 kr. u. s. w., in den geschlossenen Städten das Doppelte. Kroato-Slavonien wie die Militärgrenze kennt diese Steuer erst seit 1861. In Ungarn und Siebenbürgen betrug sie 810,571 fl. im Jahre 1852, und 1,369,694 fl. im Jahre 1859.

Die Steuer auf Rübenzucker, welche 1852 nur 36,554 fl. war, stieg auf 824,444 im Jahre 1859.

Die gesammte Verzehrungs-Steuer in Ungarn, Siebenbürgen und Kroato-Slavonien belief sich sonach 1859 auf 9,788,603 fl. Im Voranschlage für 1861 betrug sie schon 12,796,000 fl. Ist diese Steuer auch an und für sich nicht so bedeutend, als man erwarten könnte, da in der ganzen Monarchie 1859 = 44 M. fl. und 1861 = 54 M. fl. gezahlt, bez. berechnet wurden, so liegt das nur an dem Mangel an den betreffenden Gewerben, welche von dieser Steuer getroffen werden. Wenig Zuckerfabriken und so viel wie gar keine Bierbrauereien führten dieses Resultat grösstentheils herbei, und die Steuer trifft das einzelne Gewerbe nicht weniger stark als in den übrigen Theilen des Reiches.

Aus dem Salzmonopol resultirte eine Steuer von jährlich 9,178,961 fl. während der Jahre 1847—1859.

Die Einnahmen aus der Stempelsteuer waren 1859 3,132,163 fl.

An verschiedenen Gebühren (Uebergangssteuer u. dgl.) zahlte das Land 1859 die Summe von 3,995,146 fl.

Andere Taxen trugen 203,205 fl. ein.

Nach dem Voranschlag für das Jahr 1861 betrugen die Zölle 14,746,900 fl., von welcher Summe auf Ungarn mit seinen Nebenländern 5,154,400 fl. entfielen.

Der Wegezoll wurde für dasselbe Jahr veranschlagt zu 2,863,000 fl., auf die ungarischen Länder trafen jedoch nur 224,300 fl.

Die Lotterie trug in den ungarischen Ländern 1859 ein 1,132,651 fl.

Das Tabaksmonopol ist zwar nicht allein durch seine Besteuerung des Consumenten eine Last, sondern noch viel mehr wegen der Störung der freien Production. Die Consumtionssteuer wurde 1861 für die ungarischen Länder auf 9,142,500 fl. berechnet.

Nach dem Voranschlag für 1861 trafen die indirecten Steuern überhaupt:

Ungarn	mit	39,521,100 fl.
Siebenbürgen	„	7,217,700 „
Kroato-Slavonien	„	3,839,500 „
die ungarischen Länder	„	50,578,300 fl.

Ausser den directen und indirecten Steuern bezog der Staat noch von den Staatsgütern und Staatsfabriken, vom Telegraphen, den Bergwerken, der Münze und Anderem ein Einkommen von 4,683,000 fl. aus den ungarischen Ländern.

Da sich nun nach dem gleichen Voranschlag die directen Steuern auf 33,272,000 fl. belaufen, so beträgt die Gesammtsteuer dieser Länder 89,503,100 fl. Die Zuschläge auf die directe Steuer sind aber zweifelsohne noch nicht einbegriffen, da bereits 1859 die directen Steuern 30,948,410 fl. betrugen
und die Zuschläge zu denselben 15,429,690 „
also Steuer und Zuschläge zusammen 46,378,100 fl. Seit 1859 aber sind die Zuschläge nicht gesunken, sondern gestiegen. Nehmen wir aber selbst an, die Zuschläge seien gleich geblieben, so würde die Gesammtsteuer sich auf 105 Mill. belaufen.

Scheiden wir von dieser Summe nun Siebenbürgen mit etwa 13 Millionen aus, so bleiben für Ungarn sammt Kroato-Slavonien noch 92 Millionen, und wir haben einen Anhaltspunkt, um zwischen den Steuern des neuen und alten Systems einen Vergleich anzustellen. Im eigentlichen Ungarn mit Kroato-Slavonien und der Militärgrenze betrug die Gesammtsteuer, wie wir sahen, vor 1848 die Summe von 34,262,333 fl. Diese Summe mit der Steuer von 1861 — zu 92 Mill. ö. W. oder

87 Mill. C.M. — verglichen, weist auf eine Steigerung der Steuer hin im Verhältniss von 100 zu 256.

Nun hat freilich nicht auch der Einzelne eine solche Steigerung seines Steuerbeitrages erlitten; denn für die heute zu zahlende Steuer wird eine grössere Menge von Zahlern in Mitleidenschaft gezogen; auch der Adel muss jetzt zu den directen Steuern beitragen, während er früher nur die indirecten zahlen half. Nun betrug im Vormärz der Grundbesitz des Adels an productivem und unproductivem Feld im eigentlichen Ungarn gegen 70 Procent; jedoch wurde dieses Verhältniss durch das Hinzutreten von Kroato-Slavonien und der Militärgrenze sehr zu Ungunsten des Adels geändert, weil besonders in der letztern der Adel fehlt; wenn aber auch hier noch der Adel über die Hälfte des Bodens in Besitz hatte, so machte der Werth desselben doch höchstens die Hälfte des gesammten Bodenwerthes aus, da der unproductive Boden allein auf den Adel fiel, das Bauernfeld aber — die Urbarial-Session — nur productives Feld war. Nehmen wir nun an, dass von den directen Steuern, welche im Jahre 1861 auf Ungarn mit Kroato-Slavonien fielen — etwa 40 Mill., die Zuschläge inbegriffen — die früher steuerfreien Stände die Hälfte gezahlt haben, also 20 Mill., so würden die übrigen 72 Mill. Gulden ö. W. ($68^1/_2$ Mill. C.M.) Steuer, welche das Land zu zahlen hatte, ganz dieselben Kategorien der Steuerzahler treffen, wie vor 1848, und die zulässige Vergleichung würde eine Vermehrung der Steuerpflicht von genau 100 Procent für denselben schon früher pflichtigen Steuerzahler ergeben. Der vormals steuerfreie Adel aber hat eine Steigerung gegen früher vielleicht um das Zehnfache erlitten.

Zur Vervollständigung des Gegebenen und zur nähern Beleuchtung geben wir hier noch ein jüngeres Steuerbudget, das von 1864, welches im Wesentlichen heute noch Geltung hat [1]).

---

1) Keleti Károly, Az 1864-ki osztrák költségvetés, különös tekintettel Magyarországra in den Stat. Közlemények VI, 1.

Es entfiel an Grundsteuer (16 % des geschätzten Reinertrages nebst ein Drittel Zuschlag) in Gulden ö. W.

	im Ganzen	auf 1 □M.	auf den Kopf	auf den Grundbesitzer	% des wirklichen Reinertrags
in Ungarn	19,330,275	5,188,30	1,95	10,79	19,8
„ Kroato-Slavonien	1,503,166	4,487,06	1,69	8,77	21,1
„ Siebenbürgen	1,471,167	1,541,47	0,77	2,45	11,2
„ der Militärgrenze	1,600,770	2,745,75	1,50	—	—
	23,905,378	—	—	—	—

Hierzu die übrigen directen Steuern mit ihren ausserordentlichen Zuschlägen gezählt, welche jedoch seit 1862 ordentliche geworden sind, nämlich 1/6 bei der Grundsteuer, dann 1/6 bei der Hauszinssteuer, 1/2 Hausklassensteuer, 1/5 Personal-Erwerbsteuer, 1/5 Einkommensteuer, stellt sich an sämmtlichen directen Steuern eine Summe heraus von Gulden ö. W.:

	im Ganzen	auf 1 □M.	per Kopf
in Ungarn	33,306,848	8,935,84	3,37
„ Kroato-Slavonien	2,643,034	7,889,68	2,96
„ Siebenbürgen	3,900,534	4,087,20	1,51
„ der Militärgrenze	1,837,436	3,498,17	1,73
Summa	41,687,852		

Die indirecten Steuern beliefen sich auf Gulden ö. W.:

	Ungarn	Kroato-Slavonien	Siebenbürgen
an Verzehrungssteuer	11,876,820	180,320	2,068,850
„ Zoll	1,441,387	377,600	262,016
„ Salz	9,795,727	1,401,300	3,373,380
„ Tabak	11,865,886	1,660,900	1,856,826
„ Stempel	3,650,250	370,880	429,110
„ Gebühren	5,671,230	318,050	530,555
„ Lotto	2,003,860	290,350	410,670
„ Weg- und Mauthgeld	432,597	80,450	141,600
„ Punzirung	30,000	1,000	7,000
„ Freischurfgebühren	56,230	7,384	7,435
Summa	46,813,987	4,688,234	9,087,472
Dazu für das Postregale	3,335,900	447,200	492,240
„ Telegrapheneinnahme	279,326	65,372	30,675
	50,429,213	5,200,806	9,610,387

Hierzu die indirecten Steuern aus der Militärgrenze mit 159,564, macht eine Gesammtsumme von 65,399,970 fl.

In den aufgeführten Summen sind nicht einbegriffen: Der Landeszuschlag ($4^1/_2$%), der Grundentlastungszuschlag (52%) und die verschieden ausgeworfene öffentliche Arbeitsablösung. Sie betragen:

	Landes-zuschlag	Grund-entlastung	Arbeits-ablösung
in Ungarn	1,237,099	14,295,372	3,516,214
„ Kroato-Slavonien	98,601	1,139,393	461,496
„ Siebenbürgen	148,260	1,713,226	906,300
Summa	1,483,960	17,147,991	4,884,010

Der Kommunalzuschlag, nach möglichst gültigen Anhaltspunkten berechnet zu $33_{,5}$ kr. vom Steuergulden, gibt

in Ungarn	9,163,699
„ Kroato-Slavonien	730,380
„ Siebenbürgen	1,098,222
Zusammen	10,992,301

Aus den Staatsgütern fliesst ein Einkommen von

9,613,498 fl. in Ungarn
221,201 „ „ Kroato-Slavonien
622,891 „ „ Siebenbürgen
10,457,590 fl. im Ganzen.

Dazu kommen Montan-Einkünfte:

in Ungarn	14,946,677 fl.
„ Kroato-Slavonien	33,045 „
„ Siebenbürgen	4,892,309 „
in Summa	19,872,031 fl.

Noch nicht gezählt sind hier die grossen Zuschläge für die Regulirung der Flüsse und andere kleinere Zuflüsse.

Im Ganzen aber bot Ungarn mit seinen Nebenländern (Dalmatien mit etwa 3% der Gesammtsteuer einbegriffen) dem

Staate eine Einnahme von **145,647,872** fl., so weit es aus dem Voranschlage für 1864 zu eruiren ist. Bringen wir für Siebenbürgen 13, für Dalmatien 3% der Gesammtsteuer in Abzug, so entfallen auf Ungarn und Kroato-Slavonien nebst der Militärgrenze 121 ½ Mill. Gulden. Welcher Unterschied zwischen dem Budget von 1843—45 von 34¼ Mill.!

Nach einer möglichst genauen, wenn auch nicht durchaus vollkommenen Berechnung, fliessen von den 145½ Millionen Steuern nach den Ländern der Stephanskrone zurück, und zwar

nach Ungarn	69,252,912 fl.
„ Kroato-Slavonien	8,950,518 „
„ Dalmatien	3,287,139 „
„ Siebenbürgen	15,875,732 „
in Summa	97,366,301 fl.,

so dass jährlich 48,281,571 fl. definitiv über die Grenzen des Landes gehen.

Diese Ziffern erklären Manches. Und die sehr grossen Steuerrückstände sind wohl nur aus der Höhe der Steuerpflicht zu erklären. Im Jahre 1864 betrugen dieselben in ganz Oesterreich 26,432,750 fl., oder 19% der gesammten directen Steuer. Davon entfielen auf Ungarn im engsten Sinne

	10,321,822 fl.	oder	32%
auf das Banat	5,622,697 „	„	55%
„ Kroato-Slavonien	1,749,424 „	„	47%
„ Siebenbürgen	1,619,132 „	„	33%
im Ganzen	19,313,075 fl.	oder	41,3%.

Freilich war das Unglücksjahr 1863 ein Grund mit, dass die Steuerrückstände eine solche erschreckende Höhe erstiegen, und besonders mag das Banat diesem Umstande seine grossen Rückstände zu danken haben. Aber dieses Nothjahr erstreckte sich doch auch nur auf ein verhältnissmässig kleines Gebiet von 500 □Meilen und die Nebenländer wurden gar nicht von ihm getroffen [1]).

---

1) In der Oesterr. Revue 1864, I. S. 143 finden wir folgenden Satz von officiöser Feder: „Schon diese grosse Steuersumme (84 Mill. Gulden), von

Das wird sich nach dem Gesagten wohl kaum mehr läugnen lassen, dass die Steuern in Ungarn nicht mehr bloss drückend, sondern dass sie unerschwinglich zu werden drohen. Oesterreich hat eine hohe Schuldenlast, und zur Bestreitung deren Zinsen wird die Steuerkraft des Volks sehr in Anspruch genommen. Die Schulden gehören einmal zu den vollbrachten Thaten, und desshalb lässt sich in dieser Beziehung für die Besteuerung nicht gut auf eine ehrenhafte Weise etwas ändern. Daneben aber hat Oesterreich eine sehr theure Verwaltung; hierin wäre allein eine Verbesserung möglich. Wir sind übrigens unbefangen genug, einzugestehen, dass wir den Grund der theuren Verwaltung noch nicht völlig einsehen. Wir haben in Ungarn nicht von einem zahlreichen, noch weniger von einem einflussreichen Beamtenstande die Spur gesehen, wenn wir die Steuerbeamten abziehen. Ausser in der Steuereintreibung und im Ertheilen von Concessionen ist man nur allzuhäufig darauf angewiesen, selbst den Beamten in eigener Sache zu spielen.

Man tröstet sonst wohl einen Stand oder ein Gewerbe, welches man mit einer hohen Steuer belegt, mit der Aussicht, die Steuer von sich ab- und Andern zuzuwälzen. In Ungarn ist nicht einmal dieser Trost möglich. So lange die Consumenten des ungarischen Getreides noch eine geringere Nachfrage bilden, als der ungarische Landwirth ein Ausgebot macht, wird man sich nicht dazu bewogen finden, ihm die Steuer desshalb zu vergüten, weil sie dem Ungarn lästig fällt. Und selbst wenn sich

welcher selbst in dem jetzigen Nothstandsjahr **kaum 12 bis 14 Mill.** als ungezahlter Rückstand erscheinen, beweist zur Genüge, dass der ungarische Landwirth kein schlechter, leichtsinniger, sondern sogar ein sehr sparsamer Wirth sein müsse.“ Wenn 12—14 Mill. Rückstände noch wenig ist, wo fängt dann in Oesterreich das Viel an? Und wenn hierbei die Finanzwirthschaft des Staates noch gemüthlich ist, wo beginnt die Ungemüthlichkeit? Sollten derartige gemüthliche Auffassungen, die in Oesterreich übrigens die Regel sind, nicht schlimmer sein, als die 12—14 Mill. Rückstände selbst? Gegen diese letztern ist wahrscheinlich leichter eine Abhülfe zu finden, wie gegen die erstere.

die Dinge anders gestalten sollten, wenn man das ungarische Getreide auch derart suchen sollte, dass das Land nicht im Stande wäre, alle Nachfrage zu befriedigen, so wird dennoch nicht die Steuer in der Bestimmung des Productenpreises von Einfluss sein, sondern eben nur das Verhältniss von Nachfrage und Angebot, und die Steuer ist immer das Minus, welches man dabei erst in Abzug bringen muss, um den reinen Ertrag zu berechnen. Anders wäre es, wenn es in der Macht des Landwirths läge, ohne Nachtheil den Anbau beliebig einzuschränken; nur in diesem Falle könnte er den Consumenten zwingen, im erhöhten Preise des in geringerer Menge erzeugten Products die Steuer ganz oder theilweise zu tragen. Da dieses aber nicht der Fall ist, da der Landwirth seinen Boden nützen muss und da nicht der ungarische Landwirth allein, sondern die Production der andern Länder den Ausschlag bei der Preisbestimmung gibt, so trifft die hohe Steuer lediglich die Rente des Bodens und schmälert den Werth des Grundbesitzes.

Das Sinken des Bodenwerthes schon zu einer Zeit, als die Getreidepreise noch den höchsten Standpunkt hatten (1855), dürfte hauptsächlich aus der hohen Grundsteuer herzuleiten sein.

Man hört die Klagen über die Verarmung des Volkes in Oesterreich sich täglich mehren. Solche Klagen sind in der Regel wohlfeil, sie kosten nur ein paar Worte; und wenn man durch dieselben einer weitern Steuererhöhung vorbeugt, so ist es begreiflich, warum man diese Klagen oft häufiger hört, als sie begründet sind. In Bezug auf Oesterreich scheint jedoch die Sache anders zu liegen. Hier kann man die Verarmung des Volkes mit Zahlen beweisen. Der Consum soll sich beträchtlich in den einzelnen Luxusartikeln und in den feinern Bedürfnissen gemindert haben. So ist im Wiener Reichsrathe nachgewiesen [1]. Wir haben uns Mühe gegeben, das zusammenzustellen, was uns zugänglich war. Hieraus ergibt sich allerdings, dass in vielen Dingen eine Abnahme des Consumes

1) Wir konnten leider den betreffenden Nachweis nicht auffinden. Er scheint im Jahre 1863 geliefert zu sein.

stattgefunden hat und zwar gerade an solchen Gegenständen, welche man als sensible Messer des Volkswohlstandes bezeichnen darf.

Der Consum an Tabak betrug in der österreichischen Monarchie nach amtlichen Quellen:

im Jahre 1860 für 52,674,134 fl.
„ „ 1861 „ 52,448,185 „
„ „ 1862 „ 54,678,179 „
„ „ 1863 „ 55,609,480 „
„ „ 1864 „ 55,431,544 „ und während
in den drei ersten Semestern 1864 „ 41,875,990 „ consumirt
wurde, kamen auf die gleiche Periode 1865 nur 40,953,461 „
wobei sich speziell für Ungarn eine Abnahme von 433,246 fl.
und für das Banat und die Woiwodina eine solche von 301,379 „
im Ganzen also von 734,625 fl.
ergab.

Hierzu muss bemerkt werden, dass die Differenz von 1862 und den Vorjahren nicht so sehr den Consum des Volkes als den Verschleiss des Aerars betrifft. Die amtliche Mittheilung führt wenigstens die Zunahme des Verschleisses im Jahre 1862 hauptsächlich auf die sorgfältigere Ueberwachung des Monopols und die erfolgreichere Verhinderung des Unterschleifes zurück.

Vergleichen wir weiter. Es brachte die Stempelsteuer ein in Gulden ö. W.:

	1860	1861	1864	1865
bei Spielkarten	239,722	215,876	213,376	202,222
„ Kalendern	134,577	133,746	138,670	139,119
„ Zeitungen	514,907	652,119	689,308	670,005
„ Ankündigungen	62,031	57,464	59,256	58,872
	951,237	1,059,205	1,100,610	1,070,218

Bei den Spielkarten und Ankündigungen ergibt sich also eine allmälige Abnahme; ob man daraus mehr gute als schlechte Schlüsse zu ziehen berechtigt ist oder umgekehrt, wissen wir nicht. Wir glauben aber gerade nicht, dass die Lust am Spiele dort abnimmt, wo man jährlich noch von Staatswegen das Volk zum Spiele lockt. Die Lotto-Ziehung ist im österreichischen Kalender leider der wichtigste Tag für die Unterthanen. Die Zunahme des Zeitungs-Stempels erklärt sich nicht daraus, dass das Bedürfniss nach politischer und anderer Lectüre im Volke ein grösseres geworden ist, sondern aus der allmäligen Befreiung der Presse. Und die Zunahme des Kalenderstempels beweist höchstens, dass die Aufklärung im Volke keine Rückschritte macht; — für den Staat aber ist schon der langsame Fortschritt ein Rückgang, der Stillstand um so mehr.

Warum aber besonders das Jahr 1865 hinter dem Vorjahre so sehr zurücksteht, da doch im Ganzen das Jahr 1865 viel günstiger war, wissen wir um so weniger. Ungarn speciell hatte einen Verschleiss an Stempelmaterial überhaupt, welcher um 96,384 fl. hinter dem Vorjahre zurückblieb. Die amtliche Publication weiss für die Abnahme der Spielkarten und Zeitungen keinen andern Grund als den Zufall! Es gibt keinen Zufall auf der Welt, am wenigsten in einem ganzen Volksleben! Nur das nennt man Zufall, wo man die Ursache nicht weiss, oder nicht wissen will.

Achtes Kapitel.

Der Betrieb der Landwirthschaft.

Als wir an einer frühern Stelle Ungarn das Land der unvermittelten Gegensätze nannten, gedachten wir auch besonders der ungeheuren Gütercomplexe neben einer Zertheilung des Besitzes, welche man Zwergwirthschaft nennen kann und nennen muss, wenn man die grosse Extensivität des Betriebes neben die mittlere Ausdehnung der Bauerngüter stellt. Mittlere Güter fehlen dem Lande.

Im Gefolge dieser Gegensätze findet sich ein weiterer. Der ungarischen Landwirthschaft fehlt jener Begriff von „Gut“ und von „Betrieb“, den wir in Deutschland hineinlegen, oder wenn er auch nicht gänzlich fehlt, so findet er sich doch dort viel weniger verwirklicht. Entweder betrachtet der Ungar sein Landgut als reine und niedere Sache, welche er nach Belieben misshandeln und schinden kann, oder er legt ihm einen Werth bei, welcher ihm den Charakter einer Persönlichkeit gibt, gemäss welcher das Gut mehr und mehr Selbstzweck wird und nicht bloss als eine Sache dasteht, welche bloss für den wirthschaftlichen Vortheil des Menschen da ist.

Bei uns ist ein Landgut ein Mittelding zwischen Persönlichkeit und Sache. Eine Sache als solche hat nur in so weit einen Zweck, als sie vom Menschen ausgenutzt wird, mag auch die Sache selbst dabei zu Grunde gehen. Auf dieser tiefern Stufe stehen unsere Landgüter nicht. Man ruinirt sie nicht ohne weiteres, wenn man sich auch davon einen Nutzen versprechen kann; es ist immer ein grosser Entschluss, ehe der wirkliche Eigenthümer[1]) sein Gut zerstückelt, es in eine andere

1) Der „Hofmetzger“ ist nur im juristischen Sinne Eigenthümer; wirthschaftlich ist er nichts weiter als der Auctionator fremden Gutes, dessen Preisdifferenz über oder unter der Ankaufssumme auf seine Rechnung kommt.

Gestalt bringt oder gegen ein anderes Gut umtauscht. Das Gut ist eben etwas Persönliches. Es hat Eigenschaften an sich, welche nur ihm eigen sind, und wenn es auch nur jener Affectionswerth wäre, welcher in der längern Verbindung zwischen dem Herrn und dem Besitze bestünde. Je mehr die Individualität einer Sache gewürdigt wird, desto mehr Persönliches erhält diese, wie umgekehrt eine Person, an welcher nur das Generelle ins Auge gefasst wird, in dieser Beziehung sächlich wird. In Deutschland zeigt sich diese Persönlichkeit des Landgutes am meisten in Westfalen und Niedersachsen: hier ist die Liebe und Anhänglichkeit an den bestimmten, an den ererbten Grundbesitz am meisten in die Augen tretend, während in Süddeutschland das Gut mehr zu einer blossen Sache herabsinkt.

Die Sache erfüllt ihren Zweck, indem sie möglichst gebraucht wird, wenn dem Gebrauche auch der Verbrauch als Folge anhängt. Die Persönlichkeit soll zwar auch nützen; aber sie ist nur in so weit Mittel zum Zweck, als dabei ihre Existenz nicht gefährdet und ihre Individualität und Selbstständigkeit geschont wird. Von der Sache nimmt man die Frucht, von der Persönlichkeit lässt man sich dieselbe geben.

Der Betrieb der Landwirthschaft zeigt, wie ein Volk oder ein Einzelner sein Landgut und seine Wirthschaft auffasst, ob als reine Sache oder ob er dem einen oder der andern einen höhern Werth, eine Persönlichkeit beilegt. Es wird sich zeigen, dass Ungarn auch in dieser Hinsicht nur die Extreme kennt. In dem Landgute sieht es nur die Sache ohne alle Beimischung eines persönlichen Charakters und in der Landwirthschaft, wie sich in deren Betriebe zeigt, entweder gleichfalls die nackte Sache, die nur zur Ausbeute da ist, oder aber es geht weiter als der Deutsche je geht: es gibt der Landwirthschaft den persönlichen, selbstständigen Charakter in einem so hohen Grade, dass es dabei fast des sächlichen Charakters ganz vergisst und die Landwirthschaft um ihrer selbst willen pflegt und so zu sagen liebkoset, ohne daran zu denken, von ihr wirthschaftliche Früchte zu fordern.

Die fernere Ausführung des Gesagten wird dasselbe zugleich deutlicher machen.

Es gibt auf der ungarischen Ebene gar zu wenig Verschiedenheit; jede Eigenthümlichkeit, wie fruchtbarer Boden, schlechte Wege, Wassermangel und Versumpfung, tritt in solchen Massen auf, dass man sie mit Leichtigkeit allenthalben wieder auffinden kann. Daher auch bei einem Landgute so wenig Individuelles, welches dauernder Natur ist. In einer bestimmten Gegend gleicht ein Landgut dem andern bis aufs Geringste: ebene Felder, gleicher Boden, gleiches Klima, gleicher Mangel an Bäumen, Flüssen und Wegen, die gleiche An- und Aussicht. Wenn man hier ein Gut gegen ein anderes vertauscht, oder einen Theil desselben gegen fremdes Feld abtritt, so geht in der Umgebung keine merkliche Veränderung vor, und man kann Allem mit der grössten Leichtigkeit das alte Aussehen geben und so allenthalben sich in der kürzesten Zeit in den alten Verhältnissen wieder finden und sich heimisch auf ganz neuem Besitze fühlen. Bei unsern Verhältnissen geht das nicht so leicht: jeder Acker erfordert seine besondere Art von Aufmerksamkeit; bei jedem Landgute ist die Lage zum Wasser oder zur Strasse wenigstens dem Aussehen nach verschieden. Jeder Baum mahnt an die langen Jahre, die man ihn auf seinem Platze zu sehen gewohnt ist, und jede Krümmung einer Grenze, welche man so oft getadelt hat, wird schwer vermisst, wenn man sie nicht mehr vor seinen Augen haben kann. Aus diesem Grunde ist eine Gebirgsgegend immer ein Grund für eine grössere Unbeweglichkeit des Grundbesitzes im Gegensatz zur Ebene, und eine seit langer Zeit in landwirthschaftlicher Blüte stehende Gegend, welche ein grosses Kapital anlegen und in welcher die Individualität der bleibenden Anlagen sich mehr entwickeln konnte, gegenüber einem jüngern Lande, wo dieses noch nicht der Fall ist. Ungarn ist in jeder Beziehung auf jener Seite, wo die Anhänglichkeit an einen bestimmten Besitz gering sein wird, und wo man sich leicht entschliesst, das ererbte und lange besessene Gut zu verlassen, wenn man es nur mit Gewinn thun kann. Die Liebe zu einem bestimmten Gute kann in Ungarn

nicht allgemein sein; denn Alles, was man auf jenem zurücklässt, kann man sich auf jedem andern auch schaffen. Vermächtnisse und Anlagen von Ahnen stecken im Boden nicht, und die glorreichen Thaten derselben und der Ruhm des Geschlechtes, wenn man sich der einen oder des andern erfreut, stehen mit einem Gute in keiner Berührung, da der glorreiche Ahn wahrscheinlich sein Gut nur zufällig einmal gesehen, vielleicht kaum dem Namen nach gekannt, noch weniger aber dort gewohnt hat.

Ob der ungarische Adel Stammsitze und Erbgüter in dem Sinne hat, wie wir sie in Deutschland finden, Sitze und Güter, welche ein halbes Jahrtausend, wenigstens aber Jahrhunderte in den Händen desselben Stammes sich befinden, wissen wir nicht; wenn es deren aber gibt, so werden sie schwerlich jene Bedeutung haben, deren sie sich anderwärts erfreuen, und es ist eher der Zufall, welcher sie in denselben Händen gelassen, als die Liebe, welche selbst ein grosses Opfer gebracht hätte, um diesen bestimmten Besitz für die bestimmte Familie zu erhalten.

Ziffermässige Anhaltspunkte für die Bewegung des Grundbesitzes fehlen uns freilich, und wenn sie uns zu Gebote stünden, so würden sie vielleicht keine solche Kurzlebigkeit bei einem einzelnen Besitzverhältnisse zeigen, wie wir sie selbst in Deutschland finden [1]). Aber die Bewegung gibt noch keinen Maassstab für die Beweglichkeit. Wenn in Ungarn nicht noch mehr Güterwechsel vorkommt, so liegt das nicht an der Anhänglichkeit am alten Besitze, sondern an der geringeren Gelegenheit, ein neues Gut mit einem alten zu vertauschen. Wo man überhaupt so wenig mit einem Gute anfangen kann oder konnte, wie in Ungarn, da schlummert auch der Trieb mehr, im Erhandeln eines solchen seine Lage zu verbessern; im Grunde genommen ist auch wenig Unterschied in den Gütern.

1) Unseres Wissens gibt es noch keine Statistik der Landgüter-Bewegung. Verf. hat bei einer frühern Gelegenheit im Algäu Erhebungen gemacht, nach welchen durchschnittlich alle 40 Jahre auf jedes Gut ein Uebergang (durch Kauf, nicht durch Erbschaft) an eine andere Familie kommt. Vielleicht ist dieses die grösste Güter-Beweglichkeit in ganz Deutschland.

Trotzdem aber hört man vielleicht nirgends so viel von Güter-Käufen und Verkäufen, und nirgends spricht man mit solcher Gleichgültigkeit von einem Güterwechsel wie in Ungarn.

Das Gut hat hier nur einen sachlichen, keinen persönlichen Charakter, und es kann durch jedes andere Gut von gleichem Tauschwerthe ersetzt werden. Tauschwerth des Gutes, ein rein nationalökonomischer Begriff, ist der Massstab für den Werth überhaupt, den das Gut für den Besitzer hat; der Affectionswerth aber des väterlichen oder ererbten Gutes, die sociale Seite des Werthes, ist verschwindend [1]).

Wollen wir den Betrieb der Landwirthschaft aus demselben Gesichtspunkte betrachten, so wird sich uns bei dem Volke im Ganzen auch hier das gleiche Resultat zeigen, dass in Ungarn, wie das Gut, so auch die Landwirthschaft als eine nackte Sache betrachtet wird, deren einziger Zweck die Ausnützung von Seite des Landwirths ist, wenn auch die Landwirthschaft selbst darunter zu Grunde gehen sollte. Das ungarische Volk, sei es magyarischer, slavischer, deutscher oder welcher Nationalität immer, behandelt seinen Acker ungefähr wie die drei Brüder den Esel, den sie als gemeinsames Erbe zur abwechselnden Nutzniessung erhielten und wo ein Jeder der Erben wohl die Arbeitskraft des Esels ausnützte, aber die Fütterung seinem Nachfolger überlassen wollte, bis der Esel dann verhungerte. Der ungarische Bauer macht es gerade so: er zapft jährlich seinem Acker Blut ab, ohne ihm in der Düngung Nahrung zu geben, und hofft dabei, dass seine Nachkommen noch Zeit genug haben würden, den Acker mit jenem Dünger zu sättigen, den er jetzt dem Acker nicht zukommen lässt; er macht es noch schlimmer; er schindet seinen Acker bei lebendigem Leibe, indem er ihm sein Inventar decimirt, sobald es für gewinnbringend gehalten wird. Wenn der Bauer sein Vieh

1) Vielleicht dient es zur Verhütung von Missverständnissen zu bemerken, dass diese Behauptungen sämmtlich relativ zu nehmen sind, nämlich im Vergleich zu deutschen Verhältnissen.

gut an den Preis bringt, so gibt er es ab, unbekümmert, ob es für seinen Acker zur Aufrechthaltung seiner Fruchtbarkeit nothwendig ist oder nicht, und wenn er auch die Bearbeitung des Ackers nicht mehr entsprechend wird durchführen können.

Hier hat die Landwirthschaft wiederum einen bloss sachlichen Charakter. Die Sache ist da, um genutzt zu werden, und wenn man sie jetzt mit mehr Profit vernutzen kann wie später, so kümmert es nicht, ob die Sache dabei zu Grunde geht oder nicht, wenn nur der ökonomische Vortheil da ist. Rein national-ökonomisch ist ein Gegenstand dann am besten verwerthet, wenn man den höchsten Tauschwerth aus ihm geschlagen hat.

Zu diesen Verhältnissen finden wir nun das gerade Gegenstück auf so vielen grössern Gütern. Wir kennen bereits die enormen Reichthümer der ungarischen Grossen. Diesen Grossen ist es bei ihren hohen Jahreseinnahmen erlaubt, auf etwas mehr oder weniger im Ertrag nicht so viele Rücksicht zu nehmen. Die Grösse des Besitzes an sich bewirkt schon eine solche Höhe der einfachen Bodenrente, dass sich der Besitzer jenes Ertrages eher entschlagen kann, um welchen die wirthschaftlich zweckmässigste Bewirthschaftung die Rente steigern würde. Von einer wirthschaftlichen Nothwendigkeit, welche den Landwirth allmälig zwingt, den wirthschaftlich ergiebigsten Betrieb sich anzueignen, ist bei dem ungarischen Grossgrundbesitzer weniger als anderwärts die Rede. Hier kann man seine Neigungen verwirklichen, auch wenn sie nicht den höchstmöglichen Ertrag zur Folge haben, und selbst wenn man ihnen ein positives Opfer bringen muss. Hier trifft man es besonders häufig, dass die Landwirthschaft nicht mehr als ein Handwerk des Gewinnes willen, sondern als eine Kunst der Idee willen betrieben wird. Eine vollkommene technische Production gilt hier oft mehr, als eine ökonomisch ausgezeichnete, d. h. eine solche, bei welcher der Productionsaufwand von dem Producte möglichst überboten wird. Hier hält man z. B. Schweizereien, auch wenn sie den Aufwand nicht lohnen, wenn man nur technisch günstige Resultate erzielt; wenn nur der Milch-

ertrag recht hoch ist, dann bleibt es sich gleich, wie theuer die Mass zu stehen kommt. Die grossen Herrschaften sind in Ungarn fast ohne Ausnahme in einem technisch höhern Betriebe, wie die Bauerngüter; aber von sehr vielen jener ersten kann man mit Gewissheit sagen, dass sie einen höhern Ertrag abwerfen würden, wenn die technische Vollkommenheit weniger gross wäre; denn die Volkswirthschaft Ungarns steht mit einer solchen Technik noch auf keinem freundschaftlichen Fusse: nicht etwa, weil die Technik höher oder selbst so hoch wäre, wie im westlichen Europa, sondern weil die Volkswirthschaft auf einer niederern Stufe steht.

Wir haben schon erwähnt, dass der Ungar kein grosser Freund von Wirthschaft und Wirthschaftlichkeit sei, und dass er den Erwerb als fast unehrenhaft verschmähe. Wir können diese Bemerkung hier nur wiederholen. Wenn der Grossgrundbesitzer in Ungarn eine ausgezeichnete Wirthschaft führt, so ist es nicht der Wirthschaftsgeist, sondern die Ehre, welche dieselbe eingerichtet hat. Seit Széchenyi gilt es als eine patriotische Pflicht, dass der Begüterte seine Wirthschaft in einem guten Stande halte, und dieser Pflicht kommt der ungarische Adel auch eifrigst nach; aber die Güte des Betriebes misst derselbe nicht nach dem reinen Ertrage, sondern nach der technischen Vollendung des Productes. Die Idee, nicht das materielle Gut ist das Feld des Ungarn, und desshalb producirt der Grossbegüterte hier in so hohem Grade für jene, wobei der Ertrag so oft verkürzt wird. Der Wettstreit könnte sich auch eben so gut, vielleicht selbst mit mehr Nutzen darum drehen, wer den höchsten Ertrag von einem gegebenen Gute erziele; allein das liegt dem Ungarn schon ferner; es ist generoser, auf den höhern Ertrag zu verzichten.

Wenn die grossen Güter in Ungarn einen verhältnissmässig geringern Ertrag abwerfen, als die kleinern, so liegt der Grund hierfür wohl nicht allein in deren Grösse, sondern auch in der Rücksicht auf die technische Vollkommenheit der Production zum Theil auf Kosten der ökonomischen Zweckmässigkeit.

Haben wir die Landwirthschaft des Bauern mit dem ge-

schundenen Esel verglichen, so können wir den Betrieb der grossen Güter mit dem Paradepferde vergleichen, welches man mit grosser Sorgfalt hegt, an welches man aber nur wenig wirthschaftliche Ansprüche stellt.

So wenig die erste wie die zweite Art des Betriebes kann man geradezu verurtheilen. Wer kann es mir verargen, wenn ich den Acker nur als eine Sache, als ein blosses Mittel für meine Zwecke ansehen will? Und wenn ich jetzt die Kräfte meines Ackers in der Gestalt von Getreide ausser Landes sende und für den Erlös daraus etwa eine Fabrik anlege, welche mir jenen Ertrag wieder ersetzt, den ich durch Schwächung des Bodens nachhaltig bei diesem verloren habe, und auf welcher ich mehr Menschen nachhaltige Beschäftigung und Nahrung gebe: warum sollte das tadelnswerther sein, als wenn ich die Schätze und Kräfte des Bodens demselben lasse und auf den höhern Gewinn vom Boden verzichte, so dass ich nicht im Stande bin, jene Fabrik von diesem Gewinne zu bauen? Wenn Ungarn bei seinem „Raubbau" fehlt, so liegt der national-ökonomische Fehler nicht darin, dass es Raubbau treibt, sondern darin, dass es den ganzen jährlichen Ertrag desselben als reine Rente ansieht, während doch ein Theil dieses Ertrages nichts Anderes ist, als ein Theil des Bodenkapitals selbst, welcher also seinen Charakter als Kapital behalten muss, wenn das Land nicht verarmen soll. Ob man aber dieses Kapital wieder im Boden anlegt oder in Industrie-Unternehmungen, bleibt sich gleich, vorausgesetzt, dass es in beiden Fällen einen gleich hohen Ertrag abwirft. Ungarn spart nicht genug; es wird die Wirthschaft an andern Punkten nicht um das reicher, um was man den Boden ärmer gemacht hat: das wäre die Klage, die man bei seinem Raubbau führen könnte.

Und wer wollte auf der andern Seite tadeln, dass man ein Gut nicht gerade wirthschaftlichen Zwecken unterordnen will? Dadurch, dass ein Landgut höhern Zwecken dient, als den materiellen, hört es nicht auf ein Gut zu sein, sondern es wird vielmehr ein höheres Gut. Das wird man nie dem Menschen zum Vorwurf machen, dass er sich höhere Ziele steckt,

als die gewöhnlichen, dass er nicht den materiellen Ertrag eines Landgutes verfolgt, sondern dieses für eine höhere Idee dienstbar macht. Wenn in dieser Verehrung der technischen Idee — wir müssen uns leider so sehr abstract ausdrücken — ein Vorwurf liegt, so ist der Grund nicht der, dass die Idee zu verwerfen ist; sondern darin liegt der Vorwurf, dass man hier die natürliche Stufenleiter umgekehrt hat. Der Einzelne hat freilich recht, dass er seinen Neigungen nachgeht, wenn er für seine Bedürfnisse gesorgt sieht; will er aber seine Wirthschaft aus Patriotismus in einem guten Zustande erhalten, so ist nicht jener Zustand der beste, welcher ihm am meisten zusagt, sondern jener, welcher der Lage des Landes am meisten entspricht. Der grosse Grundbesitzer würde seinen Patriotismus viel wirksamer verwerthen, wenn er das Kapital des Landes zu mehren strebte. Das würde das Land am ersten heben. Nach Leckereien soll man nicht haschen, so lange man um die Sättigung verlegen ist, und so lange man um das Kapital für die nothwendigsten Bedürfnisse betteln geht, soll man nicht Luxus treiben. Das thut Ungarns Landwirthschaft. Das Kapital zur nothwendigsten Investirung des Bodens fehlt dem Lande. Auf den grossen Gütern aber wird in Liebhabereien noch vielfach Kapital verschwendet, weil man es für eine Ehrensache ansieht; und eine Ehrensache ist es, weil man es für Patriotismus hält. Edle Pferde, edles Rindvieh, edle Schafe finden wir so häufig auf den grössern ungarischen Gütern, nicht, weil sie sich rentiren, sondern trotzdem, dass sie es nicht thun; aber man sucht seine Ehre darin.

So haben wir auch hier wieder zwei Gegensätze constatirt in dem Betriebe des Bauers und des Grossbegüterten. Aber auch hier fehlt die Vermittlung, welche gerade an dieser Stelle so wohlthätig wirken würde. Der Betrieb des Bauers, welcher ökonomisch nicht nachtheilig zu sein braucht und sogar ökonomisch nützlich sein könnte, ist social vielleicht schädlich. Der Betrieb der Grossgrundbesitzer aber trägt bei all seinen hohen Zielen jenen ökonomischen Vortheil nicht, den er zu tragen fähig wäre. Jener Mittelstand aber existirt nicht, welcher durch

seine Verhältnisse darauf hingewiesen würde, Oekonom zu sein, welcher aber doch zugleich im Stande wäre, zum Wohle seiner Gegend seinem Einkommen einen kleinen Abbruch zu thun, und wäre es auch nur die Anschaffung eines ausgezeichneten Zuchtstieres, durch welchen er der Veredlung der Gemeindeherde neben der Veredlung seiner eignen Eingang verschaffen könnte.

Der Westeuropäer fühlt eine grosse Versuchung, bei der Schilderung der ungarischen landwirthschaftlichen Verhältnisse und des Betriebes den Kopf zu schütteln. Wer hört, dass man in Ungarn den Mist lieber auf dem Herde verbrennt, als auf das Feld fährt, dass man das Feld zu vielen Saaten nur ein einziges Mal oberflächlich pflügt, dass man die Stallfütterung auf der untern Ebene kaum mehr als dem Namen nach kennt, — der wird vielleicht glauben, dass man in Ungarn noch „weit zurück“ sei, und dass man vorläufig sich durchaus auf dem Holzwege befinde. Der rationelle Betrieb wird einer solchen Landwirthschaft nur allzuleicht abgesprochen.

Dennoch wäre es ungerecht, wollte man den Vorwurf der Unrationalität auf Ungarn in einem grössern Grade angewandt wissen, wie in Westeuropa. Die Rationalität des Betriebes richtet sich nicht nach der technischen Vollkommenheit und nach der Menge des Productes, sondern nach der Höhe des ausgeworfenen Ertrages. Wollte man freilich jenen Betrieb den rationellsten nennen, welcher auf gleicher Fläche den grössten Sack des schönsten Weizens erzeugt, so wäre allerdings auch Ungarn noch weit von der Rationalität entfernt. Wollte man aber in diesem Sinne rationell sein, so würde man diese Rationalität baare Unvernunft nennen müssen.

Die ungarische Landwirthschaft ist nur da rationell, wo sie einen ziemlich niedrigen Grad von Intensivität nicht übersteigt. Wie wir sahen, ist das Kapital und die Arbeit viel theurer als irgendwo in Westeuropa. Freilich ist auch das gleiche Kapital und die gleiche Arbeit in Ungarn viel fruchtbarer, d. h. fruchtbarer an Natural-Producten, aber diese Producte haben hier

wieder nicht den gleichen Werth wie anderwärts[1]. Wer in Ungarn einen hohen reinen Ertrag erzielen will, der muss oft weniger dahin streben, seine werthlosen Producte zu vermehren, als dahin, die theure Arbeit und das theure Kapital zu sparen.

Wenn wir den Vorwurf der Irrationalität in der Landwirthschaft Ungarns zurückweisen wollten, so war jedoch nur jener Vorwurf gemeint, welcher diese Irrationalität in der extensiven und weniger sorgfältigen Kultur zu erblicken glaubte. Nicht aber wollten wir die Behauptung aufstellen, dass die ungarische Landwirthschaft durchaus in jener Weise betrieben werde, welche den Verhältnissen nach den höchsten nachhaltigen Ertrag abwerfe. In dieser Beziehung sieht es in Ungarn gerade so aus wie anderwärts auch, vielleicht aber nicht schlimmer als in so vielen Gegenden Deutschlands. Der Schlendrian ist auch in Ungarn Hausfreund beim Bauern, und dieser wie der conservative Sinn des Bauers bewirkt, dass die bäuerliche Landwirthschaft mit den volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Landes im Voranschreiten nicht gleichen Schritt hält, sondern beständig etwas nachhinkt.

In Ungarn ist es aber nicht so sehr die Bauernwirthschaft, welche der Landwirthschaft ihren Charakter gibt, sondern der

---

1) Bekanntlich nimmt im Landbau die Productivität der Arbeit und des Kapitals ab, je mehr von der einen oder dem andern auf die Wirthschaft verwandt wird. Wenn ich bei einmaligem Pflügen 10 Metzen Weizen erziele, so erhalte ich bei zweimaligem Pflügen nicht 20 Metzen, noch weniger bei dreimaligem 30 Metzen; jede weitere Arbeit trägt weniger ein, als die vorhergehende. Daher ist die Arbeit bei extensiver Bewirthschaftung productiver als bei intensiver. Eine Arbeit ist so lange ökonomisch productiv, als das zu Geld gemachte Product der Arbeit den in Geld veranschlagten Aufwand für die Arbeit übersteigt. Für den Arbeitgeber besteht dieser Aufwand in dem Arbeitslohne, für den Arbeiter in dem standesmässigen Unterhalt für sich und eine durchschnittliche Familie. Die Arbeit ist also productiv, so lange $P \times G > A$, wo P das Product der Arbeit, G den in Geld ausgedrückten Marktpreis der Masseinheit des Productes, A aber den Arbeitsaufwand bezeichnet. Je kleiner G und je grösser A ist, desto eher wird die Arbeit aufhören sich zu lohnen, wenn nicht P in gleichem Verhältnisse grösser wird, um die Tendenz von G und A zusammen aufheben zu können.

Grossgrundbesitz. Hier finden wir durchschnittlich gebildete Wirthschaftsbeamte, und wenn sie auch nicht gerade jene wissenschaftliche Ausbildung genossen haben, welche wir auf unsern landwirthschaftlichen Akademien bieten, so ist dafür auch in Ungarn bei den einfachern Verhältnissen der Landwirthschaft jener Grad der Ausbildung noch nicht von Nöthen, dessen wir uns nicht gut entschlagen können, um unsere grossen Güter gut zu bewirthschaften.

Die ungarischen Wirthschaftsbeamten bilden sich nur zu einem Theile auf den höhern landwirthschaftlichen Lehranstalten aus. Vielleicht die Meisten machen ihre Lehrjahre auf den grössern Gütern durch, von welch letztern viele eigens auf die Annahme von Zöglingen sich eingerichtet haben. Im Lande gibt es zwei landwirthschaftliche Akademien, von denen die bekanntere jene zu Ungarisch-Altenburg ist. Von den 150 Zöglingen, welche diese Anstalt im Sommer 1866 zählte, waren etwa die Hälfte Ungarn, die übrigen waren Ausländer, besonders Böhmen. Erst in jüngster Zeit hat sich Keszthely am Plattensee zu einer Akademie emporgeschwungen. Hier ist der Vortrag ungarisch und wird desshalb nur von Ungarn besucht, von diesen aber mit grosser Vorliebe, so dass Altenburg und die deutschen Akademien von den Ungarn jetzt viel weniger frequentirt werden [1]. —

Die grossen Güter wurden vor 1848 durchgängig in eigener Regie des Eigenthümers bewirthschaftet; vielmehr war es der robotpflichtige Bauer, welcher hauptsächlich die Bewirthschaftung auf seinen Schultern hatte, und der Gutsherr oder dessen Beamter that nichts weiter, als die Arbeit des Bauers leiten. Das wurde im Jahre 1848 auf einmal anders. Wollte der Grossgrundbesitzer sein Gut bewirthschaftet haben, so musste er selbst um Arbeit sich umsehen; er musste Zugvieh und Arbeitsgeräthe haben. Das wurde ihm sehr schwer; und wenn ihn auch das Moratorium vor dem alten Gläubiger schützte, so war

---

1) Auch in Debreczin ist die Errichtung einer landwirthschaftlichen Akademie beschlossen, so viel wir jedoch wissen, noch nicht ins Leben getreten.

es ihm dennoch — vielleicht desshalb — nicht möglich, neue Anlehen in genügendem Masse zu machen. Der grössere Grundbesitzer sah sich genöthigt, seine Grundstücke ganz oder zu einem Theile zu verpachten. In dieser Zeit wurden mehrere Herrschaften des Fürsten Eszterhazy, der Grafen Keglevich, Nákó und Anderer ganz in Pacht gegeben; die meisten übrigen Herrschaften beschränkten sich auf die Abgabe eines grössern oder geringern Theiles. Den Bauern kam dieses recht gelegen, wie denn der Ungar nie des Besitzes und der grossen Wirthschaft satt wird. Der erste Wunsch ist bei ihm, viel Feld eigenthümlich zu besitzen, wenn auch mit Schulden belastet, der zweite aber, dort, wo dieses sich nicht machen lässt, wenigstens recht viel Feld zu pachten. Dazu hatten die Bauern gar nicht nöthig, sich neues Inventar anzuschaffen; denn sie brauchten ja nur jene Frohntage dem neugepachteten Grundstücke zuzuwenden, von welchen sie bei der Herrschaft entbunden waren. Dass es möglicherweise viel einträglicher sein konnte, sein eigenes Feld wenigstens etwas intensiver zu bearbeiten wie vorher, daran dachte der ungarische Bauer am wenigsten. Zur grössern Intensivität hat die Aufhebung der Frohnde den Bauern nicht geführt — wenn er aber j e t z t intensiver arbeitet, so hat das andere Gründe — und es war ein Glück für den Bauern, wenn er die Ländereien der Herrschaft in Pacht nehmen konnte, um sein für die eigene Wirthschaft zu zahlreiches Zugvieh und Geräthe zu vernützen. Wo er zur Pacht keine Gelegenheit fand, da verbrachte er die frühern Frohntage nur allzugern im Müssiggange.

Wenn die Pachtverhältnisse in einem Lande schlecht geordnet sind, so sind sie es in Ungarn. Meistens dehnt sich die Dauer des Pachtverhältnisses nicht über drei Jahre aus; die kleinern Verpachtungen werden sogar jedes Jahr erneuert, z. B. auf Tabak, Lein, Melonen. Wenn in letzterer Zeit die Pachtungen auf längere Zeit, und selbst auf zwölf Jahre hin zahlreicher geworden sind, so zeugt das nur davon, dass die kurzen Pachten auch in Ungarn mehr und mehr als schädlich anerkannt werden.

Uebrigens sind die kurzen Fristen für Ungarn längst nicht so verwerflich, wie für unsere Verhältnisse. Eine jugendliche Volkswirthschaft wächst rasch aus dem alten Kleide heraus und verlangt viel eher ein neues, als die Volkswirthschaft eines bereits im Mannesalter stehenden Landes. In Ungarn würde es viel schwerer halten, als bei uns, für eine längere Reihe von Jahren auch nur annähernd den Ertrag eines Gutes zu würdigen. Aber nicht minder schwierig bleibt die Bestimmung für eine kurze Periode, da die Jahres-Schwankungen im Ertrage auf der ungarischen Ebene ganz ins Ungeheure gehen.

Jedenfalls aber sorgen die kurzen Pachtzeiten mit allen Kräften dafür, dass Ungarns Boden von der überschwänglichen Fruchtbarkeit recht bald befreit wird, wo sich eine solche noch findet. Bei dem grossen Aufwand, den das Zuführen des Düngers zum Felde der schlechten Wege und der durchschnittlich grossen Entfernungen willen kostet, denkt der Pächter für ein oder drei Jahre am wenigsten daran, den Acker in Fruchtbarkeit zu erhalten, der ihn ernähren soll; denn der grössere Ertrag einer oder zweier Ernten würde den Aufwand der Düngung nicht lohnen.

Die kurzen Pachten sind hauptsächlich nur bei den Parzellarverpachtungen in Uebung; die Natur der Sache erfordert es, dass bei grössern Gütern, noch mehr bei ganzen Herrschaften, längere Fristen bestimmt werden.

Die Parzellarverpachtungen bilden jedoch die Regel. Die Arbeiterverhältnisse zwingen dazu, wie wir sahen. Die Herrschaften und grossen Güter wünschen nur ausnahmsweise, einen Theil ihrer Area in Pacht zu geben; nur bei ganz abgelegenen Feldern dürfte dieser Fall häufiger sein. Sonst ist das Ablassen kleiner Parzellen nur von der Nothwendigkeit dictirt, Arbeiter zu haben, und diese kann man eher mit Feld als mit Geld herbeiziehen. Oder es ist der Mangel an hinlänglichen Arbeits- und Zugkräften, so dass man mit dem Vorhandenen nur einen Theil der Fläche bewirthschaften kann, und in diesem Falle übergibt man den Rest an die benachbarten Bauern als Pachtgründe.

Die Verhältnisse der Parzellarpächter, seien es Theilbauern, Colonisten oder unbespannte Häusler, haben wir bereits bei der Gelegenheit besprochen, als wir die Arbeiterverhältnisse zum Gegenstand der Abhandlung nahmen. —

Wer von der heutigen ungarischen Landwirthschaft einen guten Begriff haben will, der muss sie nicht mit den Verhältnissen anderer Länder, sondern mit ihrem eigenen frühern Zustande vergleichen. Wer das Erstere thut, der wird nur das finden, dass die ungarische Landwirthschaft noch in den Kinderjahren ist, und wird dabei nicht erwägen, dass ein Kind, wenn es seine Kindespflichten thut, nicht weniger die Anerkennung verdient, als wenn der Mann seine Mannespflichten erfüllt. Wer aber Ungarn in seiner Vergangenheit kennt und sieht, welche Fortschritte bereits in so kurzer Zeit gemacht sind, der wird gewiss auch mit seiner Anerkennung nicht zurückhalten.

Von einer ungarischen Landwirthschaft kann man eigentlich noch nicht lange sprechen. Fast durchaus das einzige Element der Urproduction war der Boden, und dieser war so zu sagen freies Gut. Zu Verböczy's Zeiten (1514) galt eine ganze Unterthanen-Ansiedlung so viel wie eine Stute ohne Füllen, oder so viel wie ein Ochs oder zwei Kühe oder vier Schafe. Und wie gering mochte nicht zu jener Zeit noch der Werth einer Stute oder eines Ochsen sein! Unter der Türkenherrschaft scheint das Feld überhaupt gar nichts gegolten zu haben. Selbst 1736 und später wurden zwei Güter der Herrschaft Ercs im Stuhlweissenburger Comitate, welche zusammen einen Flächeninhalt von 5—6,000 Joch hatten, um 90 fl. jährlich verpachtet; das macht auf das Joch etwa 1 kr. Pacht. Nimmt man das Zwanzigfache des Ertrages als Kapitalswerth des Joches an, so ergibt sich, wenn man die damaligen Getreidepreise in Berechnung zieht, dass man für einen Metzen Weizen zwei Joch Grund und Boden erwerben konnte, für einen Metzen Gerste und Hafer ungefähr ein Joch; die Kuh wog $33^1/_3$ Joch, ein Hengst aber 78 Joch, das Weidegeld für ein Stück Rindvieh 1 Joch — wie viel Joch mussten also nöthig

sein, um ein Rind zu nähren! — Im Jahre 1700 erstand Graf Franz Eszterhazy drei Puszten von einer Ausdehnung von 12,000 Joch für 2000 fl., also das Joch für 10 kr.; heute gilt dasselbe Joch wenigstens 100 Gulden [1]).

Aus dem Werthe des Bodens, welcher vor einem Jahrhundert im Lande an der Tagesordnung war, lässt sich am besten ein Schluss ziehen, wie tief damals die ungarische Landwirthschaft danieder lag. Was die ungarische Landwirthschaft heute ist, das ist die Errungenschaft eines einzigen Jahrhunderts, und bei diesem geringen Alter derselben wird man gewiss eher darüber staunen, dass sie es bereits so weit, als darüber, dass sie es noch nicht weiter gebracht hat. Es liegen heute noch nicht zwei Jahrzehnte hinter ihr, seitdem sie die hemmenden Fesseln des Feudalismus von sich abwarf. Wer wollte von der Jugend der ungarischen Landwirthschaft bereits jene Früchte erwarten, welche die westlichen Länder zu bieten im Stande sind? Ungarn hat in einem Jahrhunderte gewiss mehr geleistet, wie wir. Das Land musste erst bewohnbar gemacht werden, ehe man an eine bessere Kultur denken konnte, und der grösste Kampf galt bisher nicht dem alten Schlendrian des Menschen, sondern dem des Elementes, und zwar jenes, welches dem Landwirthe vor allen die guten und die schlechten Jahre bereitet. Ungarn ist im Laufe eines Jahrhunderts den Flüssen und Sümpfen abgerungen, und diese That war wohl nicht weniger folgenschwer, wie die Einführung einer bessern Kulturmethode. Vielleicht fliesst kein Fluss auf der Ebene, welcher nicht durch Regulirung und Eindämmung von seinem alten Gebiete einen beträchtlichen Theil an die Landwirthschaft abgetreten hätte, wenn es auf der andern Seite auch eben so wenig einen solchen geben mag, bei dem schon die letzte Arbeit gethan ist, um die Occupation des Bodens zu vollenden.

Die Drainage ist kaum als Beispiel zu finden, so selten ist sie noch. Der erste Versuch wurde 1852 auf den Gütern des Frhrn. v. Mesznil im Eisenburger Comitate gemacht, der

---

1) Mezei gazdaság könyve (Buch der Landwirthschaft) 1855. S. 349 f.

zweite auf der Oedenburger Feldmark, also noch auf der Grenze Deutschlands. Noch kann sich dieselbe nicht häufig und gut lohnen, so lange der mittlere Werth des Bodens nicht 100 fl. erreicht, während die Drainage einen Aufwand von 34 fl. vom Joch verursachte.

Man nennt als das Wirthschaftssystem des ungarischen Bauers gewöhnlich die Dreifelderwirthschaft, anstatt deren an dem einen Orte eine Zwei-, an dem andern eine Vierfelderwirthschaft sich findet. So lange die Felder des Bauern sich im Gemenge befanden oder noch befinden, gab es freilich eine bestimmte Ordnung, aber diese Ordnung dehnte sich eigentlich nur auf die Brach- und Stoppelweide aus, nicht aber auf die Folge der Frucht. Wo das Bauernfeld aus dem Gemenge genommen ist, da herrscht eigentlich gar keine Ordnung in der Fruchtfolge; man baut, was man gerade Lust hat zu bauen; Halmfrucht folgt auf Halmfrucht, und Hackfrucht auf Hackfrucht, wenn es sich nur passt. Der bestimmte Turnus zwischen Winterfrucht, Sommerfrucht, Brachfrucht oder schwarzer Brache wird nicht strict eingehalten. Jedoch scheint man übereingekommen zu sein, Alles das Dreifelderwirthschaft zu nennen, wo im Durchschnitt jedes dritte Jahr eine Brachfrucht angebaut wird oder reine Brache ist.

Die grossen Güter und Herrschaften kehrten sich noch weniger an eine bestimmte Ordnung. Da sie dem Flurzwang nicht unterworfen waren, so baueten sie, was und wo sie wollten, sie verwendeten die Arbeit, so wie sie ihnen sich darbot, und wo ihnen die Arbeitskraft ausging, da kehrten sie um und liessen das Uebrige zur Weide liegen. Es herrschte die grösste Willkür in der Bewirthschaftung. Man nahm die Verhältnisse so, wie sie sich boten, und dachte noch nicht daran, sich von denselben unabhängiger und die Wirthschaft selbstständiger zu machen. So ist es bei vielen grössern Gütern noch bis jetzt.

Bei andern dagegen treffen wir bereits geregelte Zustände an, und da man auf der ungarischen Ebene bei den so wenig mannigfaltigen Verhältnissen eines Gutes bei der Eintheilung und Anordnung wenig Schwierigkeiten zu überwinden hat, so

findet man diese Eintheilung hier in einer grössern Vollkommenheit und Harmonie, wie sonst wo. Um hierzu zu gelangen, bedurfte es in Ungarn eines Prozesses, welcher in unserer Landwirthschaft keinen Namen hat, weil er sich bei uns nicht in einem oder in wenigen Jahren, sondern unvermerkt in Jahrhunderten vollzogen hat. Dieses ist die Regelung der Wirthschaft[1]). Man versteht darunter vielerlei, überhaupt die Anordnung Alles dessen, was zu einer guten Wirthschaft nöthig ist. Nun denke man sich eine ungarische Wirthschaft vor etwa 50 Jahren. Der Unterthan gab den Arbeiter ab und das Zugvieh des Bauers arbeitete der Herrschaft. Inventar, Häuser, Geräthe und Vieh fehlten dieser; eine bestimmte Fruchtfolge war nicht da; Alles lag durcheinander, wie es der Zufall durcheinander geworfen hatte, und die Hutweide war regelmässig jenes grosse X, welches man dort substituirte, wo nichts Anderes sein wollte. — Hier gehörte freilich nicht wenig zur Regelung der Wirthschaft: die Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Weide und Ackerfeld, die Einführung des Futterbaues, wo die natürliche Weide nicht genügend war; die Festsetzung einer bestimmten Fruchtfolge; die Eintheilung des Gutes in passende Wirthschaften, der Wirthschaft in Fluren, der Fluren in Felder; die Errichtung der nöthigen Wirthschaftsgebäude; die Beschaffung eines hinreichenden Vieh- und Geräthe-Inventars; die Sicherung der genügenden Arbeitskräfte durch Anlage von Colonien; Wege, Brunnen, Alleen u. s. w.

Als die erste derartige Wirthschaftsregulirung nennt man jene der Herrschaft Ercs im Stuhlweissenburger Comitate, welche der um die ungarische Landwirthschaft hochverdiente Frhr. v. Lilien (1795—1828) durchführte[2]). Lilien ist wohl der Thaer Ungarns zu nennen; bei Thaer mochte das Rationelle in den Vordergrund treten; bei Lilien war es der Unternehmungsgeist. Lilien hat geradezu Alles versucht, und sehr Vieles hat er auch durchgeführt. Und nicht bloss da-

---

1) Der Ungar nennt es „Guts-Ordnung" (jószág rendezés).

2) Mezei gazdaság könyve, S. 372 ff.

durch hat er seinem Lande genützt, dass er zeigte, was damals schon mit Erfolg die Landwirthschaft nützen konnte, sondern auch dadurch, dass er zeigte, für welche Einrichtungen das Land noch nicht geeignet war; auch diese verunglückten Erscheinungen hatten ihre gute Wirkung, indem sie für die Zukunft wenigstens ihre Herrschaft ankündigten und vorbereiteten, und die erste Drillmaschine, mit welcher Lilien versuchsweise seine Saaten unter die Erde brachte, wie die erste Dresch- und Reinigungsmaschine, welche unter ihm arbeiteten, waren nichts mehr und nichts weniger als die Catilina, welche trotz ihrer eigenen Frühreife den Cäsar und Augustus den Weg zum Throne zeigten.

Lilien übernahm sein Gut in der Form einer Schafweide von einer Grösse von 23—24,000 ungar. Joch. Er theilte die Herrschaft in acht selbstständige Wirthschaften ein und versah eine jede mit den nöthigen Gebäuden; die eine derselben, welche nur Riedboden hatte, blieb für das Gestüt (Ménes) und die Rindviehherde (Gulya); eine zweite konnte nicht sogleich vollständig regulirt werden, weil sie noch im Gemenge mit den Bauernfeldern lag. Die übrigen sechs Höfe aber bekamen eine geordnete Einrichtung. Der Futterbau wurde in die Fruchtfolge eingeschoben; Luzerne, Rothklee und Esparsette, Kartoffeln und Reps wurden im Grossen angebaut; ausserdem zog man Sonnenblumen des Oeles willen, Färberkrapp und Tabak, selbst die Weberkarde und Indigo. Eine grossartige Oelmühle, eine Branntweinbrennerei, eine Liqueurfabrik und eine Bierbrauerei wurden auf dem Gute errichtet; und als der Tabak in Natur keinen Absatz fand, brachte man ihn als Schnupftabak in den Handel. Ein ungarischer Landwirth fabrizirte auf seinem Gute Punsch, Sprit, Rum und Kölnisches Wasser. Derselbe weigerte sich einige Jahre, sein Getreide als Korn zu verkaufen, sondern vermahlte es selbst auf seinen Donaumühlen und gab bloss das Mehl auf den Markt. Er baute sich sein eigenes Schiff, auf welchem er seine Producte zu Markte nach der Hauptstadt fuhr. Und den Krapp, den er zog, verarbeitete er auch auf seinem Gute, bevor er ihn in den Handel brachte.

Nicht weniger Aufmerksamkeit wandte er der Viehzucht zu. Er war es, der die Fütterung mit Schlempe und Oelkuchen im Comitate einführte; ein Stapel von 80 Mürzthaler Kühen gab ihm die Milch zur Fabrikation von Butter, Käse und Topfen. Durch Sortirung der Wolle fand er längere Jahre hindurch Absatz auf dem Londoner Markte. Die Drill- und die Dreschmaschine führte er ein, und verband mit dieser letztern schon damals zugleich die Putzmühle. Die Düngung kehrte in jedem siebenten oder achten Jahre wieder, und die reine Brache wurde auf den achten Theil des Feldes eingeschränkt. Um über die nöthige Arbeitskraft zu gebieten, wo die Robottage nicht ausreichten, gab er von jeder Wirthschaft 240 — 250 Joch an Häusler und Bauern gegen Arbeit in Pacht.

Das ist ein Beispiel von einer Regelung der Wirthschaft, und wie es das älteste ist, so ist es wahrscheinlich auch das grossartigste. Nachdem der erste Anstoss gegeben war, folgten andere Herrschaften bald in grösserer Anzahl nach, und im Ganzen gebührt den grössten der Vorzug, die ersten gewesen zu sein. Trotzdem fand der Uebergang in die neue Zeit noch das Meiste zu thun übrig, und selbst wenn damals Alles in der besten Ordnung gewesen wäre, so hätten die neuen Verhältnisse doch wieder Alles mehr oder minder in Unordnung gebracht. Die Aufbrechung der Hutweide verlegte den Schwerpunkt der Wirthschaft an eine ganz andere Stelle und erforderte eine neue Eintheilung des Gutes. Die Aufhebung des Unterthanenverhältnisses aber gebot die Errichtung von herrschaftlichen Gebäuden als Wohnung für das vermehrte Gesinde, als Stallung für das Arbeitsvieh und als Obdach für das neu zu beschaffende Geräthe. Man musste für die Heranziehung von Arbeitern Sorge tragen, indem man Colonien auf dem Gute gründete und den einzelnen Ansiedlern Feld zutheilte. Dieses und dazu die Anschaffung des nöthigen Geräthes und Zugviehes wurde die Aufgabe der Zeit, welche auf 1848 folgte, und wenn sich das Land noch nicht ganz dieser Aufgabe durch deren Erfüllung entledigt hat, so ist ein guter Theil dieses Zurückstehens auf

die Rechnung jener ungünstigen Umstände zu schreiben, die uns im Verlaufe dieses Werkes schon so oft begegnet sind, und welche sich gegenseitig die Hand reichten, um den Fortschritt zum Stillstand zu bringen. —

Der Betrieb der ungarischen Landwirthschaft ist ein extensiver, wie es die Verhältnisse der dortigen Volkswirthschaft gebieten. Die Kapitalanlage im Boden und der Arbeitsaufwand sind die schwächern Seiten des Betriebes. Eine Furche zur Saat gilt dem behäbigen Landwirth, zumal dem Bauern, meist schon für hinlänglich. Die höher entwickelten Gegenden dagegen und besonders die grössern Herrschaften, bei deren Bewirthschaftung es oft mehr auf einen schönen Roh-, als Reinertrag ankommt, verwenden mehr Sorgfalt auf die Bearbeitung und pflügen auf die Brache auch wohl dreimal.

Die Geräthe beim Bauern sind fast durchgehends sehr schlecht. Die Gewohnheit und der Schlendrian scheint hieran in viel höherm Grade schuld zu sein, als der höhere Preis des Geräthes und der Kapitalmangel, welcher die Anschaffung verbietet. Es ist schon ein gutes Zeichen für eine Gegend, wenn der eiserne Pflug bei den Bauern mit dem hölzernen um die Herrschaft zu ringen beginnt, und vor zehn Jahren konnte der Bauer, welcher einen eisernen Pflug zerbrochen hatte, noch in grosse Verlegenheit wegen der Reparatur gerathen, weil in seiner Gegend Niemand mit dergleichen Reparaturen sich zu befassen verstand [1]). Mit der Zugkraft ist der ungarische Bauer noch viel zu verschwenderisch: wenn diese ihm einmal theurer wird, so wird er viel eher lernen, mit derselben zu sparen und zu bessern Werkzeugen zu greifen. Die höhern Erträge, welche er in Folge einer bessern Bearbeitung des Bodens mittelst besserer Geräthe erzielen könnte, sieht er entweder nicht, weil ihm bei seines Gleichen das Vorbild fehlt, oder wenn er sie auf den grössern Gütern sieht, so mag er denken, dass so etwas für ihn doch nicht passe, wenn man es auch auf den grossen Gütern mit Erfolg anwenden könne. Es fehlt der Mittelstand in

1) Galgóczy a. a. O. S. 232.

Ungarn, und das ist gerade da am deutlichsten fühlbar, wo es sich um allgemeine Einführung von wirthschaftlichen Verbesserungen handelt. Der Bauer und der Grossgrundbesitzer stehen einander zu fern, als dass das Beispiel des Letztern jenen ermuntern könnte, wenn der vermittelnde Leiter der Ideen, der Mittelstand, nicht genügend vertreten ist.

Die grossen Güter dagegen wetteifern in der Anwendung der besten Werkzeuge, so weit die extensive Wirthschaft deren Anwendung erlaubt. Hier finden wir auch den Betrieb mit den Maschinen im besten Schwunge. Wohl selten ist ein Land technisch für die Anwendung der landwirthschaftlichen Maschine so geeignet, wie Ungarn mit seinen grossen Gutsflächen, mit der vollkommenen geometrischen Gestalt seiner Wirthschaftsfelder und der Ebenmässigkeit des Bodens. Nur fehlt es auf dem Lande gar zu sehr an jenen Handwerkern, welche die nöthigen Reparaturen zu besorgen im Stande wären, und es bedarf immer besonderer Leute, welchen man die Maschine anvertrauen darf; der Magyar versteht sich nur schwer auf ihre Behandlung, und das Personal bei denselben sucht man am liebsten aus Slovaken und Deutschen zu nehmen. Da ferner das Land den Bedarf seiner landwirthschaftlichen Maschinen nur zu einem sehr geringen Theile selbst produzirt[1]), und da also der grösste Theil aus einer sehr grossen Entfernung bezogen wird, wozu ein nicht unbedeutender Zoll beim Eintritt in das Reich gezahlt werden muss[2]), so sind diese Maschinen im

1) Die Maschinenfabrik von Vidács in Pest erfreut sich eines sehr guten Rufes im Lande; aus derselben gehen die in Ungarn gebräuchlichsten Eisenpflüge hervor, welche nach dem Eigenthümer dieser Fabrik genannt werden (Vidács-Pflug). Ausserdem zählt Pest noch 7 grössere Fabriken für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, Szegedin 1, Fünfkirchen 1, Wieselburg 2, Selmecz 1 u. s. w. Die grössern Herrschaften haben häufig ihre eigene Werkstätte für die Anfertigung und Reparatur der Maschinen und Geräthe, wo selbst ganze Dreschmaschinen neu verfertigt werden.

2) „Diese (englischen) Dreschmaschinen zahlten vor nicht langem einen Einfuhrzoll von 42 Kreuzer vom Zentner (als von Holz verfertigte Maschinen); denn die österreichischen Fabriken befassten sich mit deren Production wenig oder gar nicht. Kaum vor zwei Jahren fing ein Wiener Fabrikant an, nach

Lande sehr theuer, ein Missverhältniss, welches durch die Theuerung des Kapitals und durch die Werthlosigkeit der landwirthschaftlichen Producte nur noch vergrössert wird.

Dennoch war die Einführung der Maschinen eine Kostenersparniss, wenn man die Kosten der menschlichen und thierischen Arbeit damit in Vergleich bringt. Die Aufhebung des Unterthanenverhältnisses vertheuerte nicht allein dem frühern Grundherrn die Arbeit, sondern entriss sie ihm oft ganz, und er konnte um keinen Preis sich die genügende Arbeitskraft verschaffen. Er war beständig von der Willkür des Arbeiters abhängig. Das musste ihm die Einführung der Maschinen nahe legen, da er über diese in jeder beliebigen Anzahl und zu jeder Zeit nach Belieben gebieten konnte.

Auf den grössern Gütern hat desshalb die landwirthschaftliche Maschine bereits eine sehr grosse Bedeutung erlangt. Man muss auch hier freilich nur vom relativen Standpunkt aus die Sache auffassen. Dasselbe Gut würde in Deutschland oder in England wohl die doppelte und dreifache Anzahl von Maschinen im Gebrauche haben, als in Ungarn. Aber man muss erwägen, dass man hier mit der gleichen Arbeit eine viel

englischem Muster Dreschmaschinen zu verfertigen. Das erste Exemplar war noch nicht fertig, als die schutzzöllnerische Wiener Handelskammer ihn in seinem Ansinnen bei der Regierung secundirte und in der Vorgabe, dass das Inland solche Maschinen in genügender Menge und von solcher Beschaffenheit verfertige, dass die den ausländischen Maschinen zugestandene Begünstigung(?) nicht mehr nöthig sei, um Erhöhung des Einfuhrzolles bat. Hiermit nicht zufrieden, bewies sie, dass die englischen Dreschmaschinen nicht 15 % (unter dieser Voraussetzung nur galt der Zoll von 42 kr. à Ztr.), sondern 46 % Eisen enthielten. — Die Untersuchung der bestellten Commission ergab zwar nur einen Eisengehalt von 20 %, aber damit stieg der Zoll auf das Zehnfache, nämlich auf 4 fl. 20 kr. vom Zentner; nur wenn der Eigenthümer die Maschine selbst einführte, brauchte der halbe Zoll (2 fl. 20 kr.) erlegt zu werden; dieses letztere war aber nicht immer möglich.“ Schnierer, A vámügy reform (Die Zollreform). 1866. — Ungarn hat nur Schaden von den Schutzzöllen, indem es keine zu schützende Gewerbe hat; diese liegen in den übrigen Theilen der Monarchie. Ungarn hat nur Consumenten von Gewerbswaaren und jeder Schutzzoll für das Reich ist für Ungarn eine blosse Besteuerung.

grössere Fläche bewirthschaftet als dort, und dass hier noch manche Vorrichtung nicht angebracht ist, welche dort bereits lange Erforderniss war. Drillcultur, um Saat zu sparen, lohnt sich dort, wo die Saat einen hohen Werth hat und wo der eine oder andere Metzen, den man bei der Saat erspart und bei der Ernte von der Reihensaat mehr gewinnt, den grössern Aufwand lohnt, welchen die Drillkultur erheischt; wo aber die Arbeit — auch die der Maschine — so theuer ist, und wo das Product in so niederem Preise steht wie in Ungarn, da wird der Fall öfter eintreten, dass die Anwendung einer Drillmaschine mit Schaden verbunden ist, und wenn sich auch wirklich ein Nutzen ergibt, so ist er doch in keinem Falle so gross, wie dort, wo Saat und Frucht viel höher im Preise stehen, und man wird nicht jenen Reiz zur Einführung dieser Maschine empfinden, wie am andern Orte.

Die Anzahl der Maschinen — im Vergleiche zu den übrigen Arbeitskräften — ist keineswegs mehr gering im Lande. Im Jahre 1863 befanden sich bereits 194 Locomobilen im Dienste der ungarischen Landwirthschaft, welche zusammen 1603 Pferdekraft hatten [1]). Und die einzige Firma Clayton und Shuttleworth führte bis 1865 400 (?) Dampfdreschmaschinen ein [2]).

Die Maschinen und die rationellern Geräthe haben dem Lande nicht nur den Vortheil gebracht, dass sie die Arbeitskraft gemehrt und einen billigern Betrieb möglich gemacht haben, als mit den theuern und so häufig launischen Arbeitern; sie haben auch den Werth des Productes gehoben und durch die Bewirthschaftung mit ihnen ist vielfach das Erzeugniss der Landwirthschaft erst exportfähig geworden. Indem man durch bessere Geräthe und Maschinen eine bessere Bearbeitung des Bodens und der Frucht möglich machte, hob man nicht nur die Menge, sondern auch die Güte des Erzeugnisses. Das Feld wurde reiner, das Korn dicker und schwerer, die Reinigung der Frucht vollständiger. Wenn man Ungarn bisher um seine

---

1) Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, Wien 1864. Hft. II. S. 5.
2) Schnierer a. a. O. S. 37.

Producte beneidete, so war es nur in dem Sinne beneidenswerth, als man die Vorbedingungen von Natur vorhanden fand, welche das vollkommenste Product möglich machten; in Wirklichkeit waren die Producte verwahrloste Kinder. Wenn man den ungarischen Weizen als den besten Europas rühmt, so ist das nur in so fern wahr, als er alle natürlichen Anlagen hat, es zu werden; er ist viel mehlhaltiger, als alle andern Sorten; aber wenn man ihn gegen den Weizen eines Kulturlandes hält und mit den Augen schätzt, so kann man den ungarischen Weizen nachgerade unansehnlich nennen, so kleinkörnig und unregelmässig ist er, und zwar der geringern Bearbeitung des Feldes und der schlechtern Behandlung des Weizens willen. Die schwerern Weizen findet man immer auf den Herrschaften, weil diese deu bessern Betrieb haben. —

Wenn man sich eine ungarische Wirthschaft vorstellt, so muss man sich vor allem keine grosse Begriffe machen über das grosse Kapital, welches in deren Häusern steckt. Die ächt ungarische Wirthschaft hat nur ein sehr geringes Bedürfniss nach den vier Wänden mit dem Dach. Scheunen für die Einspeicherung der Ernte fehlen ihr; anstatt der Getreidekästen hat sie unterirdische Gruben; da sie all ihre Arbeiten im Freien verrichtet, so bedarf sie auch keiner bedeckten Arbeitsräume, wie z. B. einer Dreschtenne; und wenn man dem Viehe bedeckte Stallungen gibt, so ist das jedenfalls nicht ursprünglich ungarisch, sondern bereits eine Neuerung. Der alte Ungar hat den Stall erst damals kennen gelernt, als er auf seinen Raubzügen nach Deutschland aus demselben irgend ein zurückgebliebenes Rind holte, um es am Spiesse zu braten oder dessen Lenden zwischen Reiter und Pferd mürbe zu reiten, um sie dadurch geniessbar zu machen [1]); er selbst aber liess seine Herde noch lange auf der Puszta, ehe er ihnen den ersten Stall baute, sondern brachte sie nur in Einfänge.

---

1) Daher nennt der Ungar auch jetzt noch den Stall mit deutschem Namen (istálló); das alte ungarische Wort akol bedeutet ursprünglich den blossen Einfang ohne Dach: jetzt gibt man auch dem Akol meist ein Dach. Auch ház (Haus) ist offenbar deutschen Ursprungs.

Die Gebäude eines Gutes machen somit nur sehr geringe Anforderungen. Wenn sie dennoch immer 20—25 % vom Gutswerthe ausmachen, so liegt das in dem Mangel an dem nöthigen Baumaterial — ausser Stroh, Schilf und Erde — welcher selbst die geringeren Bauten schon theuer macht[1]).

Man nennt jene Art des landwirthschaftlichen Betriebes, welche sich der Gebäude möglichst zu überheben sucht und so viel als thunlich im Freien ihre Arbeit verrichtet, nach Cslapovics' Vorgange auch den asiatischen Betrieb, weil er, nur den Magyaren eigenthümlich, als eine aus Asien herübergenommene Sitte angesehen wird.

Hier wird das Getreide auf dem Felde in Feimen gesetzt und aus diesen Feimen heraus gedroschen, wenn der Landwirth, was er vorzieht, nicht vor dem Einfeimen zum Dreschen kommen konnte. In dem letztern Falle ist also Ernte und Ausdrusch eine Arbeit. Der Dreschplatz befindet sich auf dem Acker selbst, wo man eine feste Tenne schlägt. Das Ausdreschen geschieht bei dem Ungarn sehr gerne durch das Austreten mit Pferden und Ochsen; nur wo derselbe gerades Stroh zur Bedachung des Hauses und als Häcksel bedarf, befreundet er sich wohl mit dem Flegel. Die Spreu wird nur wenig benutzt; freilich hat die letzte Zeit den Ungarn besser gelehrt sie zu nützen; vordem aber ging ihr hauptsächlichster Nutzen in dem Rauche des Feuers auf, welches man zur Nachtzeit auf den Tretplätzen anzuzünden pflegte. Die Aufbewahrung des Getreides geschieht in Gruben, welche man dort in dem Boden anlegt, wo man dieselben überwachen kann. Man brennt die frisch gegrabene Höhlung mehrere Tage lang mit Stroh aus, um die Kruste fest und undurchlassend zu machen

---

1) Die Gebäude der Herrschaft Mágócs kosteten 339,977 fl. 55 kr.; vertheilt auf 21,270 Joch, treffen von dieser Summe auf ein Joch 15 fl. 59 kr.; da 3423 J. verpachtet sind (1859), bleibt für das übrige Feld 19 fl. 3 kr. à Joch; auf ein Joch Ackerfeld oder Wiese kommt die Summe von 25 fl. 34 kr. — Nach diesem Verhältnisse würde z. B. auf ein Gut von 59 österr. Joch = 100 bayer. Tagwerk nur ein Gebäudekapital von 1124 fl. (à Joch 19 fl. 3 kr.) kommen!

und ihr den Erdgeruch zu nehmen, welcher dem Getreide nachtheilig sein könnte. Die Wände werden mit Stroh ausgefüttert, und wenn darauf die Frucht hineingeschüttet ist, wird sie mit Asche, Sand und Thon sorgfältig verschlossen. Wo es die Bodenverhältnisse, vor allem das Grundwasser erlauben, haben diese Gruben die Form einer Flasche, so dass sie oben bedeutend enger sind als unten. In einer einzigen solchen Grube finden oft 150—200 Metzen Raum.

Es hat jedoch diese „asiatische“ Wirthschaft bereits sehr viel Terrain verloren. Die Deutschen und Slaven haben sich überhaupt nicht mit ihr befreundet, am wenigsten mit dem Austreten des Getreides. Der Deutsche und der Slovak hat auch seine Scheunen und sein oberirdisches Getreidemagazin, wie für sein Vieh den Stall. Aber selbst der Magyar lässt allmälig von seiner nationalen Bewirthschaftung ab, da dieselbe nicht mehr am Platze ist, wo die Kultur etwas mehr Sorgfalt erfordert. Früher strafte sich die sorglosere Bewirthschaftung nur wenig: das Vieh ging doch ab, und mit dem Getreide fing man kaum etwas weiter an, als dass man es allmälig selbst vernutzte; damals bedurfte man des Strohes zur Wirthschaft nicht so sehr, und wenn das Korn auch ein wenig nach der Erde schmeckte, in welcher es lange Zeit vergraben war, so lag daran nicht so viel, weil man es selbst verzehrte, oder es doch nicht über die nächste Nachbarschaft hinaus gab.

Das Klima zeigt sich für diese asiatische Wirthschaft sehr geeignet. Da es hier zu Lande so wenig regnet, so wird man nur sehr selten verhindert, im Freien seine Arbeit zu verrichten. Und wenn man dazu in Erwägung zieht, wie äusserst kostspielig auf der ungarischen Ebene ein Bau ist, welcher auf mehr Anspruch macht, als eine niedere Erdhütte zu sein, so wird man wohl kaum berechtigt sein, der alten gebäudelosen Wirthschaft Vorwürfe zu machen. —

Wie bereits angedeutet, lässt sich in Ungarn von einem bestimmten Wirthschaftssystem, von einer bestimmten Fruchtfolge nur ausnahmsweise reden. Man nennt zwar als allgemein herrschend die Dreifelder- und an einigen Orten (auf der

Sandhaide vielfach; in der Raabgegend) die Zweifelderwirthschaft; allein die Ordnung hierin beschränkt sich nur darauf, dass man nach einigen Jahren auf zwei oder drei Halmfrüchte eine Hackfrucht oder auch reine Brache folgen lässt. Früher war es etwas anders. Als die gemeinsame Hutweide noch da war, und als der Flurzwang noch die gemeine Stoppel- und Brachweide in Uebung erhielt, da musste sich freilich der Bauer an eine gewisse Ordnung halten. Aber seitdem die Hutweide aufgetheilt und damit auch der Weidezwang beseitigt ist, bindet sich der Bauer wenig oder gar nicht mehr an eine bestimmte Fruchtfolge. Er säet was er zu säen für zuträglich hält. Reine Brache aber hält er selten mehr; da ihm der Mais mehr einbringt und er eine Schonung des Feldes noch selten für nöthig hält. An der Theiss ist hie und da ein Abwechseln von Mais, Reps, Weizen, Sommerfrucht ohne Unterbrechung anzutreffen; ob dazu gedüngt wird, hängt von den An- und Einsichten des Landwirthes ab; nur daraus ist bei einer solchen Fruchtfolge die Düngung als das Häufigere zu vermuthen, dass der Reps bauende Landwirth gewöhnlich schon zu den „rationelleren" gehört. Freilich sind jene sorgenfreien Zeiten an den meisten Orten so gut wie vorüber, wo man ganz ohne Düngung nicht nur gute Ernten erzielte, sondern wo das Feld von einer Saat selbst zwei Ernten zog und wo sich selbst im dritten Jahre die Arbeit des Einerntens bezahlt machte. Der wilde Weizen, d. h. die Weizensaat, welche sich auf der Weizenstoppel vom Ausfall der ersten Weizenfrucht selbst säet, und so eine zweite, wenn auch geringere Ernte gibt, kommt immer noch sehr häufig vor; aber die Bedeutung, die er früher hatte, ist längst von ihm geschwunden.

Man sieht sich also zur Düngung immer mehr gezwungen. Wie stark aber die Düngung bei der Dreifelderwirthschaft sein wird, wo das Stroh der Wirthschaft und der Dünger des Viehes grösstentheils der Küche, nicht dem Boden dient, wo die Hutweide aufgebrochen ist und wo die natürlichen Wiesen so geringen Ertrag geben, wie die Folge dieser Abhandlung noch darthun wird: das möge man aus der Düngerproduction jener

Güter schliessen, welche bei dem Fruchtwechselbau die Hälfte des Bodens dem Futterbau und der Viehzucht widmen. Hiervon wird gleich die Rede sein.

Vom chemischen Standpunkte hat man gewiss Recht, wenn man die Dreifelderwirthschaft eine Raubwirthschaft nennt, sofern nicht ein ausgedehnter Weide- und Wiesengrund zu ihrer Verfügung steht. In Ungarn ist aber jedenfalls dieses Raubsystem am Schärfsten ausgeprägt: — und doch wird ihm der Nationalökonom kaum einen Vorwurf machen können, so lange der Werth der Producte den der Bodenkraft, aus welcher diese genommen sind, übersteigt.

Den Gegensatz von der Dreifelderwirthschaft nennt man Wechselwirthschaft, worunter etwa unsere Feldgraswirthschaft zu verstehen ist, und bei welcher das Feld eine Reihe von Jahren dem Futterbaue dient, zuerst als Mahdland, dann als Weide. Der Futterbau wurde seit dem Aufbruch der natürlichen Hutweide ein unabweisbares Bedürfniss, wenn man die Viehzucht nicht allzusehr reduziren wollte. Der Bauer freilich hat meistens das letztere gethan, weil ihm das Vieh kein Bedürfniss zum Betriebe seiner Landwirthschaft schien, als bloss um Wagen und Pflug zu ziehen. Der Grossgrundbesitz dagegen fühlte schon die Nothwendigkeit, des blossen Düngers willen die Viehzucht zu betreiben. Wir finden desshalb den Futterbau fast ausschliesslich auf die grössern Güter beschränkt; der Bauer hat erst recht spät angefangen, auch dem Futterbau in seiner Wirthschaft eine kleine Stelle zu gönnen.

Der Futterbau und die Weide gründet sich in der ungarischen Feldgraswirthschaft grösstentheils auf die Luzerne, da der Rothklee in der eigentlichen Ebene nicht gedeiht.

Die einzelnen Wirthschaften der grössern Güter betreiben aber nicht etwa auf ihrem ganzen Gebiete dasselbe System der Feldgraswirthschaft, sondern gewöhnlich theilen sie das Feld in zwei bis vier Schläge ein, von denen jeder ein anderes Ziel verfolgt. Im Ganzen genommen kann man sagen, dass das nächste Feld hauptsächlich dem Futterbau dient und eine bereichernde Wirthschaft führt; der zweite Ring verlegt sich vor

allem auf den Kornbau; der dritte aber liefert die künstliche Weide. Die Düngung trifft den innersten Kreis häufig, den mittlern schon seltner und den äussersten vielleicht gar nicht, so dass hier das Gebiet der Pleo-, Iso und Leiochome [1]) d. h. der sich mehrenden, gleichbleibenden oder mindernden Bodenkraft, durch die Fruchtfolge auf das deutlichste abgegränzt ist.

Zur Veranschaulichung dienen folgende Rotationen.

Mágócs 1866:

Innerer Schlag. Luzernenschlag.	Mittlerer Schlag. Repsschlag.	Aeusserer Schlag. Weideschlag.
1) Brache, $^1/_2$ schwarz, $^1/_2$ Mais	1) Brache (Grünfutter)	1) Hirse
2) Reps	2) Reps	2) Weizen
3) Weizen	3) Weizen	3) Sommerung mit Grassamen
4) Samenwicken	4) Sommerung	4) Mahd
5) Hackfrucht	5) Hackfrucht	5)—7) Hutweide.
6) Sommerung mit Luzerne	6) Weizen	
7)—12) Mahd und Weide		

Fruchtfolge zu Kéthely (Schümeger Comitat) 1854 [2]):

I.	II.	III.	IV.
1) Brache mit voller Düng.	1) = I. 1)	1) = I. 1)	1) = I. 1)
2) Reps	2) Reps	2) Weizen, Roggen	2) Weizen, Roggen
3) Weizen	3) Weizen mit Klee	3) Hafer	3) Kartoffeln
4) Kartoffeln mit $^1/_2$ Düng.	4) Kleemahd	4) Kartoffeln, $^1/_2$ Düng.	4) Gerste mit Klee
5) Gerste, Hafer mit Luzerne	5) Weide	5) Gerste mit Klee	5) Kleemahd
6) — 10) Luzerne	6) Weizen	6) Kleemahd	6) 7) 8) Weide
11) Hirse oder Mohar	7) Mais, volle Düngung	7) Weide	9) Weizen, Roggen.
12) Futtermais	8) Gerste	8) Weizen, Roggen	
	9) Roggen		
	10) Kartoffeln, Rüben		
	11) Hafer		

1) Fraas, die landwirthschaftlichen Krisen. 1866.

2) Galgóczy a. a. O. S. 382.

Fruchtfolge auf Augusthof, Herrschaft Vács (Pester Comitat) 1854[1]:

I 483 Joch	II 546 Joch	III 514 Joch
1) Brache, gedüngt 2) Reps 3) Winterung 4) Hackfrucht, halbe Düngung 5) Sommerung mit Luzerne 6) 7) 8) 9) Luzernemahd, im letzten Jahre halbe Düngung 10) Winterung 11) Hackfrucht 12) Sommerung 13) Hülsenfrüchte	1) Brache gedüngt 2) Winterung 3) Hackfrucht 4) Sommerung	1) Brache ohne Dung 2) Roggen 3) Weide

Das Verhältniss des Anbaues der einzelnen Fruchtgattungen zu einander ergibt sich aus Folgendem.

Mágócs, eingetheilt in neun Höfe, umfasst im Ganzen 31,519 kat. Joch, wovon jedoch zur Zeit (1866) 11,262 Joch in Pacht gegeben sind (660 Joch sind Deputatfelder). Davon ist Brache 1606 Joch und zwar: schwarze Brache 682, Winterroggen (zur Grünfütterung) 92, Sommerroggen (dgl.) 46, Haferwicken 698, anderlei 88 Joch.

Winterung 4720 Joch, nämlich: Winterreps 1651, Winterweizen 3069 Joch. Winterroggen als Saatfrucht fehlt, ebenso wie der Sommerroggen, um nämlich den Weizen nicht der Gefahr der Verunreinigung (Vermengung mit Roggen) auszusetzen; der Roggen wird nur zum Grünfutter gebaut.

Sommerung 2112 Joch: Sommerweizen 33 J. (um nicht aus dem Samen zu kommen, wenn etwa das Missrathen des

---

[1]) Mezei gazdaság könyve, S. 412.

Winterweizens die Frühjahrssaat sollte nöthig machen), Gerste 1036, Hafer 628, Hirse 239, Saatwicken 176 Joch.

Hackfrucht 1049 Joch: Mais (in eigner Bearbeitung) 260, dgl. (um die Hälfte oder ein Drittel) 430, Zuckermoorhirse (sorghum vulgare) 48, Rüben 311.

Futterbau 1041 Joch: Futtermais 297, Zuckermoorhirse als Futter 78, Luzerne 384, Grassamen 282, Süssklee (Esparsette) wird zur Zeit nicht angebaut.

Wiese 3666 Joch: künstliche 2586, natürliche 1080 J.

Weide 4518 Joch: künstliche 848, natürliche 3670 J.

Die Baumpflanzungen nehmen 356 Joch ein (jetzt bereits 300 Joch mehr), die Höfe und Gärten 466, die Wege und Gräben 725 Joch.

Mit Einschluss der Futtergewächse auf der Brache dienen also unter 18712 Joch landwirthschaftlich benützten Areales 10,460 Joch dem Futterbaue, 7570 Joch den Körnerfrüchten, während nur 682 Joch als schwarze Brache liegen bleiben. Die für die Gewinnung von Futter bestimmte Fläche nimmt also 56 % ein, die für den Kornbau 40,4 % und die reine Brache 3,6 %.

Das Erzeugniss von Futter auf genannten 10,460 Joch beträgt 132,205 Zentner Heuwerth (vom Joch also 12,6 Zentner); an Stroh werden 105,644 Ztr. gewonnen. Die jährliche Düngerproduction ist 418,294 Ztr. Dieser Dünger ist demnach hinreichend, um jährlich 1673 Joch mit 250 Ztr. zu versehen, wonach jedes elfte Jahr also eine kaum mittlere Düngung von 250 Ztr. auf das Joch eintreffen kann. Man gibt jedoch jährlich nur 1497 Joch die Düngung von 250 Ztr., so dass dieselbe sich nach durchschnittlich 12½ Jahren auf demselben Felde wiederholt.

Diese Ziffern sind von grosser Wichtigkeit, um die Gestaltung der ungarischen Landwirthschaft zu erklären. Sie zeigen, wie gross die Fläche für den Futterbau sein muss, wenn dieser nur halbwegs ein Resultat erzielen soll, wodurch der Boden möglichst durch gute Düngung in Kraft soll erhalten werden. Wenn man jetzt schon 56 Prozent des Feldes dem Futterbau widmen muss, wo man nur jedes elfte Jahr eine — nach unsern Be-

griffen — kaum mittlere Düngung gibt, wie viel Feld würde die Futterproduction in Anspruch nehmen, wenn man etwa jedes fünfte Jahr eine stärkere Düngung geben müsste? Die Düngererzeugung ist nun freilich in Wirklichkeit stärker, als sie in vorstehenden Ziffern vorgeführt wird; denn all jener Dung, welcher von der Herde auf die Weide fällt, kommt nicht in Berechnung; aber das ist dennoch ersichtlich, dass die ungarische Landwirthschaft zum Behufe einer gleichen Düngererzeugung eine ungleich grössere Fläche für die Futtergewinnung wird zurückbehalten müssen als wir, und dass sie dem Kornbau und den Handelsgewächsen nur einen geringern Antheil an der Fläche des Gutes wird einräumen können, wenn der Boden einmal vom Wirthe verlangt, dass Beide mit einander eine genauere Rechnung führen über ihr gegenseitiges Debet und Kredit, und wenn der Boden dem Wirth nur unter jener Bedingung Vorschüsse gewähren will, dass dieser sich bereit erklärt, diese Vorschüsse, welche er in der Gestalt von Producten erhält, in der Gestalt von Dünger dem Boden wieder zurückzugeben.

Der Grund dieser abweichenden Erscheinung ist wohl einzig in der Ungunst des ungarischen Klimas den Futtergewächsen gegenüber zu suchen. Wie uns spätere Ausführungen zeigen werden, ist die Production an Futterkräutern in Ungarn auf gleicher Fläche kaum halb so gross wie in Deutschland, so dass eine gleich starke Viehzucht die doppelte Bodenfläche zu seiner Ernährung bedarf. Die $12{,}_6$ Zentner Heuwerth, welche Mágócs auf einem Katastraljoche im Durchschnitte erzeugt, entsprechen einer Production von $7{,}_3$ Ztr. auf dem bayerischen Tagwerk oder $5{,}_6$ Ztr. vom preussischen Morgen!

Wohl nur hieraus lässt es sich erklären, warum jene ungarischen Güter, welche den künstlichen Futterbau eingeführt haben, immer nur eine sehr mässige Düngerproduction haben, wenn sie auch, wie es meistentheils der Fall ist, die volle Hälfte des Gutes zum Futterbau benutzen.

Wenn aber die Felder Ungarns erst einmal in der Bodenkraft werden nachgelassen haben, und wenn sie eine stärkere Düngung beanspruchen werden, so wird auch erforderlich sein,

dass man noch geringeren Raum jenen Früchten überlässt, welche man nicht für den Bedarf der Wirthschaft selbst produzirt: man wird entweder den Bau der Korn- und Handelsgewächse für den Markt einschränken und den Futteranbau erweitern, oder man wird jene Theile des zu verkaufenden Productes zurückbehalten müssen, welche für den Handel ihres Volumens willen eher ein Hinderniss, die aber für die Erhaltung der Fruchtbarkeit des Gutes von der grössten Wichtigkeit sind. Man wird jene landwirthschaftlichen Gewerbe noch weiter ausdehnen müssen, welche nur den Extract der landwirthschaftlichen Producte zu Markte bringen, die Hauptmasse aber auf dem Gute zurücklassen. Die Müllerei muss dem Boden die Kleie des Getreides zu erhalten suchen, die Oelfabrikation die Oelkuchen; Brennereien, Brauereien und Stärkefabriken müssen auf das gleiche Ziel hinarbeiten und einen grössern Viehstand unterhalten, welcher für den Boden eine grössere Menge Düngernahrung produzirt. Auf jenen Herrschaften der Ebene, welche sich eines weniger guten Bodens erfreuen und desshalb einer stärkern Düngung bedürfen, ist dieses bereits der Grund für das Aufkommen der landwirthschaftlichen Gewerbe, und die Minderung des Volumens bei der Versendung war schon nicht mehr der einzige und wahrscheinlich nicht einmal der Hauptzweck dieser Gewerbe.

Es ist nicht allein die Folge der extensivern Cultur, wenn wir bei dem Grossgrundbesitzer das Zugvieh so wenig zahlreich finden: einmal befindet sich der Grossgrundbesitzer noch immer in einer Art von Uebergang, wo er sich sein Zugvieh noch immer nicht etwa bloss nachziehen, sondern ganz neu heranziehen muss; mit dem Jahre 1848 stand er von der Zugkraft so gut wie ganz entblösst und die wegen Umbruchs der Hutweide immer grösser werdende Kulturfläche erforderte immer mehr Zugkräfte. Auf der andern Seite aber hat die Schwierigkeit des Futterbaues und die Unergiebigkeit desselben während der hohen Kornpreise im vorigen Jahrzehnt so viel als nur eben möglich die Viehzucht zurückgedrängt, die des Zugviehes nicht ausgenommen.

In der Herrschaft Ungarisch-Altenburg kamen 1854 auf ein paar Ochsen — nachdem das Pferd zu anderthalb Ochsen berechnet ist — $29,_4$ Joch. Bellye hatte auf den einzelnen Wirthschaften 1866 das Verhältniss von 20 bis 36 Joch auf ein paar Zugthiere. In der ganzen Herrschaft kamen, die Pferde zu $^3/_2$ Ochsen berechnet, auf ein Zweigespann mit Einschluss der Hutweide $52,_8$, ohne dieselbe 43, und mit blosser Berücksichtigung des Ackerfeldes $26,_6$ Joch. — Mágócs zählt auf ein Gespann 40 Joch, wovon 16 Joch mit Winteranbau und 16 Joch mit Sommeranbau. — Kis-Szállás hat ein Ochsengespann auf 39 oder 26 Joch, je nachdem man die Hutweide einrechnet oder nicht. — Vács (1854) mit Einrechnung der Hutweide $51,_8$ Joch u. s. w.

Wie das Verhältniss der Zugkraft auf den Bauerngütern ist, können wir nicht angeben; es scheint aber nicht viel bedeutender zu sein, wenngleich das Bauerngut sich nicht der arbeitschonenden Werkzeuge und der arbeitsparenden Maschinen erfreut, wie das grössere Gut. Die Arbeit, welche der Bauer auf seinen Acker verwendet, ist nicht nur weniger, sondern auch schlechter als jene, welche auf die grössern Wirthschaften verwandt wird. Es wird aber wohl die beste Anschauung von der Art geben, deren der Betrieb sein muss, wenn selbst im Stuhlweissenburger Comitate, welches man doch das erste in landwirthschaftlicher Beziehung zu nennen gewohnt ist, bei einzelnen Gütern auf ein paar Ochsen noch 60—70 Joch (über 100 bayer. Tagwerk) kommen.

Der Bauer thut auf seinem Felde recht wenig, weil bisher unser Herrgott für ihn geschafft hat. Er pflügt sehr oberflächlich, noch lieber pflügt er gar nicht. Mit Gottes Segen, denkt er, wachsen die Saaten auch ohne Arbeit; uud wenn er noch so viele Arbeit auf das Feld verwendet, so ist es nur Verschwendung einer theuern Kraft, wenn der Himmel ihm einen Strich durch die Rechnung macht. Ueberschwemmung, Dürre, Nässe, Frost: was soll er dagegen thun? Hiergegen ist Niemand machtloser und Niemand leidet mehr darunter als der Ungar. Und dem gegenüber erzeugt der Boden wiederum auch ohne

alle Pflege Ernten, welche die Erwartungen selbst eines fleissigen Landwirthes an anderen Orten hinter sich zurücklassen.

Die nachlässigere Bearbeitung liesse sich hiermit wohl entschuldigen, aber doch nicht ganz rechtfertigen, wenn es keine andere Rechtfertigung für dieselbe gäbe, als diese. Denn weil die Natur, über welche der Mensch noch nicht Herr ist, die Arbeit des Menschen vergeblich machen kann, so soll der Mensch desshalb nicht die Arbeit unterlassen, sondern durch Arbeit suchen die Natur unschädlich und sich dieselbe zu seiner Dienerin zu machen. Anstatt dass der Bauer sich fürchtet, zweimal anstatt einmal zu pflügen, weil er Gefahr läuft, die doppelte Arbeit umsonst gethan zu haben, wenn die Dürre z. B. die Saaten vernichtet, sollte er vielmehr dreimal und doppelt tief pflügen; dann würde er der Dürre die Kraft zum Theil entwinden, mit welcher sie jetzt unter seinen Früchten Unheil anrichtet. Wo die Natur allein arbeiten soll und der Landwirth nur zusehen und ernten will, da muss man sich auch nicht beklagen, wenn jene ganz ihrem eigenen Kopfe nachgeht. In der extensiven Wirthschaft ist die Natur überhaupt am unabhängigsten; erst bei intensiverer Kultur unterwirft sie sich dem Menschen mehr. Und wenn Ungarn dahin kommen will, von der Willkür des Klimas unabhängiger zu werden, so wird es sich einer intensivern Kultur zu befleissigen haben, wenn auch selbst dann noch hier die Natur immer eine grössere Herrschaft behalten wird, wie im westlichen Europa.

Die Sicherheit des Ertrages, das könnte unter den heutigen Verhältnissen Ungarns für manche Landwirthschaft ein grösserer Beweggrund sein, eine intensivere Kultur einzuführen, als die absolute Höhe des Ertrages.

Beim Bauern indessen ist dieser Beweggrund noch nicht recht erkannt; er freut sich noch mehr über den Segen der Natur, den er zu gerne für den Segen des Himmels hält, während er oft nur dessen Fluch ist, als über den Segen seiner eigenen Arbeit, deren Früchte immer ein Segen sind, wenn sich dieselben auch nicht in den Früchten des Feldes verkörpern,

sondern in der Heranbildung zu einem strebsamen, thätigen Volke.

Ein Vorwurf liegt indessen in der nachlässigen Bearbeitung des Feldes dann nicht, wenn die sorgfältige Arbeit sich nicht bezahlt macht. Wir glauben nun zwar fest, dass auch in Ungarn sich die Sorgfalt lohne; aber nicht minder gewiss ist, dass die Strafe der Nachlässigkeit in Ungarn nicht halb so fühlbar und der Sporn zur Sorgfalt nicht halb so anregend ist, wie dort, wo das Product werthvoller, Arbeit und Kapital aber billiger sind. Und desshalb ist hier eine Nachlässigkeit in der Bewirthschaftung auch eher zu verzeihen, wie wenn sie anderwärts vorkommt.

Die Menge der Arbeit, welche der Bauer auf seine Felder verwendet, ist gering; die Sorglosigkeit dagegen gross. Es herrscht hierin zwar die grösste Verschiedenheit je nach Gegend und Nationalität; im Ganzen aber kann man sagen, dass bei den Bauern die Hälfte aller Saaten auf die erste Furche, die andere Hälfte auf die zweite Furche kommt; das ist um so weniger, da oft so oberflächlich gepflügt wird, dass man die Arbeit mehr ein Ritzen, als ein Pflügen nennen könnte. —

Das vorzüglichste landwirthschaftliche Arbeitsvieh ist der Ochs. Der Ungar zieht ihn fast durchgängig dem Pferde vor; dieses gelangt nur dort zur Oberhand, wo das Fuhrwerk stärker betrieben wird. Aber auch hier lässt man dem Ochsen die rein landwirthschaftliche Arbeit, wo der Landwirth ein doppelartiges Gespann zu halten im Stande ist; nur der kleinere Bauer, welcher nur ein einziges Gespann besitzt, entbehrt der Ochsen, wenn er zugleich Gelegenheit hat, mit Verfahren von Waaren sich Nebenverdienst zu machen.

So vortrefflich auch der ungarische Ochs für die landwirthschaftliche Arbeit sein mag, so bleibt das Pferd für die grossen Entfernungen der Ebene dennoch unentbehrlich, da nur dieses durch seine grosse Schnelligkeit diese Entfernungen etwas mindern kann. In Ungarn kann man kaum zu Fuss von einem Orte zum andern gehen; man würde nicht ans Ende kommen; desshalb ist das Pferd für jeden ein Bedürfniss, welcher nur

zwischen den nächsten Ortschaften häufiger zu verkehren hat. Selbst der Feldhüter sitzt meistens zu Pferde, und den Beerdigungen wohnt man zu Wagen bei.

Auf diesen persönlichen Gebrauch beschränkt sich aber auch die Verwendung des Pferdes neben den Landfuhren meistentheils. Die Landwirthschaft gehört dem Ochsen, wo nur die weite Entfernung des Feldes es zulässt, was bei den vielen grossen Markungen, wo die Tanya noch fehlt, nicht immer der Fall ist, und wo das Schaf die Gulya, aus welcher das Zugvieh sich ergänzt, nicht allzusehr verdrängt hat, wie z. B. in Gross-Kumanien.

Während der Ungar den Ochsen hält, wo er kann, sucht ihn der Deutsche in Ungarn durch das Pferd auch in der Landwirthschaft zu ersetzen, wo es möglich ist. Der Deutsche gibt dem Ochsen fast nie den Vorzug. Das Banat, die Bácska und das Land zwischen Donau und Drau pflegen das Pferd mehr.

Der Wallache, Ruthene und Slovak dagegen hält es wiederum mit dem Ochsen [1]. —

Wenn man den landwirthschaftlichen Betrieb der ungarischen Ebene nach dem Betriebe der grossen Güter allein bemessen wollte, so würde man ihn nicht recht beurtheilen, noch weniger aber dann, wenn man voraussetzen wollte, dass selbst bei den grössern Gütern durchgängig jener Betrieb Platz gegriffen habe, wie wir ihn im Vorhergehenden hauptsächlich geschildert haben. Der Futterbau bildet in jener Ausdehnung, in welcher wir ihn auf den genannten Gütern kennen gelernt haben, mit andern Gütern noch immer eine Ausnahme, und der Getreidebau ist bei den meisten Wirthschaften noch in

---

1) Cslapovics, Gemälde etc. II, 116: „Die Bespannung des Slovaken sind 2 Ochsen und 2 Pferde, des Magyaren 4 Pferde (oft 8) oder 6 starke Ochsen, des Deutschen und oedenburger Kroaten 2 starke Pferde, des eisenburger Kroaten 2 auch 3 Kühe, des Ruthenen 2, des Raazen 6 Kälber, des Wlachen eine kleine Herde (6—18) schlechter Pferde. Der Jude lässt sich von 2 alten hinkenden Schindmähren weiter schleppen; der Zigeuner spannt ein Skelett vor oder reitet es."

nahezu ausschliesslicher Herrschaft. Besonders gilt dieses von den Bauernwirthschaften. Für die Viehnahrung ist hier nur in den natürlichen Wiesen und Weiden und im Strohe des Getreides etwas gesorgt, und innerhalb dieser Grenzen ist auch die Viehzucht eingeschränkt. Die Düngerproduction muss hierbei gering sein und die dem Felde wirklich zurückgegebenen Düngstoffe sind noch geringer, da die Feuerung viel vorwegnimmt, und die schlechten Wege wie die grosse Entfernung des Feldes vom Hofe die Düngung so häufig verbieten. War doch vor zehn Jahren noch im Banat die einzige Verwerthung der Oelkuchen nicht die Verfütterung, sondern die Feuerung[1])! Vielleicht ist sie es hie und da heute noch!

Die Aussaugung des Bodens aber wird eine andere Art der Wirthschaft nöthig machen, und wird eine grössere Viehhaltung, einen grössern Futterbau zur Grundlage der ganzen Landwirthschaft machen. Die Güter, welche heute noch vereinzelt in der ausgedehnten Futterproduction dastehen, werden in Kurzem die Regel bilden. Und desshalb hat der jetzt noch vereinzelt stehende Futterbau für die Landwirthschaft der Ebene eine grössere Bedeutung, als die Masse jener Wirthschaften, welche eine Kornfrucht nach der andern aus dem Boden ziehen; denn er wird die Landwirthschaft der nächsten Zukunft sein.

Die Bedeutung der grossen Güter, die wir gewiss nicht verkennen, zeigt sich hier in ihrem besten Lichte. Wenn wir unsererseits auch immer noch bezweifeln, dass der ausgedehntere Futterbau sich im vorigen Jahrzehnte so gelohnt hat, wie bei den damaligen hohen Getreidepreisen der Kornbau, und dass demgemäss die stärkere Futterproduction wirthschaftlich rationell war: — so können wir dennoch nicht läugnen, dass diese, wenngleich vom Privatstandpunkte aus weniger rationelle Wirthschaft, dennoch für das Land den grössten Segen bringen wird und zum Theil bereits gebracht hat. Der Grossgrundbesitzer hat das Risico auf sich genommen; er hat alle Versuche durch-

---

1) Bericht der Temesvarer Handelskammer in den „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 1862.“ S. 53.

gemacht, und jetzt, wo das ganze Land von den Verhältnissen des Bodens und des Marktes gezwungen wird, den Futterbau allgemeiner einzuführen, kann dieses sich die Erfahrungen zu Nutze machen, welche die grossen Güter bereits seit einem und mehr Jahrzehnten gesammelt haben; es kann die neue Wirthschaft auf ein bereits erprobtes Verfahren mit Sicherheit gründen, und es wird sich jenes Lehrgeld ersparen, welches sonst immer bezahlt werden muss, und welches nicht nur an und für sich bitter ist, sondern auch die Einführung der Verbesserung, selbst der nöthigen Verbesserung, um Jahre und Jahrzehnte hinausschiebt.

Wenn die grossen Güter der ungarischen Ebene erst dann angefangen hätten den Futterbau in dem heutigen Masse einzuführen, als dieser sich bereits besser zu rentiren begann, wie der Kornbau, zu Ende der fünfziger Jahre etwa, oder erst dann, nachdem das erschöpfte Feld mit heiserer Stimme nach stärkerer Düngernahrung geschrieen hätte — wenn der Futterbau erst mit dieser Zeit auf den grössern Gütern in Aufschwung gekommen wäre, so wäre das für diese Güter selbst freilich der rechte Zeitpunkt gewesen, für das Land aber wäre das viel zu spät, und es würde sich die allgemeine Einführung desselben gewiss um ein ganzes Jahrzehnt später vollziehen, wie es jetzt zu erwarten steht, nachdem nicht nur das Misstrauen über das Gelingen des Futterbaues bereits vollständig beseitigt ist, sondern auch schon der Weg gezeigt ist, auf welchem man mit der grössten Sicherheit und dem grössten Erfolge dessen Zwecke erreichen kann.

Das ist und das soll die Bedeutung der grossen Güter für die Wirthschaft eines Landes sein — ihre soziale Bedeutung muss an einem andern Orte gewürdigt werden, — dass dieselben der Landwirthschaft des Landes immer um ein paar Schritte voraus sind, dass sie immer um einige Jahre weiter sind, als die kleinern Güter. Die grossen Güter müssen für diese letztern die Zweckmässigkeit der neuen Einrichtungen erproben; sie müssen ihnen als Lehrer dienen und sie auf die zukünftigen Aenderungen im Betriebe der Landwirthschaft hinweisen und vorbereiten.

Wäre nur die Kluft zwischen dem Volke und dem Grossgrundbesitzer nicht allzugross, oder gäbe es in einer zahlreichern Vertretung der mittlern Güter nur eine bessere Ueberbrückung dieser Kluft! Um eine Wirthschaft von 100 und 200 Joch wird sich der Bauer gewiss kümmern, ihre Einrichtungen mit Interesse beobachten und das, was sich dort nützlich erzeigt, auch bei sich anzuwenden streben. Der mittlere Grundbesitzer wird seinerseits ebenso aufmerksam auf die Vorgänge bei den grössern Gütern sein, und so wird das Zweckmässige bald zwischen der grössten Herrschaft und dem bescheidensten Bauern vermittelt sein. Wie aber sieht der Bauer die Bewirthschaftung der über Quadratmeilen gebietenden Herrschaft an? Entweder kümmert sie ihn gar nicht, weil er von vorneherein denkt, was die grosse Herrschaft könne, sei ihm ja doch nicht möglich; oder wenn er sie ansieht, so ist es in einer Anwandlung, wo sich blosse Neugier und Neid gegenseitig die Wage halten, wo aber von einem ernsteren Interesse, von einem Trieb zur Nachahmung keine Spur ist. Belehrung und Nutzen liegt nur wenig in dem Beispiele, welches eine grosse Herrschaft den Zwergbauern gibt.

Man klagt so sehr über die Indolenz des ungarischen Bauers, und der Ungar selbst thut es am meisten. Wir müssen gestehen, dass wir ihn nicht indolenter gefunden haben, wie in Deutschland in den meisten Gegenden auch. Indolenz nennen wir aber noch nicht, wenn der Bauer nicht düngt, so lange der Gewinn aus der Düngung noch nicht sichtbar, so lange er oft selbst noch zweifelhaft ist. Indolenz nennen wir auch nicht, wenn der Bauer sein Feld nur oberflächlich bearbeitet, wenn der Gewinn aus der bessern Bearbeitung noch nicht gross genug ist, um den Mehraufwand zu lohnen und einen verlockenden Ueberschuss zu gewähren. Noch weniger ist es indolent, wenn der Bauer an seinem hölzernen Froschkopf hängt und nicht zum eisernen Pfluge greift, so lange er in der Umgegend weit und breit noch keinen Schmied findet, welcher ihm die nöthigen Reparaturen besorgen könnte.

So weit wir mit dem ungarischen Bauern in Berührung gekommen sind, haben wir in ihm einen recht gelehrigen, selbst

strebsamen Landwirth gefunden [1]), von dem sich wohl erwarten lässt, dass er Willens- und Thatkraft genug besitzen werde, um auch die schwierigsten Hindernisse zu überwinden. Aber man muss ihm zeigen, dass Dieses oder Jenes wirklich ein zu besiegendes Hinderniss ist, und dass dessen Beseitigung innerhalb der Grenzen des Möglichen liege. Wer aber soll das thun? Wer soll ihm sagen und durch die That beweisen, dass auch der Bauer mit dem grössten Nutzen anstatt des hölzernen Pfluges und der hölzernen Egge sich eiserner Werkzeuge bedienen könne, dass auch der Bauer mit einer Dreschmaschine viel mehr ausrichten könne, als wenn er sein Getreide mit den Ochsen und Pferden austritt? Der fehlt ja gerade, der ihm dieses sagen könnte und sagen sollte, der Mittelstand in der Landwirthschaft, welcher die Einsicht hat und welcher auch bei dem Bauern das Ansehen geniesst und doch demselben nahe genug steht, um dem Bauern und seiner natürlichen Indolenz nicht den Einwurf möglich zu machen, dass die Verhältnisse des mittlern Grundbesitzers von denen des Bauers allzu verschieden seien, um die Nachahmung räthlich zu machen. —

Die grossen Güter in Ungarn aber erfüllen ihre Aufgabe ganz und gar, und wir möchten die Behauptung, welche wir oben machten, hier keineswegs abgeschwächt wiederholen, dass in der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur Oekonomie, sondern auch Patriotismus, und oft nur der letztere, gesucht wird. Dadurch machen die grossen Güter den Schaden wieder gut, den sie auf der andern Seite verursachen, indem sie eine dichtere Bevölkerung im Lande verhindern.

Sie erzielen durchweg von der gleichen Anbaufläche einen höhern Ertrag als das Bauernfeld [2]), weil sie bessere Werkzeuge

1) Besonders können wir dieses von dem Csongráder Comitat sagen. Wir fanden sogar eine seltene Bildung unter den Bauern. Eine kleine landwirthschaftliche Bibliothek ist bei dem Bauer von Vásárhely gar nichts Seltenes. Sogar etwas Latein — kein Deutsch — haben wir von dortigen Bauern gehört.

2) Freilich ist die Gesammtproduction an Getreide eine geringere von der ganzen Gutsfläche, weil nur ein geringerer Theil mit Körnerfrüchten pflegt

haben und mehr Arbeit auf das Feld und die Frucht verwenden. Jetzt kann man in manchen Fällen noch zweifelhaft sein, ob sich die grössere Arbeit durch den grössern Ertrag bezahlt macht; aber über kurz oder lang wird die Zeit kommen, wo sie sich nicht bloss lohnt, sondern wo sie nicht mehr wird zu umgehen sein. Wenn die Zeit aber einmal für den Landwirth kommen wird, so hat ihm die jahrelange Praxis auf den Feldern der grossen Güter bereits gezeigt, w i e er verfahren muss, um mit den geringsten Mitteln den grössten und sichersten Mehrertrag zu erzielen.

Die Voraussetzung der grössern Production auf den grössern Gütern ist so allgemein, dass z. B. die Herrschaft Ungarisch-Altenburg den Erntearbeitern einen geringern Antheil am Ertrage zu gewähren braucht, wie die Bauerngüter, da die Fechsung auf einem gleichen Flächenraume dort bedeutend grösser ist, so dass auf den Arbeiter dennoch ein absolut grösserer Antheil fällt, wenn er auch relativ geringer ist. — Zu Mágócs war in den Jahren 1850—1857 die Production der herrschaftlichen Felder, welche in eigener Bewirthschaftung waren, gegenüber den Feldern der Theilbauern durchschnittlich grösser, und zwar bei dem Reps um $3,_9$ Metzen vom Joch, bei dem Weizen um $9,_4$ M., bei der Halbfrucht um $4,_1$ M., Gerste $2,_6$, Hafer $4,_7$, Hirse $0,_7$, bei Mais um die Halbscheid $6,_1$ M., bei Mais im Drittelbau um $1,_4$ Metzen. — Die Herrschaft Vács gibt das sechste und siebente Korn, während die umliegenden Bauernfelder nur das fünfte liefern. Und während der Weizen der Herrschaft Gödöllö 86pfündig, der Roggen 81pfündig und die Gerste 70pfündig ist, wiegt die Frucht im Comitate überhaupt nur 85, bez. 77, bez. $67,_5$ Pfund [1]).

Wie die grossen Güter für das Land die Bahn brechen in der P r o d u c t i o n, so thun sie es nicht minder in der Aufsuchung von A b s a t z p l ä t z e n. Man sagt z. B. wohl leicht, das

---

angebaut zu werden, wie bei einer gleichen Fläche Bauernfelder. Es besteht demnach kein Widerspruch zwischen dem hier und dem oben S. 102 Gesagten.

1) Stat. Közlem. II, S. 17 (G l a t t e r, das Comitat Pest-Pillis).

strebsamen Landwirth gefunden [1]), von dem sich wohl erwarten lässt, dass er Willens- und Thatkraft genug besitzen werde, um auch die schwierigsten Hindernisse zu überwinden. Aber man muss ihm zeigen, dass Dieses oder Jenes wirklich ein zu besiegendes Hinderniss ist, und dass dessen Beseitigung innerhalb der Grenzen des Möglichen liege. Wer aber soll das thun? Wer soll ihm sagen und durch die That beweisen, dass auch der Bauer mit dem grössten Nutzen anstatt des hölzernen Pfluges und der hölzernen Egge sich eiserner Werkzeuge bedienen könne, dass auch der Bauer mit einer Dreschmaschine viel mehr ausrichten könne, als wenn er sein Getreide mit den Ochsen und Pferden austritt? Der fehlt ja gerade, der ihm dieses sagen könnte und sagen sollte, der Mittelstand in der Landwirthschaft, welcher die Einsicht hat und welcher auch bei dem Bauern das Ansehen geniesst und doch demselben nahe genug steht, um dem Bauern und seiner natürlichen Indolenz nicht den Einwurf möglich zu machen, dass die Verhältnisse des mittlern Grundbesitzers von denen des Bauers allzu verschieden seien, um die Nachahmung räthlich zu machen. —

Die grossen Güter in Ungarn aber erfüllen ihre Aufgabe ganz und gar, und wir möchten die Behauptung, welche wir oben machten, hier keineswegs abgeschwächt wiederholen, dass in der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur Oekonomie, sondern auch Patriotismus, und oft nur der letztere, gesucht wird. Dadurch machen die grossen Güter den Schaden wieder gut, den sie auf der andern Seite verursachen, indem sie eine dichtere Bevölkerung im Lande verhindern.

Sie erzielen durchweg von der gleichen Anbaufläche einen höhern Ertrag als das Bauernfeld [2]), weil sie bessere Werkzeuge

---

1) Besonders können wir dieses von dem Csongráder Comitat sagen. Wir fanden sogar eine seltene Bildung unter den Bauern. Eine kleine landwirthschaftliche Bibliothek ist bei dem Bauer von Vásárhely gar nichts Seltenes. Sogar etwas Latein — kein Deutsch — haben wir von dortigen Bauern gehört.

2) Freilich ist die Gesammtproduction an Getreide eine geringere von der ganzen Gutsfläche, weil nur ein geringerer Theil mit Körnerfrüchten pflegt

haben und mehr Arbeit auf das Feld und die Frucht verwenden. Jetzt kann man in manchen Fällen noch zweifelhaft sein, ob sich die grössere Arbeit durch den grössern Ertrag bezahlt macht; aber über kurz oder lang wird die Zeit kommen, wo sie sich nicht bloss lohnt, sondern wo sie nicht mehr wird zu umgehen sein. Wenn die Zeit aber einmal für den Landwirth kommen wird, so hat ihm die jahrelange Praxis auf den Feldern der grossen Güter bereits gezeigt, wie er verfahren muss, um mit den geringsten Mitteln den grössten und sichersten Mehrertrag zu erzielen.

Die Voraussetzung der grössern Production auf den grössern Gütern ist so allgemein, dass z. B. die Herrschaft Ungarisch-Altenburg den Erntearbeitern einen geringern Antheil am Ertrage zu gewähren braucht, wie die Bauerngüter, da die Fechsung auf einem gleichen Flächenraume dort bedeutend grösser ist, so dass auf den Arbeiter dennoch ein absolut grösserer Antheil fällt, wenn er auch relativ geringer ist. — Zu Mágócs war in den Jahren 1850—1857 die Production der herrschaftlichen Felder, welche in eigener Bewirthschaftung waren, gegenüber den Feldern der Theilbauern durchschnittlich grösser, und zwar bei dem Reps um $3,_{9}$ Metzen vom Joch, bei dem Weizen um $9,_{4}$ M., bei der Halbfrucht um $4,_{1}$ M., Gerste $2,_{6}$, Hafer $4,_{7}$, Hirse $0,_{7}$, bei Mais um die Halbscheid $6,_{1}$ M., bei Mais im Drittelbau um $1,_{4}$ Metzen. — Die Herrschaft Vács gibt das sechste und siebente Korn, während die umliegenden Bauernfelder nur das fünfte liefern. Und während der Weizen der Herrschaft Gödöllö 86pfündig, der Roggen 81pfündig und die Gerste 70pfündig ist, wiegt die Frucht im Comitate überhaupt nur 85, bez. 77, bez. $67,_{5}$ Pfund [1]).

Wie die grossen Güter für das Land die Bahn brechen in der Production, so thun sie es nicht minder in der Aufsuchung von Absatzplätzen. Man sagt z. B. wohl leicht, das

angebaut zu werden, wie bei einer gleichen Fläche Bauernfelder. Es besteht demnach kein Widerspruch zwischen dem hier und dem oben S. 102 Gesagten.

1) Stat. Közlem. II, S. 17 (Glatter, das Comitat Pest-Pillis).

strebsamen Landwirth gefunden [1]), von dem sich wohl erwarten lässt, dass er Willens- und Thatkraft genug besitzen werde, um auch die schwierigsten Hindernisse zu überwinden. Aber man muss ihm zeigen, dass Dieses oder Jenes wirklich ein zu besiegendes Hinderniss ist, und dass dessen Beseitigung innerhalb der Grenzen des Möglichen liege. Wer aber soll das thun? Wer soll ihm sagen und durch die That beweisen, dass auch der Bauer mit dem grössten Nutzen anstatt des hölzernen Pfluges und der hölzernen Egge sich eiserner Werkzeuge bedienen könne, dass auch der Bauer mit einer Dreschmaschine viel mehr ausrichten könne, als wenn er sein Getreide mit den Ochsen und Pferden austritt? Der fehlt ja gerade, der ihm dieses sagen könnte und sagen sollte, der Mittelstand in der Landwirthschaft, welcher die Einsicht hat und welcher auch bei dem Bauern das Ansehen geniesst und doch demselben nahe genug steht, um dem Bauern und seiner natürlichen Indolenz nicht den Einwurf möglich zu machen, dass die Verhältnisse des mittlern Grundbesitzers von denen des Bauers allzu verschieden seien, um die Nachahmung räthlich zu machen. —

Die grossen Güter in Ungarn aber erfüllen ihre Aufgabe ganz und gar, und wir möchten die Behauptung, welche wir oben machten, hier keineswegs abgeschwächt wiederholen, dass in der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur Oekonomie, sondern auch Patriotismus, und oft nur der letztere, gesucht wird. Dadurch machen die grossen Güter den Schaden wieder gut, den sie auf der andern Seite verursachen, indem sie eine dichtere Bevölkerung im Lande verhindern.

Sie erzielen durchweg von der gleichen Anbaufläche einen höhern Ertrag als das Bauernfeld [2]), weil sie bessere Werkzeuge

---

1) Besonders können wir dieses von dem Csongráder Comitat sagen. Wir fanden sogar eine seltene Bildung unter den Bauern. Eine kleine landwirthschaftliche Bibliothek ist bei dem Bauer von Vásárhely gar nichts Seltenes. Sogar etwas Latein — kein Deutsch — haben wir von dortigen Bauern gehört.

2) Freilich ist die Gesammtproduction an Getreide eine geringere von der ganzen Gutsfläche, weil nur ein geringerer Theil mit Körnerfrüchten pflegt

haben und mehr Arbeit auf das Feld und die Frucht verwenden. Jetzt kann man in manchen Fällen noch zweifelhaft sein, ob sich die grössere Arbeit durch den grössern Ertrag bezahlt macht; aber über kurz oder lang wird die Zeit kommen, wo sie sich nicht bloss lohnt, sondern wo sie nicht mehr wird zu umgehen sein. Wenn die Zeit aber einmal für den Landwirth kommen wird, so hat ihm die jahrelange Praxis auf den Feldern der grossen Güter bereits gezeigt, wie er verfahren muss, um mit den geringsten Mitteln den grössten und sichersten Mehrertrag zu erzielen.

Die Voraussetzung der grössern Production auf den grössern Gütern ist so allgemein, dass z. B. die Herrschaft Ungarisch-Altenburg den Erntearbeitern einen geringern Antheil am Ertrage zu gewähren braucht, wie die Bauerngüter, da die Fechsung auf einem gleichen Flächenraume dort bedeutend grösser ist, so dass auf den Arbeiter dennoch ein absolut grösserer Antheil fällt, wenn er auch relativ geringer ist. — Zu Mágócs war in den Jahren 1850—1857 die Production der herrschaftlichen Felder, welche in eigener Bewirthschaftung waren, gegenüber den Feldern der Theilbauern durchschnittlich grösser, und zwar bei dem Reps um $3,_9$ Metzen vom Joch, bei dem Weizen um $9,_4$ M., bei der Halbfrucht um $4,_1$ M., Gerste $2,_6$, Hafer $4,_7$, Hirse $0,_7$, bei Mais um die Halbscheid $6,_1$ M., bei Mais im Drittelbau um $1,_4$ Metzen. — Die Herrschaft Vács gibt das sechste und siebente Korn, während die umliegenden Bauernfelder nur das fünfte liefern. Und während der Weizen der Herrschaft Gödöllö 86pfündig, der Roggen 81pfündig und die Gerste 70pfündig ist, wiegt die Frucht im Comitate überhaupt nur 85, bez. 77, bez. $67,_5$ Pfund [1]).

Wie die grossen Güter für das Land die Bahn brechen in der Production, so thun sie es nicht minder in der Aufsuchung von Absatzplätzen. Man sagt z. B. wohl leicht, das

---

angebaut zu werden, wie bei einer gleichen Fläche Bauernfelder. Es besteht demnach kein Widerspruch zwischen dem hier und dem oben S. 102 Gesagten.

1) Stat. Közlem. II, S. 17 (Glatter, das Comitat Pest-Pillis).

strebsamen Landwirth gefunden [1]), von dem sich wohl erwarten lässt, dass er Willens- und Thatkraft genug besitzen werde, um auch die schwierigsten Hindernisse zu überwinden. Aber man muss ihm zeigen, dass Dieses oder Jenes wirklich ein zu besiegendes Hinderniss ist, und dass dessen Beseitigung innerhalb der Grenzen des Möglichen liege. Wer aber soll das thun? Wer soll ihm sagen und durch die That beweisen, dass auch der Bauer mit dem grössten Nutzen anstatt des hölzernen Pfluges und der hölzernen Egge sich eiserner Werkzeuge bedienen könne, dass auch der Bauer mit einer Dreschmaschine viel mehr ausrichten könne, als wenn er sein Getreide mit den Ochsen und Pferden austritt? Der fehlt ja gerade, der ihm dieses sagen könnte und sagen sollte, der Mittelstand in der Landwirthschaft, welcher die Einsicht hat und welcher auch bei dem Bauern das Ansehen geniesst und doch demselben nahe genug steht, um dem Bauern und seiner natürlichen Indolenz nicht den Einwurf möglich zu machen, dass die Verhältnisse des mittlern Grundbesitzers von denen des Bauers allzu verschieden seien, um die Nachahmung räthlich zu machen. —

Die grossen Güter in Ungarn aber erfüllen ihre Aufgabe ganz und gar, und wir möchten die Behauptung, welche wir oben machten, hier keineswegs abgeschwächt wiederholen, dass in der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur Oekonomie, sondern auch Patriotismus, und oft nur der letztere, gesucht wird. Dadurch machen die grossen Güter den Schaden wieder gut, den sie auf der andern Seite verursachen, indem sie eine dichtere Bevölkerung im Lande verhindern.

Sie erzielen durchweg von der gleichen Anbaufläche einen höhern Ertrag als das Bauernfeld [2]), weil sie bessere Werkzeuge

---

1) Besonders können wir dieses von dem Csongráder Comitat sagen. Wir fanden sogar eine seltene Bildung unter den Bauern. Eine kleine landwirthschaftliche Bibliothek ist bei dem Bauer von Vásárhely gar nichts Seltenes. Sogar etwas Latein — kein Deutsch — haben wir von dortigen Bauern gehört.

2) Freilich ist die Gesammtproduction an Getreide eine geringere von der ganzen Gutsfläche, weil nur ein geringerer Theil mit Körnerfrüchten pflegt

haben und mehr Arbeit auf das Feld und die Frucht verwenden. Jetzt kann man in manchen Fällen noch zweifelhaft sein, ob sich die grössere Arbeit durch den grössern Ertrag bezahlt macht; aber über kurz oder lang wird die Zeit kommen, wo sie sich nicht bloss lohnt, sondern wo sie nicht mehr wird zu umgehen sein. Wenn die Zeit aber einmal für den Landwirth kommen wird, so hat ihm die jahrelange Praxis auf den Feldern der grossen Güter bereits gezeigt, *wie* er verfahren muss, um mit den geringsten Mitteln den grössten und sichersten Mehrertrag zu erzielen.

Die Voraussetzung der grössern Production auf den grössern Gütern ist so allgemein, dass z. B. die Herrschaft Ungarisch-Altenburg den Erntearbeitern einen geringern Antheil am Ertrage zu gewähren braucht, wie die Bauerngüter, da die Fechsung auf einem gleichen Flächenraume dort bedeutend grösser ist, so dass auf den Arbeiter dennoch ein absolut grösserer Antheil fällt, wenn er auch relativ geringer ist. — Zu Mágócs war in den Jahren 1850—1857 die Production der herrschaftlichen Felder, welche in eigener Bewirthschaftung waren, gegenüber den Feldern der Theilbauern durchschnittlich grösser, und zwar bei dem Reps um $3,_9$ Metzen vom Joch, bei dem Weizen um $9,_4$ M., bei der Halbfrucht um $4,_1$ M., Gerste $2,_6$, Hafer $4,_7$, Hirse $0,_7$, bei Mais um die Halbscheid $6,_1$ M., bei Mais im Drittelbau um $1,_4$ Metzen. — Die Herrschaft Vács gibt das sechste und siebente Korn, während die umliegenden Bauernfelder nur das fünfte liefern. Und während der Weizen der Herrschaft Gödöllö 86pfündig, der Roggen 81pfündig und die Gerste 70pfündig ist, wiegt die Frucht im Comitate überhaupt nur 85, bez. 77, bez. $67,_5$ Pfund [1]).

Wie die grossen Güter für das Land die Bahn brechen in der *Production*, so thun sie es nicht minder in der Aufsuchung von *Absatzplätzen*. Man sagt z. B. wohl leicht, das

---

angebaut zu werden, wie bei einer gleichen Fläche Bauernfelder. Es besteht demnach kein Widerspruch zwischen dem hier und dem oben S. 102 Gesagten.

1) Stat. Közlem. II, S. 17 (*Glatter*, das Comitat Pest-Pillis).

Land müsse sich vom Getreidebau abwenden und sich stärker auf die Production von Handelsgewächsen, wie Hanf, Hopfen u. s. w. verlegen. Der Bauer aber bleibt bei dergleichen Aufmunterungen und Ermahnungen sehr unbewegt, und wenn man ihm noch so klar und deutlich bewiesen hat, dass er von der Erzeugung andersartiger Producte den grössten Nutzen habe, und wenn man ihm noch so deutlich die Anweisung gibt, auf welche Weise er die neue Kultur auszuführen habe, so bleibt er nichts desto weniger kalt und man wundert sich, dass er nicht warm werden will. Wie sollte es aber anders sein? Gesetzt einmal, die Hopfenkultur gebe selbst den zehnfachen Ertrag von der gleichen Bodenfläche wie der Weizenbau. Das wäre allerdings verlockend zu dessen Anbau. Vorausgesetzt auch, der Bauer wisse durchaus die Hopfenpflanzung aufs beste zu behandeln; auch habe er das hinreichende Kapital zur Verfügung, um die nöthigen Anlagen zu machen. Der meiste Mann wird sich dennoch nicht verleiten lassen, darauf hin Hopfen anzubauen. Ungarn hat nur eine sehr geringe inländische, lokale Consumtion. Der vorzüglichste Absatz ist im Auslande zu suchen. Soll nun der Bauer sich darum bemühen, sich im Auslande einen Abnehmer zu suchen? Und wenn er einen gefunden hat, wird er diesem drohen können, dass er einen andern Kunden suchen werde, wenn er von dem ersten nicht den gehörigen Preis erhalte? Das wird der Bauer nicht können und nicht einmal wollen.

Anders ist es bei den grossen Herrschaften. Diese können alle Conjuncturen des Marktes sich zu Nutze machen; sie können Abnehmer ihrer Producte in allen Ländern aufsuchen und brauchen sich viel seltener willkürliche Nothpreise gefallen zu lassen. Die grossen Güter können den Producten des Landes mit viel geringerer Mühe den Weg ins Ausland bahnen, während der Bauer so viel wie nichts dazu thun kann, und der vermittelnde Handel immer nur das halbe Interesse für die Sache hat, wie wenn Kaufmann und Produzent in einer Person vereinigt sind. Wenn der Kaufmann allein die Productiou und die Consumtion vermittelt, so wird die Production sich viel lang-

samer den Wünschen des Consumenten mundgerecht machen; und wenn der Gewinn für Handel schwindet, so wird auch die Vermittlung aufhören und die Production mit ihr. Warum kennt man die ungarischen Weine nur dem Namen nach, und warum trinkt man keine im Auslande? Der Hanfbau in der Bácska mag bei den Bauern gerade so gut betrieben werden, wie auf den grossen Gütern, aber nur diese letztern geben ihm den Ruf im Auslande und die grosse Exportfähigkeit des Productes. — Der Bauernweizen, welcher so häufig mit Roggen vermengt ist, und bei welchem die Reinigung oft nicht einmal von dem guten Willen des Bauern zeigt, ihn zu säubern, würde wohl auch angekauft worden sein, wenn andere Länder nicht verhungern wollten; allein wo man nicht eben hungrig war, da hätte man ihn auch nicht so sehr gesucht, dass Ungarn auf seinen Getreideexport grosse Hoffnungen hätte bauen können, und schwerlich würde der ungarische Weizen auf dem europäischen Markte jene Erfolge errungen haben, deren er sich jetzt erfreut, wenn nicht die grossen Güter durch ihre bessere und ansprechendere Waare den Markt für sich gewonnen hätten. Diese haben die Waare marktgerecht gemacht und dem Export den Weg gebahnt und erweitert. —

Wir haben schon häufiger Gelegenheit zu der Bemerkung genommen, dass die ungarische Landwirthschaft in ihrem Betriebe nichts Regelmässiges, sondern viel Sprung- und Stossweises habe. Schon die Naturverhältnisse leiten dazu hin. Wenn es regnet oder geregnet hat, so hat die ungarische Landwirthschaft Feiertag; denn das Feld ist so gut wie unnahbar, und Arbeiten unter Dach sind bei jener eine Seltenheit. Die Zeit zum Pflügen ist eigentlich nur die Uebergangszeit von der Winterfeuchtigkeit zur Sommerdürre; hier kommt es darauf an, den rechten Moment zu benutzen. Wer zu früh beginnt, gräbt sich im Schmutz zu und leistet nichts; wer aber zu lange wartet, und erst auf dem ausgedörrten Boden mit seinem Pfluge arbeitet, der wird ihn allzu widerspänstig finden. Sobald wie im Frühjahr die Erde aufgeweicht ist, muss man

bedacht sein, ihr die Frühjahrssaat zu geben, damit sie noch vor dem Eintritt der Sommerdürre sich gehörig entfalten könne. Man kann desshalb kaum eilig genug mit Pflügen und Säen sein. Mit dem Mai hört die Bearbeitungsfähigkeit des Bodens auf; desshalb muss in diesem Monate bereits die Brache bearbeitet werden. So häuft sich im Frühlinge die Arbeit auf eine kurze Spanne Zeit zusammen, und dieses Zusammendrängen der Arbeit macht eine grössere Anzahl von Zugvieh erforderlich, als wenn man die Bestellung des Feldes auf eine längere Zeit vertheilen könnte. Zu Ende Juni und Anfang Juli beginnt die Ernte, und zwar drängt sich auch diese auf die kurze Zeit von dreieinhalb bis vier Wochen zusammen. Der August beschäftigt schon wieder den Pflug; man säet den Reps schon wieder, und im September und October folgt die Aussaat des Weizens und Roggens. Gegen Ende August oder Anfang September wird die Rübe und die Kartoffel eingeheimst. Im October reift der Mais. Dann aber beginnen die grossen Ferien der Landwirthschaft; die kleinen fallen zwischen Frühlingssaat und Ernte. Saat und Ernte ist fast noch die einzige Arbeit des Bauers; das ist die Zeit, wo ihm die Arbeit über den Kopf wachsen will; dafür hat er aber auch in der übrigen Zeit um so ungestörtere Ruhe.

Wo der Landwirth vom blossen Getreide abgegangen ist und sich dem Futterbaue und den Handelsgewächsen zugewandt hat, da vertheilt sich die Arbeit schon viel besser über das Jahr, und die Sprünge von der Ueberanstrengung zur Unthätigkeit sind weniger schroff. Die Oekonomie der Arbeitskraft leidet unter dem ausschliesslichen Kornbau bedeutend, zumal das Land keine andere Beschäftigung gewährt als im Ackerbau. —

Zum Schluss lassen wir noch einige Ziffern über den Werth des Bodens und seine Schwankungen folgen. Vor dem Jahre 1848 war natürlich ein grosser Unterschied zwischen dem Werthe jenes Bodens, welcher Unterthanengrund war, dessen Besitzer also für die Grundherrschaft Robot leisten musste, und dem Werthe des herrschaftlichen Feldes, welchem jene Robot-

dienste zu Gute kamen. Nur das hatten beide Felder mit einander gemein, dass ihr Werth sehr niedrig war. In den bessern Landstrichen an der Theiss galt vor 1848 ein ungarisches Joch (zu 1100 □Kl.) Bauernfeld nicht mehr als 20—25 Gulden C.M., herrschaftliches Feld 40 fl. Die Befreiung des Bodens gab dem vormaligen Unterthanenfelde gleichen Werth mit dem des Gutsherrn; aber es verdoppelte sich nicht bloss, um den Werth des alten Herrschaftsfeldes zu erreichen, sondern es verfünf- und versiebenfachte sich. Zu Anfang der fünfziger Jahre stand der Preis des Joches auf 100 bis 120 fl., Herrschafts- wie Bauernfeld. Die Preise des Getreides hatten sich fast verdoppelt [1]). Der reine Ertrag mochte sich aber wohl nicht einmal in gleichem Masse erhöht haben, wie die Getreidepreise, und desshalb liess sich die Höhe des Bodenpreises nicht aus dem höhern Reinertrage erklären, den damals der Boden abwarf, sondern nur aus dem, welchen man in Zukunft von ihm erhoffte. Man war ja nicht bloss in Ungarn so sanguinisch, ein unaufhaltsames Steigen der Getreidepreise zu erwarten, und darauf hin spekulirte und verspekulirte man sich in Bodenankäufen eben so gut in Deutschland wie in Ungarn. Als die Kornpreise um das Jahr 1857 zu sinken begannen, sank der Werth des Bodens wieder mit ihnen. Seit einigen Jahren bieten die niedern Kornpreise den reichsten Stoff zur Klage des Landwirths, und die Entwerthung des Bodens ging immer weiter. Jene Felder an der Theiss z. B., welche man im Jahre 1854 zu 100, 120 und selbst zu 180 fl. nicht erhalten konnte, waren 5 Jahre später bereits zu 60—90 fl. käuflich, und wenn

1) Im Pest-Pilliser Comitate waren die Preise in Gulden C.M.:

	1831—40	1841—50	1851—56
des Weizens	2 fl. 30 kr.	2 fl. 54 kr.	4 fl. 45 kr.
des Roggens	1 „ 17 „	2 „ — „	3 „ 33 „
der Gerste	1 „ 2 „	1 „ 26 „	2 „ 25 „
des Hafers	— „ 47 „	1 „ — „	1 „ 4 „

man heute vollends um deren Preis fragt, so schämt sich selbst der Verkäufer über die Niedrigkeit des Preises.

Es war jedoch nicht bloss die Werthlosigkeit des Productes, welche den Werth des Bodens drückte, sondern auch die hohe Grundsteuer trug das Ihrige dazu bei, denselben zu mindern und gar vom Ankauf des Bodens abzuschrecken, weil man nicht berechnen konnte, wie weit die Ansprüche auf die Besteuerung noch fortfahren würden, sich zu heben.

Neuntes Kapitel.

Futterbau und Viehzucht.

Die Vergangenheit der magyarischen Landwirthschaft hatte hauptsächlich den Charakter, dass man möglichst wenig in Anbau nahm, damit um so mehr als freie Puszta für die zahlreichen Herden übrig blieb.

Die Herde war das National-Stammkapital der alten Magyaren, und mit der Herde hob sich und minderte sich der Reichthum des Landes. Der Boden hatte nur in sofern einen Werth, als das Vieh sich darauf nähren liess. Getreide konnte man wohl für den eigenen Bedarf darauf bauen; aber für die Ausfuhr liess sich nichts produziren. Die Flüsse waren noch nicht so regelmässig schiffbar wie heute, und wenn es damals vielleicht weniger schlechte Wege gab als heute, so konnte der Grund nur darin zu finden sein, dass überhaupt nicht so viele Wege durch den grundlosen Boden sich furchten, welche den Fuhrmann ins Unglück, anstatt zum Bestimmungsorte führten. Ausser in den Grenzcomitaten, welche dem Getreide bedürftigen Berglande der übrigen Monarchie die Nahrungsmittel zuführten, gab es in Ungarn keinen Getreidebau auf Ausfuhr, und es lässt sich denken, dass eine Bevölkerung von vielleicht 800—1000 Einwohnern auf dem üppigen Boden des

Landes keiner grossen Fläche bedurfte, sich mit Brodfrucht zu versehen, mochte auch die Bearbeitung noch so nachlässig und noch so extensiv sein.

Der Boden hatte noch keinen Werth. Die menschenleere Gegend diente vor Jahrhunderten nicht einmal immer der Herde; das Eigenthum existirte zwar, aber nicht immer de facto, durch wirkliche Nutzung, sondern häufig bloss durch das Recht, welches der Grundherr hatte, dem Andern die Benutzung eines Feldes zu verbieten. Reichthum war der Boden nicht: nur das Vieh, welches darauf weidete, war Reichthum, und dieses nannte er auch nicht mit Unrecht sein Gut [1]). Das Vieh, welches sich selbst aus dem Lande trug, und welches seinerseits auf dem Transporte eine Art Gastfreiheit auf fremder Hutweide genoss, konnte man jederzeit aus dem Herzen des Landes über dessen Grenze führen.

Auch hier waren die politischen Ereignisse nicht ohne Einfluss. Das Vieh ist ein gefährliches Gut, wenn der Feind seiner habhaft wird, und wer das Vermögen eines Fürsten in blossem Vieh besitzt, der kann zum Bettler werden, wenn der Landesfeind diese Herden zur Beute macht. Das Kapital dagegen, welches man auf Grund und Boden eingekleidet hat, ist dem Ruin des Feindes weniger ausgesetzt, es erträgt den Sturm, und ist dieser vorüber, so arbeitet es wieder vom Frischen. So würden die Dinge sich in unsern heutigen Verhältnissen gestalten, und viele Kriege oder die Erwartung eines solchen wird bei uns mehr dahin wirken, dass der Landwirth sein Vermögen zunächst in Grund und Boden fixirt, seinen Viehstand aber vermindert. Anders war die Wirkung der ewigen Kriege in Ungarn. Reichthum im Boden angelegt, lohnte sich noch nicht, denn man konnte ja doch das vermehrte Product dieses Bodens nicht zu Preise bringen, ausser in der Herde, die man auf dem Boden zog. In einem Lande, in welchem der Feind mehr Herr war, als das eigene Volk, musste sich der Werth des Vermögens nicht so sehr in den dauerhaften Anlagen, als in den

---

1) Bei dem Bauern heisst das Vieh ebenso wie der Weizen Jószág (Gut).

schneller im Genusse verwerthbaren Gütern zeigen. Wer des Genusses der Zukunft nicht gewiss ist, der wird um so mehr Grund haben, sein Vermögen für den Genuss der Gegenwart zu nützen. War nun das Vieh die lohnendste Waare für die damalige Zeit, so war es doch auch wiederum jene, welche man vor dem herannahenden Feind am ehesten sicher stellen konnte. Das Vieh liess sich immer am leichtesten vertreiben und eine viehzüchtende Gegend konnte mit Mann und Maus dem Feinde am leichtesten ausweichen und diesem am erfolgreichsten eine unwirthliche und unwohnliche Gegend zurücklassen. Das ist wohl auch der Hauptgrund, wesshalb das Land sich mit solcher Vorliebe der Viehzucht zuwandte [1]).

Der Magyar ist aber nicht etwa bloss aus Berechnung Viehzüchter — damals blosser Viehhirt — gewesen, sondern auch aus Passion, aus angeborner Neigung. Er kam als Viehhirt nach Europa. Dem Freunde der Freiheit sagte die freie, die unbeschränkte Puszta mehr zu, als der enge Acker, den er Fuss für Fuss jahraus und jahrein in die Saat legen und ebenso wieder abernten musste, und der Ochs im Joch war ihm nicht so lieb, als wenn er ihn ungezügelt in der zahllosen Herde erblickte.

Der Magyar ist zum Viehhirten und Viehzüchter geboren. Keine andere Nation, welche eine solche Sorgfalt und eine solche Liebe für sein Vieh an den Tag legte, als er. Desshalb hat er auch die Viehzucht so lange gehalten, als sie sich halten liess, während der Deutsche sie da aufgab, wo er mit Vortheil zum Getreidebau übergehen konnte. Und auch jetzt noch, nachdem die Viehzucht mehr und mehr eingeschränkt ist, hält sich der Magyar noch immer am treuesten zu derselben, und wenn man auch in einer deutschen Gegend Ungarns noch auf eine Gulya stösst, so darf man gewiss sein, dass wenigstens der Gulyás (Hirt) ein ächter Magyar ist. Der Deutsche, der Serbe

---

1) Schon Heberstein (1556) rechnet, dass jährlich 80,000 ungarische Schlachtochsen nach Wien und darüber hinaus getrieben würden.

und der Slovak sind nicht fähig, die Liebe eines Ungarn zu seinem Thiere zu fühlen, vielweniger selbst auszuüben [1]).

Diesem entsprechend ist auch die Hirtenterminologie des Magyaren so ausgebildet, wie wohl bei keinem andern Volke Europas, und zwar in einer Sprache, von der man behauptet, dass sie den grössten Theil ihrer Wörter den europäischen Sprachen entnommen habe; die Bezeichnungen in der Viehzucht sind sämmtlich rein magyarisch [2]).

Die Viehzucht und die Weidewirthschaft war den frühern Umständen zweifelsohne am gemässesten. Dennoch glauben

---

1) Selbst höflich ist der Magyar mit seinem Pferde. Er schlägt es nicht, sondern redet nur zu und muntert es durch schmeichelnde, nicht so sehr durch drohende Worte auf. Ich hatte Gelegenheit von meinem Fuhrmann zu hören, wie er beim Einspannen sein Pferd zum Anstellen an die Deichsel mit dem Worte anredete: tessek galambom! Bitte! meinTäubchen (tessek: möge es gefällig sein). Ein anderer machte zwischen seinem Pferde und seinem Fahrgast nur den Unterschied, dass er jenes seinen Freund (barátom), diesen aber, nachdem er zutraulicher zu ihm geworden, seinen theuern Freund (drága barátom) nannte.

2) So weit unsere geringen aus der Schriftsprache, nicht aus dem Leben geschöpften Sprachkenntnisse reichen, können wir für „Herde" z. B. folgende Bezeichnungen anführen: csorda (Herde im Allgemeinen, auch bes. die Gemeindeherde), gulya (Rindviehherde), ménes (Pferdeherde), nyaj (vorzüglich Schafherde), konda (Schweineherde). — Für „Sau" finden wir: diszno, sertes (allgemein), emse (verschnittenes Mutterschwein), göbe (Bache), gönye (zum Schlachten bestimmte Sau), kocza (Zuchtsau); kan, der Eber, ártány, der verschnittene Eber; csürhe und südö sind Ferkel von 4—12 Monaten; malacz ein Saugferkel. Zu bemerken ist hier der Reichthum an Stämmen, wo wir uns mit dem Zusatz des Genus behelfen müssen. Wie vielerlei Bezeichnungen aber aus dem Volksmunde noch hinzugefügt werden könnten, vermögen wir nicht einmal zu errathen. —

Dieser Reichthum an eigenen Wörtern wird dann doppelt auffällig, wenn man dagegen hält, dass die ungarische Sprache die meisten Bezeichnungen aus der Landwirthschaft den slavischen Sprachen entnommen hat: borona (Furche) vom slav. bran, ganej (Dünger), sl. gnoj, szalma (Stroh), sl. slama, kasza (Sense), sl. kosa u. s. w.

Die Handelsgewächse und Gartenfrüchte dagegen sind fast durchgängig dem Deutschen oder Italienischen entnommen: repcze (Reps), len (Lein), káposzta (Kappes), saláta, répa (Rübe), murok (Möhre) u. s. w.

wir hierin den Hauptkeim für manche schwache Seite der ungarischen Volkswirthschaft zu finden. Die Viehzucht, zumal wenn sie nicht über die extensivste Weidewirthschaft hinausgeht, ist nie eine Schule der Kultur; wohl aber ist die menschenleere Puszta die angenehmste Herberge für Sittenrohheit und selbst für das Verbrechen. Die Weidewirthschaft erzieht den Menschen nicht zur Arbeit, sondern zur Unthätigkeit. Nicht desshalb allein ist die Thätigkeit ein Segen für ein Volk, weil sie direct Reichthum schafft, sondern weil sie durch Hervorbringung von Gütern die Bedürfnisse weckt und weil das Bedürfniss wiederum die Kräfte höher spannt und zu neuem Aufstreben leitet. Und nur jener Genuss ist ein Segen, der aus der Arbeit hervorgeht: die Frucht, welche ein Volk ohne Mühe vom Baume pflückt, erquickt nicht, noch stärkt sie, sondern sie verweichlicht nur, und ein solcher Genuss ist Schwelgen, aber kein wirthschaftlicher Genuss, der zu neuer Production anspornte. Ungarn leidet an zwei Fehlern, welche einander direct gegenüber zu stehen scheinen, und doch sind sie Bruder und Schwester: der Mangel an Sparsinn — die grosse Genusssucht ist der eine, der Mangel an Bedürfniss ist der andere. Des ersteren haben wir schon Erwähnung gethan. Vielleicht ist die Bezeichnung „Genusssucht“ nicht die rechte; der Ungar sucht nicht nach den mannigfaltigsten Genüssen; aber in dem Genuss, welchen er sich erlaubt, weiss er nicht so leicht das rechte Mass inne zu halten, wie es sich mit dem Zustande seiner Wirthschaft vertragen würde. Der Ungar hat nicht vielerlei Bedürfnisse, aber grosse. Bei dem untern Volke treffen wir nur allzuhäufig auf den Nullpunkt des Bedürfnisses: Speck, Brod, Paprika und Slivovitz (Branntwein) neben der Tarhonya (Teignudeln) bilden das Hauptbedürfniss; für Wohnung und Kleidung genügt ein oft unsichtbares Minimum, und die übrigen Bedürfnisse sind meist nicht besser entwickelt. Das grösste und anspruchvollste Bedürfniss ist zu häufig die Ruhe, und was von dem Erlös der Arbeit nicht auf diese verwendet wird, geht so gerne für Genüsse niederer Art hin.

Wäre Ungarn ein Industriestaat gewesen, und wenn auch

das nicht einmal, sondern hätte Ungarn nur anstatt der Weidewirthschaft eine mühselige Ackerwirthschaft betrieben, so würden heute seine nationalen und wirthschaftlichen Kräfte und Fähigkeiten mit grösserer Leichtigkeit und Schnelligkeit sich entwickeln, als man jetzt erwarten darf. Die Puszta hat Ungarn mehr geschadet als genützt: sie hat zwar ein Volk körperlich genährt; aber sie hat es für die Volkswirthschaft verzogen, indem sie es die Arbeit und mit der Arbeit die Sparsamkeit nur allzuschlecht lehrte; sie hat seine Bedürfnisse nicht geweckt und sein Streben nicht gehoben, und in seinem Fortschritte zur Kultur hat sie ihm Ketten an die Füsse geschlagen [1]).

Das heutige Ungarn hat jedoch einen Vortheil von der alten Pusztenwirthschaft, und zwar den, dass in Folge derselben die ganze Bodenkraft für die gegenwärtige Generation aufbewahrt worden ist. Und doch will es uns scheinen, als wenn Ungarn bei einem weniger reichen Boden und bei grösserer Arbeitsgewöhnung grössere volkswirthschaftliche Erfolge erzielen würde. —

Als der verdiente ungarische Statistiker Schwartner (1809) noch 1300 Puszten im Lande schätzte, begründete er diese grosse Anzahl mit den Worten: „denn das Schaf wird nur für seinen Herrn geschoren, die tausend Menschen aber, die auf jeder Puszta wohnen könnten, müssen auch noch dem Könige und dem Comitate zollen und verlangen auch mehr Nahrung von der Puszta wie die Schafe.“ Das wurde zu einer Zeit geschrieben, in welcher man es nicht für möglich gehalten hätte, dass man solche Steuersummen werde fordern, und noch weniger, dass man sie zahlen werde, wie sie heute gefordert und theilweise auch gezahlt werden. Aber jetzt hat die Ansicht des ungarischen Statistikers allen Anhang verloren. Das ubi populus, ibi obolus war für den ungarischen Grundherrn nicht weniger eine Wahrheit, als für den Staat, und der

---

1) In Serbien zeigt sich der nachtheilige Einfluss der Viehzucht auf die Kultur ebenfalls. Die Einwohner von Schumadia, welche Viehzucht betreiben, stehen weit zurück hinter den Maisbauern des Nordwestens.

Grundherr dachte zunächst nur an sich und missgönnte auch dem Staate seinen Theil nicht. Er riss seine Hutweiden auf und baute Menschennahrung anstatt Schaffutter. Die Weide wich Schritt für Schritt vor dem Pfluge zurück. Die Viehzucht wurde in dem Masse weniger lohnend, als der Getreidebau einträglicher wurde. Der Boden musste einen höhern Ertrag abwerfen, als es bei der Viehzucht der Fall war. Die Steuer machte Ansprüche an den Ertrag des Bodens, den die träge Hutweide nicht gewähren konnte. Die hohen Getreidepreise reizten zur Ausdehnung der Kornproduction. Die Rinderpest vermehrte die Gefahr grosser Verluste bei der Viehzucht. Und bei allem dem fingen noch weiter nach aussen gelegene Kreise an, in der Viehzucht erfolgreich der ungarischen Landwirthschaft auf dem europäischen Markte Concurrenz zu machen, weil in jenen Gegenden wohl noch der Vertrieb von Vieh möglich war, aber noch nicht so leicht die Ausfuhr anderer Producte, und weil desshalb hier die Bodenrente noch tiefer stand als in Ungarn. Seitdem Galizien eine Eisenbahn besitzt, welche die russischen Provinzen dem westlichen Markte näher bringt, macht das podolische Vieh dem ungarischen eine Concurrenz, welche das letztere nur schwer ertragen kann. In Wien kommen durchschnittlich zwei Drittel alles Rindviehes aus und über Galizien und ein Drittel aus Ungarn auf den Markt [1]). Mit gleichem Erfolge concurriren die türkischen Länder, Serbien und die Donaufürstenthümer in der Schweinezucht, und die

---

1) Die Zolllisten weisen eine Einfuhr von Ochsen und Stieren nach wie folgt:

Jahr	Summa der Einfuhr	davon wurden zollamtlich behandelt in			
		Böhmen, Mähren, Schlesien	Galizien	Bukowina	Ungarn und seinen Nebenländern
1861	84,222	—	—	—	—
1862	80,834	. . .	32,127	. . .	45,587
1863	58,490	. . .	42,642	. . .	13,789
1864	55,289	1755	13,657	26,567	13,302
1865	35,723	—	4,702	17,581	11,843

Schafzucht hat wie für ganz Europa, so auch für Ungarn einen mächtigen Mitwerber in Australien gefunden.

Ungarn ist tausend Jahre lang die grosse europäische Weide gewesen und der grosse Viehstall in der Weltwirthschaft dieses Erdtheils, aus dem das übrige Europa schon Jahrhunderte lang sich mit seinem Bedarfe versorgte. Am Lande lag dieses nicht, sondern nur am Volke. Der Slave an Stelle des Magyaren würde die Viehzucht nicht so ausschliesslich betrieben haben, wenn er Herr der ungarischen Ebenen geblieben wäre. Das Land an sich ist zur Viehzucht nichts weniger als geeignet, und wenn es so lange als Puszta liegen blieb, ehe das Pflugmesser ihm auf die Stirne schrieb, dass es fortan nicht mehr zum trägen Liegenbleiben, sondern zu thätigerer Erzeugung bestimmt sei, so lag dieses lange Zögern neben den Neigungen des Volkes nur darin, dass es — bei den frühern Conjuncturen des Marktes — nur noch weniger für jede andere Production passte. Nicht die günstigen Verhältnisse der Viehzucht, sondern die noch ungünstigern des Ackerbaues hielten jene erstere so lange in Vegetation. Und sobald für die übrigen Producte der Landwirthschaft sich eine etwas günstigere Absatzgelegenheit bot, musste die Viehzucht zurückweichen.

Wir wissen nicht, ob die Vorstellung im ungarischen Auslande allgemeiner verbreitet ist, welche vordem auch wir theilten, die Vorstellung, als sei die ungarische Puszta eine schöne Wiese, wo im Morgenthaue das hochbeinige Rind im mannshohen Grase umherschlendert, so dass nur das mächtige Geweih sichtbar wird. Die niederungarische Ebene ist zwar ein Marschland, aber man hüte sich, nach den norddeutschen Marschen sich ein Bild von den ungarischen zu machen. Der Boden ist freilich sehr gut, wie bereits gezeigt ist, und wenn alle übrigen Vorbedingungen es ebenso wären, wie dieser, so müsste in der That die holländische Polder und die niederdeutsche Marschflur der ungarischen Puszta den Vorzug einräumen. Allein hier fehlt es gerade. Die misslichen Verhältnisse des Klimas lassen nicht zu, dass der Boden alle seine Kräfte entfalte und dass er sie in

der rechten Weise entfalte. Der beständig nasse Boden trägt einen Wald von Schilf oder Gras, den man wohl zu Anderm nützen kann, aber für die Viehzucht nur schlecht. Und wo der Boden trocken ist, da zeigen sich eben die ungünstigen Einflüsse des ungarischen Klimas. Wenn im Frühling die Regen reichlich niederströmen, so schiesst freilich das Gras mit einer Kraft auf, die wir nicht kennen und die schwarze Puszta wird unter den Augen grün, und das Halm wächst in ein paar Stunden in die Höhe. Dann ist es auch in Ungarn nicht unmöglich, was man von der südrussischen Steppe erzählt, dass man einen Wagen Erde laden könne, und beim Abladen einen Rasen finde. Aber eben so schnell als das Gras kam, vergeht es auch wieder. Die stechende Sonne brennt es bald wieder nieder. Mag auch heute das Vieh das Pusztengras mit dem wohlgesättigten Bauche schleifen, so kann es dennoch in der nächsten Woche wieder auf der dürren schwarzen Puszta stehen, wo es auf derselben Stelle die paar Grashalme sucht, welche sich noch unter dem Stengel des schattigen Unkrautes der wuchernden Wolfsmilch vor der Sonnengluth erhalten konnten.

Im Frühling und im Herbst, wenn die Regentage häufiger sind, dann kann das Vieh auf der Puszta ein Schlemmerleben führen. Aber um das Gleiche, was es jetzt zu viel hat, muss es darben, wenn im Sommer die Wolken seltner und die seltnen durchsichtiger werden, und wenn die Sonne mit jedem Tage tödtlichere Pfeile auf die schon gelichteten Gräser schiesst. Auf der ungarischen wie auf der südrussischen Steppe hat das Gras nicht bloss einen Winter-, sondern auch einen Sommerschlaf, und im Juli eines mittelmässig trockenen Jahres gleicht die Puszta einem umgepflügten Felde, so schwarz sieht sie sich an. Dann wird das Vieh vom Schwelger zum Darber, und seine Meisterschaft im Darben ist zweifelsohne grösser als jene im Schwelgen es sein kann; die Nahrung, welche es über der Erde nicht findet, sucht es in derselben auf, und die Wurzeln und verwelkten Halme erquicken mehr, als vor wenigen Wochen der üppige Graswuchs.

Die Puszta ist ganz das Bild der ungarischen Volkswirth-

schaft: Ersticken im Ueberfluss neben der tabula rasa der Besitzlosigkeit; wuchernde Ernte heuer und im nächsten Jahre Hungersnoth; Verschwendung und Luxus und in deren Gefolge Darben und selbst Bedürfnisslosigkeit; mit einem Worte: die Puszta ist ein weiterer Beleg für die Herrschaft der unvermittelten Extreme, welche Ungarn bei all seinem natürlichen Reichthum dennoch am Reichwerden hindern, weil ein unglücklicher Tag die Blüten und Früchte eines ganzen Jahres vernichten kann. Die Naturpuszta ist überhaupt das Abbild der reinern Naturwirthschaft, in welcher der Mensch noch nicht zum Herrn der wirthschaftlichen Kräfte geworden ist, um sie zu leiten und zu mässigen.

Wenn der Ungar die Puszta liebte und liebt, so ist es nicht wegen ihrer wirthschaftlichen Vortrefflichkeit, und wenn er sich für sie begeistert, so ist es nicht desshalb, weil sie ihm seine Reichthümer gegeben hat. Wenn er sie feiert, so sieht er in ihr nur die Grossartigkeit der Unwirthschaftlichkeit, die Wüste der menschlichen Betriebsamkeit, und wenn er sie liebt, so liebt er nur die Wiege seiner Nation in ihr und die Erinnerungen an seine tapfern Vorfahren. Eine Pflege hat diese Liebe nicht zur Folge, und unter allen Gegenständen der ungarischen Wirthschaft ist gerade die Viehweide bis auf unsere Zeit am meisten — auch relativ am meisten — vernachlässigt gewesen. Eine Bearbeitung der Puszta kannte man nicht. Wo Gestrüpp wachsen wollte, liess man es geschehen und die zahlreich verschlungenen Wege mit ihren hundert Nebengeleisen duldete man, wo sie der Fuhrmann in den Boden einschneiden wollte. Der Graswuchs entartete von Jahr zu Jahr; an eine Aufbesserung durch frischen Samen wurde nicht gedacht; die bessern Pflanzen gingen zurück, und das Unkraut kam immer mehr in ausschliesslichere Herrschaft des Bodens. Auf der Urpuszta ist oft mehr das Unkraut, als der Graswuchs der Hauptbestand.

Die natürliche Hutweide konnte demnach einen relativ bedeutenden Viehstand nicht aufkommen lassen. Wenn auch vordem die Hälfte des ganzen fruchtbaren Niederungslandes

für die Herde bestimmt war, so bekam Ungarn dennoch keinen Vorrang vor den übrigen Ländern, wenn man die Grösse des Gebietes in Rechnung zog. Auf den Gütern, welche sich ganz der Viehzucht widmeten, kam früher auf ein Joch (zu 1200 □Kl.) nur ein, selbst nur ein halbes Schaf, für ein Rindvieh wurde eine Fläche von 10—20 Joch gefordert[1]). Und wenn Ungarn auch Hunderte von Quadratmeilen der alten Puszta in Ackerfeld umgewandelt hat, so hätte dadurch die Viehzucht nichts zu verlieren brauchen, wenn man das neue Ackerfeld nicht so ganz ausschliesslich zum Getreide- und Repsbau verwandt hätte. Wo man daneben auch auf den künstlichen Futterbau sein Auge richtete, da mehrte sich der Viehstand trotz der aufgerissenen Puszta; aber diese Fälle bilden nur eine Ausnahme, weil die Umstände den Getreidebau im vorigen Jahrzehent gewinnbringender und auch leichter machten. Die Kapitalarmuth drängte zur Verwerthung des Viehstapels, und sie erlaubte so bald nicht wieder die Ansammlung eines grössern Viehkapitals. Der Landwirth wollte und musste sein kleines Kapital in schnellern Umlauf bringen. Auf die langsame Verwerthung desselben bei der Viehzucht konnte er nicht warten. Und jetzt, nachdem man die unzureichende Ausdehnung der Viehzucht allgemein anerkannt hat, ist dieser Mangel an Kapital das Haupthinderniss, welches der Hebung der Viehzucht im Wege steht. In jetziger Zeit ist die ungarische Landwirthschaft gezwungen, von der Hand in den Mund zu leben; zum Ansammeln eines grossen Betriebskapitals sind die Umstände nicht geeignet, weder die hohen Steuern und Nachsteuern, noch die niedern Preise des Getreides.

Wo man aber ausnahmsweise die Viehzucht pflegte und den Futterbau betrieb, da zeigte sich eine Mehrung des Viehstandes trotz des Aufbruches der Puszta. Wir ziehen auch hier wieder die schon oft erwähnte Herrschaft Mágócs an. Im Jahre 1830 war der grösste Theil der Herrschaft noch Hutweide. Der Viehstand aber war:

1) Mezei gazdaság könyve S. 387 u. 398.

an Zugochsen	212	Stück	}	= 245
„ jungen Ochsen	28	„		
„ Zugpferden	5	„		
„ Mutterschafen	4581	„	}	= 7428
„ Hämmeln	2751	„		
„ Widdern	96	„		
„ Borstenvieh	284	„		= 284
			In Summa	7957

Vergleichen wir hiermit den Viehstand der Jahre 1850 und 1858, in welch letzterm Jahre die natürliche Hutweide des mehr als zwei Quadratmeilen grossen Besitzes auf 1933 Joch (nicht 10 %) herabgesunken war. Dagegen betrug die künstliche Hutweide 768 Joch (4 %) und der Futterbau 4422 Joch (24 %), so dass der Viehzucht im Ganzen 38 % gewidmet waren, weniger jedenfalls, als im Jahre 1830. Der Viehstand war:

	1850	1858
Zugochsen	211	420
Stiere (alte und junge) .	3	40
Junge Ochsen	59	322
Kühe und Kälber . . .	48	233
Rindvieh im Ganzen	**321**	**1015**
Widder, junge und alte .	570	1235
Hämmel, „ „ .	7064	12,252
Mutterschafe, junge u. alte	8862	16,053
Schafvieh	**16,496**	**29,540**
Borstenvieh	**306**	**1022**
Pferde im Ganzen . . .	**79**	**193**
darunter Zugpferde . .	56	87
Gesammtviehstand	**17,202**	**31,670**

Im Jahre 1866 hatte sich der Viehstand gegen das Jahr 1858 wieder um ein Bedeutendes gehoben. Die Zahl der Zugochsen war z. B. 520, die Schafherde zählte 32,000 Stück, Schweine der Herrschaft gab es 1200 neben 2961 Stück für das Gesinde, der Pferdestand war 220, worunter 91 Zugpferde.

Diese Mehrung des Viehstandes erfolgte aber nicht auf Kosten des Getreidebaues: im Gegentheil, weil man die Puszta aufriss und für die Viehzucht einen geringeren aber besser gepflegten Theil zurückliess, mehrte sie sich. —

Die Viehzählung des Jahres 1857 ergab für Ungarn folgendes Resultat:

	Im Ganzen	Auf die österreich. Quadratmeile.
Pferde	1,569,823	421
Rindvieh	3,835,992	1029
Schafe	8,310,153	2229
Ziegen	127,239	34
Schweine	3,011,328	808

Wir halten nicht viel auf die Genauigkeit dieser Zahlen. Die Ungarn sagen auch einstimmig, dass die hier angeführten Ziffern der Wirklichkeit nicht entsprechen, sondern zu niedrig seien, weil der Landwirth seinen Viehstand aus Rücksicht auf Besteuerung zu niedrig angegeben habe. Derselbe Grund aber, der den Ungarn vermochte, seinen Viehbestand zu niedrig anzugeben, wirkte auch in andern Staaten bei der Erhebung, wenn auch in geringerem Masse. Dass man eine Genauigkeit bei solchen Zählungen voraussetzt, ist zu viel verlangt; aber lehrreiche Folgerungen kann man bei der Vergleichung dennoch daraus ziehen. Vergleichen wir Ungarns Viehstand mit jenem der übrigen Staaten, so zeigt sich die geringe Bedeutung desselben recht auffallend.

Nach v. Hermanns Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern, Heft XII, entfallen auf je 1000 bayerische Tagwerk Gesammtareal:

	Zählungs-jahr	Pferde	Kühe	Rindvieh überhaupt	Schafe	Schweine
in Ungarn, Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen, Militärgrenze	1857	22	23	60	119	48
„ Preussen	1861	20	41	69	212	33
„ Bayern	1863	17	69	143	92	41

	Zählungsjahr	Pferde	Kühe	Rindvieh überhaupt	Schafe	Schweine
in Sachsen	1861	22	94	146	85	62
„ Hannover	1857	19	*	79	164	9
„ Würtemberg	1861	17	82	168	120	38
„ Baden	1861	16	78	139	40	69
„ Kurhessen	1859	15	44	72	178	51
„ Hessen-Darmstadt	1862	17	74	126	97	68
„ Mecklenburg-Schwerin	1857	22	50	68	305	40
„ Oldenburg	1852	21	*	119	161	47
„ Nassau	1861	9	79	146	113	40
„ Frankreich	1852	18	37	65	215	34
„ Belgien	1856	32	*	145	67	53
„ Holland	1860	25	95	134	90	28
„ Irland	1860	25	*	147	144	52
„ Schweden	1860	3	9	15	13	4

Unter diesen 17 Ländern nehmen desshalb im Verhältniss zum Areale die ungarischen Länder bei der Pferdezucht den fünften, bei der Rindviehzucht den sechzehnten, bei der Schafzucht den neunten und bei der Schweinezucht den siebenten Platz ein [1]). Das ist zu wenig für ein Land, welches bisher in der

1) Zieht man das Waldareal jedoch ab, so treffen auf je 1000 bayer. Tagwerk der übrigen Fläche:

	Pferde	Kühe	Rindvieh überhaupt	Schafe	Schweine
in den ungarischen Ländern	30	31	82	163	65
„ Preussen	26	53	89	274	42
„ Bayern	25	102	213	138	62
„ Sachsen	31	135	210	122	89
„ Hannover	21	—	91	187	10
„ Würtemberg	24	118	241	172	55
„ Baden	24	115	206	59	102
„ Kurhessen	24	72	118	292	84
„ Hessen-Darmstadt	25	110	188	144	101
„ Mecklenburg-Schwerin	24	57	76	344	45
„ Oldenburg	23	—	129	173	51
„ Nassau	16	134	247	191	68
„ Frankreich	22	44	76	252	40
„ Belgien	39	—	178	83	65
„ Holland	27	102	145	97	30
„ Schweden	10	29	50	43	12

Hier nimmt Ungarn bei der Pferdezucht unter 16 Ländern den dritten, bei den

Viehzucht seinen vorzüglichsten Wirthschaftsbetrieb fand und dessen Weiden sich im Auslande eines gewissen Ruhmes erfreuten.

Etwas günstiger stellt sich das Verhältniss, wenn wir den Viehstand mit der Bevölkerung vergleichen. Kann man bei gleicher Ausdehnung des für die Viehzucht bestimmten Areals einen Schluss ziehen auf die Intensivität oder Extensivität des Betriebes, wenn man mit diesem Areal die Grösse des Viehstandes vergleicht, so gibt das Verhältniss zwischen Bevölkerung und Viehstand eher einen Massstab dafür ab, in wiefern die Viehzucht den Bedarf des Landes und der Bewirthschaftung deckt, hinter demselben zurückbleibt, oder denselben übersteigt.

Es treffen nun nach v. Hermann auf je 1000 Seelen der Bevölkerung

	Pferde	Kühe	Rindvieh überhaupt	Schafe	Schweine
in den ungar. Ländern	152	157	410	819	327
„ Preussen	91	183	305	943	146
„ Bayern	81	326	679	439	198
„ Sachsen	43	185	287	167	121
„ Hannover	115	—	489	1012	56
„ Würtemberg . . .	56	271	556	397	126
„ Baden	53	254	454	129	224
„ Kurhessen . . .	56	167	274	677	194
„ Hessen-Darmstadt .	48	212	361	278	194
„ Mecklenb.-Schwerin	157	367	495	2223	292
„ Oldenburg . . .	139	—	786	1056	312
„ Nassau	29	241	444	344	123
„ Frankreich . . .	80	162	282	930	147
„ Belgien	61	—	278	129	101
„ Holland	73	273	387	260	81
„ Irland	107	—	626	641	220
„ Schweden	104	288	497	426	119

In dieser Zusammenstellung nehmen die ungarischen Länder in Bezug auf die Anzahl der Pferde den zweiten, bei den Kühen den siebzehnten, bei dem Rindvieh überhaupt den zehnten,

Kühen den fünfzehnten, bei dem Rindvieh überhaupt den dreizehnten, bei den Schafen den neunten, bei den Schweinen den sechsten Platz ein.

bei den Schafen den sechsten und dem Borstenvieh den ersten Platz ein.

Wir müssen hier bemerken, dass gerade die Zeit um das Jahr 1857 wegen Vernachlässigung der Viehzucht in Ungarn am meisten ausgezeichnet war. Die vorhergehenden Jahre mit ihren hohen Getreidepreisen hatten die Viehzucht auf das Minimum zurückgedrängt; das Bedürfniss nach Kapital, welches gerade damals so fühlbar war, weil die Güter eine neue Investirung und neue Arbeitskraft anstatt der verlorenen Robot verlangten, reizte zur Verwerthung des Viehes, wo man es nur entbehren und selbst, wo man es nicht entbehren konnte. Die Hutweide, welche man unter den Pflug nahm, wurde nicht genügend ersetzt durch künstlichen Futterbau und so musste das Vieh vor dem Kornbau weichen, wo es sich hätte zugleich mit dem Kornbau heben sollen.

Es waren nur sehr vereinzelte Fälle, wo man durch den künstlichen Futterbau das ersetzte, was man in der natürlichen Weide genommen hatte [1]). Dahin gehören neben den grössern Gütern besonders die deutschen Gemeinden des Banats. Hie und da hat die Aufhebung der Hutweide selbst schon zur Stallfütterung geführt, nicht allein bei den herrschaftlichen Gütern, sondern auch in den Bauernwirthschaften. Die Gemeinde Pap im Szabolcser Comitat wird schon von Galgóczy (1855) als eine solche erwähnt und seit dieser Zeit mögen noch Viele den gleichen Versuch gemacht haben. Ob die Stallfütterung aber jetzt schon räthlich, rationell sei, ob die hohen Auslagen für die vermehrte Arbeit durch den höhern Ertrag vollständig gedeckt werden können, wissen wir nicht. Nur das können wir sagen,

1) Der Futterbau wie die Futtergewächse sind in Ungarn erst im letzten Jahrhundert überhaupt bekannt geworden. Samuel Teschedik, Pfarrer von Szarvas, ein um die ungarische Landwirthschaft als Schriftsteller, Lehrer und Praktiker hochverdienter Mann, vielleicht der Schubart von Kleefeld der Theissgegend, brachte 1779 von Wien zwei Pfund Luzernesamen mit; dieses war der Anfang des Luzernebaues im Alföld, von welchem heute die ungarische Viehzucht ihre Zukunft abhängig sieht. Auch der Rothklee und die Esparsette wurde um jene Zeit eingeführt. Mezei gazdaság könyve S. 339.

dass dort, wo wir in Unter-Ungarn Stallfütterung angetroffen haben, mehr die technische als die ökonomische Production im Auge gehalten wurde, und dass man den Viehstand als einen Ausgabeposten der Wirthschaft betrachtete, an dem man übrigens sein Wohlgefallen hatte.

Man begegnet unter den ungarischen Landwirthen so häufig der Sehnsucht nach der Stallfütterung. In dieser sehen sie den Schlüssel zum Eden der ungarischen Landwirthschaft und hierin erst glauben sie, könne die Rationalität der Viehzucht bestehen. Technisch ist nun zweifelsohne die Stallfütterung die beste Art der Viehzucht; aber die technisch beste Production ist nur allzuhäufig vom ökonomischen Standpunkte aus die unrationellste. Und wie uns scheint, gehört auf dem ungarischen Alföld die Stallfütterung heute noch in diese Kategorie. Wenn freilich dieselbe einmal allgemein sein wird, so wird Ungarns Landwirthschaft auf einer hohen Stufe und in Blüte stehen: allein die Stallfütterung ist nur zur Hälfte die Ursache dieser Blüte, zur andern Hälfte ist sie deren Folge.

Vorläufig ist die Stallfütterung, auch die theilweise, nur da möglich, wo der Grundbesitz durchweg in grosser Nähe des Wirthschaftshofes liegt, auf den grössern Gütern, bei der Tanyenwirthschaft und in ganz kleinen Dörfern. Auch in diesem Punkte warten wir auf die Zertheilung der grossen Ortschaften und auf die Zusammenlegung des Grundbesitzes, ehe Ungarn die Stallfütterung allgemein machen kann.

Ungarn kann den Weidegang seines Viehes noch nicht entbehren. Aber damit soll keineswegs gesagt sein, dass es seine Puszta beibehalten oder wiederherstellen müsse. Im Gegentheil: je mehr Puszta umgebrochen wird, um so mehr wird die Viehzucht im Stande sein, sich zu heben, vorausgesetzt, dass man für die Puszta im Futterbau Ersatz schafft.

Das hat man nun auch an sehr vielen Orten gethan; an dem einen früher, an dem andern später, und heute ist die Ansicht ungetheilt in dem Punkte, dass ein mehr ausgedehnter Futterbau unerlässliches Erforderniss für die ungarische Landwirthschaft sei. Der hauptsächlichste Grund hierfür ist, dass der

Boden nur an wenigen Orten jenen Ansprüchen mehr Folge leisten kann, welche man in ununterbrochenen Getreideernten an ihn stellt, und dass man zur Production von Futtergewächsen greifen muss, um andere Bodenkräfte in Bewegung zu setzen und die kornbildenden Bestandtheile im Boden zu schonen, und um einen Viehstand nähren zu können, von dessen Abfällen man den Acker mit hinreichendem Dünger versehen kann. Die grösseren Gutswirthschaften mit ihrem bessern Betriebe hatten ein feineres Gefühl für dieses Bedürfniss zu düngen, und wie bei ihnen die Düngung eher Platz griff, so pflegten sie auch die Viehzucht besser. Der Bauer aber wartete noch einige Jahre; er sah nicht so weit, er glaubte an die Aussaugung seiner Felder nicht so recht und schrieb dem Dünger nicht jene Bedeutung zu, wie der Grossgrundbesitzer. Der Futterbau war bei ihm weniger in Pflege. Ein anderer Umstand jedoch konnte auch ihn bewegen, dass er mehr und mehr die Nothwendigkeit der zu hebenden Viehzucht einsah. Die niedern Getreidepreise in den letzten Jahren machten den Kornbau immer weniger lohnend, und damit fiel auch der Grund weg, warum der Kornbau das ganze Gebiet einnehmen sollte. Und gewiss hätte die Viehzucht in den letzten Zeiten wieder grosse Fortschritte gemacht, wenn nicht das Unglücksjahr 1863 so manches Viehhaupt dem Beile des Schlächters oder dem Hungertode überliefert hätte, wenn nicht die Rinderpest im Jahre 1862 von Neuem über das Land hereingebrochen wäre, und vor Allem, wenn der Landwirth die Wahl gehabt hätte, ob er den Ertrag seiner Wirthschaft in einem grössern Viehstapel als Kapital anlegen, oder ob er denselben zur Deckung der laufenden Ausgaben verwenden wollte. Diese Wahl fehlte eben. Der Landwirth musste alljährlich seinen Reinertrag für andere Zwecke verwenden, so dass er nicht an eine Anhäufung seines Kapitals denken konnte. Und so kam es vielfach, dass die niedern Getreidepreise weniger zur Einschränkung des nicht mehr lohnenden Kornbaues führten, als gerade zu einer noch stärkern Forcirung desselben. Der Landwirth musste um jeden Preis am Ende des Jahres eine bestimmte Summe zur Verfügung haben, um seine

Verbindlichkeiten zu decken, und wenn er nun von dem gleichen Producte geringern Ertrag erzielte, so war die Folgerung für ihn, um so mehr zu produciren, um so den frühern Gesammtertrag zu erreichen; nicht aber konnte er sich auf einen andern Productionszweig einlassen, welcher zwar nach Jahren einen grössern Gewinn abzuwerfen versprach, bei dem er aber vorläufig durchaus auf die Perzeption des Ertrages hätte verzichten müssen.

Und so blieb es trotz der niedern Getreidepreise nach wie vor: die Viehzucht, welche im vorigen Jahrzehnt bedeutend zurückgegangen war, hob sich noch nicht wieder. Der Viehstand ist nach wie vor sehr gering. „Die Gulyen von Debreczin, welche man vormals auf 50—60,000 Stück schätzte, dürften gegenwärtig kaum 10—12,000 Stück zählen. Szentes, Vásárhely, Makó und Gyula, jene Ortschaften, von denen früher das Reich den grössten Theil seines Viehes holte, beziehen gegenwärtig ihren eigenen Bedarf von andern Orten [1]). —

Wir haben oben Ungarn ein Land genannt, welches sich für die Viehzucht nur schlecht und nur dann eigne, wenn die übrigen Productionszweige noch minder günstige Resultate liefern. Wir haben hierbei nicht das Gebirgsland, sondern nur die Ebene im Sinn. Der Ertrag an Viehfutter ist auf beiden Ebenen äusserst gering. Wie die Puszta, so hat auch die Mähwiese ihre Zeit für den Sommerschlaf, in welcher also das Gras nicht wächst, sondern vergeht. Die unzureichende Feuchtigkeit lässt den Graswuchs im Ganzen nur kümmerlich gedeihen, und wenn einmal bei günstigen Witterungsverhältnissen die Ernte überreich wird, so ist darin kein Ersatz für das Zuwenig, welches sich viel häufiger einstellt. Der Ertrag an Heu auf einer Wiese, welche weder zu den guten noch zu den schlechten gehört, ist in einem Mitteljahre etwa 15 Zentner auf das Joch; wollte und könnte man aber den wahren Durchschnitt der ungarischen Wiesen berechnen, so würde sich ein viel geringerer Ertrag herausstellen; und vielleicht würde mit Einrechnung der

1) Schnierer G., A vámügy reform (die Zollreform). 1866.

Puszten ein Durchschnittsertrag von 8—10 Zentnern der Wirklichkeit entsprechen [1]).

Die Ursache des geringen Ertrages an Viehfutter ist neben der weniger sorgfältigen Bewirthschaftung hauptsächlich der Mangel an Feuchtigkeit, noch mehr aber die Unregelmässigkeit ihrer Niederschläge. Der Thau ist in Ungarn etwas ganz Willkürliches, und was gerade unsere Alpenweiden so nahrhaft macht, jene Gräser, welche eines regelmässigen Thaues bedürfen, fehlt der ungarischen Ebene. Nur solche Futterkräuter gedeihen hier, welche gegen die Feuchtigkeit weniger empfindlich sind, nur die trockenen Gräser, wie der Mohar; dagegen hat man das Hauptfutter unseres deutschen Viehes, den Rothklee, noch nicht auf der ungarischen Ebene einbürgern können.

Es ist aber nicht so sehr der unbedeutende Ertrag, welcher der Viehzucht im ungarischen Tieflande einen weniger günstigen Platz anweist, als vielmehr die grosse Schwankung desselben und die Ohnmacht des Landwirths, diese Unregelmässigkeit zu beseitigen. Wo der Pachtschilling 6 fl. vom Joch ist und der Zentner Heu einen Werth von 1 fl. hat, da erziele ich bei einer Production von 15 Zentnern einen Ueberschuss von 9 fl., und mit dieser Summe mag ich ebensogut die wenige Arbeit bestreiten als dort, wo die Pacht für das gleiche Areal das Vierfache gilt und der Zentner einen Werth von zwei Gulden hat; hier ist der Ueberschuss über den Pachtschilling bei einer Production von 20 Zentnern nur 16 fl., von welcher Summe der grössere Arbeitsaufwand auch einen grössern Theil beanspruchen wird. Ungarn würde vielleicht immerhin seine wenigen Futterproducte besser verwerthen, wenn es sie in der Form von

---

1) 15 Zentner vom österr. Joch kommt gleich $8,_{85}$ Ztr. vom bayerischen Tagwerk. In Bayern beträgt nach den amtlichen Erhebungen der Durchschnittsertrag der Heuproduction im ganzen Lande $14,_{7}$ bayer. Zentner (= $16,_{46}$ Zollzentner), das ist vom österreichischen Joch $24,_{8}$ Zentner. Der Ertrag schwankt dabei von $49,_{2}$ Ztr. (Rheinpfalz) und $0,_{89}$ (Oberbayern, Hochalpen). Man darf erwarten, dass die Angaben der Landwirthe, wie immer, so auch hier eher um Vieles unter der Wirklichkeit, als um das Geringste über derselben stehen sollten.

Fleisch ausser Landes auf den Markt brächte, als es seine reichern Getreideernten zu verwerthen im Stande ist. Die hohen Transportkosten, welche die gerechten Klagen des ungarischen Landwirthes hervorrufen, würden dann minder fühlbar sein; ein weiteres Marktgebiet würde möglich werden, und dabei würden die Schwankungen im Preise des Productes geringer ausfallen, als sie für das Getreide sich ausweisen.

Nicht der durchschnittlich geringe Ertrag der Futtergewächse ist es, welcher die Viehzucht in Ungarn auf einen so ungünstigen Boden stellt, sondern der ausserdurchschnittliche, die Möglichkeit der totalen Missernte der Futterkräuter. Je mehr ein Product blosses Naturproduct ist, je weniger die Arbeit des Menschen darauf hinwirken kann, die schädlichen Einflüsse der Natur zu lähmen und die günstigen zu lenken, desto machtloser ist der Mensch über den zu erzielenden Ertrag. Ein solches reines Naturproduct ist in Ungarn die Wiese und Weide noch. Die Feuchtigkeit den Gräsern zu beschaffen, ist bloss Sache der Natur, und wir wissen, wie wenig haushälterisch die ungarische Natur, wir meinen das Klima, bei all der Geringfügigkeit ihrer Mittel ist. Die Laune des Wetters ganz allein bestimmt den Ertrag der Wiesen, und diese ist nirgends widerwärtiger als in Ungarn. Wenn der Boden im Frühjahr ohnehin noch hinreichende Feuchtigkeit hätte, um die Pflanzen zum Keimen zu bringen, und im Herbst, wenn die Vegetation beendet ist, so spendet sie Regen; im Sommer aber, wenn die Sonne den Boden bis an die untersten Wurzeln ausdörrt und wenn die Pflanze sich vergebens abmüht, vor dem Verwelken sich zu schützen, hält sie nur allzugern zurück mit ihren Wasserspenden.

Die Missernte an Heu kann die an Getreide weit überragen, wie eine günstige Witterung auf der andern Seite einen verhältnissmässig höhern Erfolg bei der Heuernte als bei den Körnerfrüchten erzielen kann.

Wenn man die ungarische Viehzucht auf die Wiesen gründen will, so wird man schwerlich eher zu einem sichern Re-

sultate in der Production gelangen, als bis die Bewässerung des Alföld eine Thatsache geworden ist.

Schwankungen im Ertrage des Viehfutters sind viel nachtheiliger, als im Ertrage des Kornbaues. Wenn das Getreide einmal versagt, so kann man aus grösserer Ferne her den Ausfall decken und der wirthschaftliche Nachtheil ist nicht grösser als der Werth des Ausfalles. Anders beim Futterbau. Trifft hier eine Missernte ein, so ist es nicht so leicht möglich, aus grösserer Entfernung das voluminösere Futter zu beziehen. Man wird gezwungen, den Viehstand zu reduziren; man verkauft sein Vieh an das Ausland, natürlich zu Spottpreisen. So findet sich der Landwirth am Ende des Unglücksjahres ohne jenen Viehstand, der nöthig ist, um seine nächst zu erwartende Futterproduction zu verwerthen. Soll er wieder vom Auslande zurückkaufen? Wenn er es thut, so wird er finden, dass er ganz andere Preise zahlen muss beim Ankaufe, als er beim Verkaufe erhielt. Sein eigenes Land macht ihm allzugrosse Concurrenz, und sowohl damals als jetzt bewirkt das Missverhältniss zwischen Nachfrage und Angebot Nothpreise: damals auf Seite des Verkäufers, jetzt auf Seite des Käufers, beide Male aber auf Seite unseres armen Viehzüchters. Er wird also nicht nur den Ausfall der Futterernte zu tragen haben, sondern an seinem Viehkapital vielleicht noch einen grössern Schaden erleiden. Will er seinen Viehstapel gleich wieder durch Zukauf auf den alten Stand heben, so muss er Schulden machen; will er ihn aber selbst wieder durch Zuzucht emporbringen, so muss er eine Zeitlang auf den Ertrag der Wirthschaft ganz oder zum Theil verzichten und leidet dabei in der Zwischenzeit an dem Umstande, dass der einstweilen noch geringere Viehstand ihm nicht die beste Verwerthung der vollen Futterproduction erlaubt. Wie die Missernte im Viehfutter grössere Nachtheile für die Viehzucht nach sich zieht, als die Fehlernte beim Kornbau, so hat der überreiche Ertrag eines guten Jahres nicht jene grosse Bedeutung bei der erstern wie hier. Getreide hat einen grössern Markt; man kann es meistens unterbringen, wenn man sich auch niedrigere Preise muss gefallen lassen. Wenn aber einem

Lande ausnahmsweise eine doppelte Futterernte bescheert wird, so kann es diese voluminösen Producte nicht ausser Landes senden. Entweder muss es sie einem grössern Viehstande zur Verfütterung geben, oder es muss dieselben, so weit es möglich ist, für folgende Jahre aufbewahren. Ein grösserer Viehstand aber ist nicqt auf einen Wink geschaffen, und man setzt sich nicht leicht der Gefahr aus, wegen einer guten Ernte um theueren Preis denselben zu mehren, um ihn wahrscheinlich zu geringerem Preise zu Ende des Jahres wieder zum Theile zu veräussern.

So zeigt sich das Schwanken im Ertrage beim Futterbaue nach zwei Richtungen hin viel schädlicher als beim Kornbau. Die Missernte kann bei dem erstern totaler werden und schon eine gleich grosse Fehlernte hat grössere Nachtheile, indem sie nicht nur den jährlichen Ertrag allein, sondern auch das Kapital angreift. Auf der andern Seite ist die überreiche Ernte keiner solchen Verwerthung bei den Futtergewächsen fähig, als bei dem Getreidebaue.

Will man die Viehzucht mit Erfolg betreiben, so muss man sich von dieser Laune der Natur emancipiren und diesem Schwanken vorbeugen. Das hat der Ungar auch bereits gethan, indem er von den natürlichen Wiesen mehr und mehr abging und sich auf den künstlichen Futterbau warf. Auf diesem beruht nunmehr auch in Ungarn die „rationelle" Viehzucht. Der Leser weiss, dass wir hier nicht das rationell nennen, was zwar ein technisch vollendeteres Product liefert, aber den Producenten wirthschaftlich zu Grunde richtet. Vor zwanzig Jahren war vielleicht die sorglose Pusztawirthschaft noch die rationellste Betriebsweise in Ungarn, und jede weitere Sorgfalt, die man auf die Aufbesserung der Puszta verwandte, hat sich vielleicht nur schlecht bezahlt. Und heute, glauben wir, ist die Stallfütterung in Ungarn noch unrationell, nicht etwa, als wenn hier nicht ein vollkommneres Product erzeugt würde, als bei dem theilweisen Weidegange, sondern desshalb, weil das vollkommnere Product trotz seines höhern Preises den Mehraufwand für Arbeit nicht deckt und den Landwirth eher ärmer als reicher machen wird.

Wenn wir also dem Futterbaue die grössere Rationalität zusprechen, so meinen wir darunter, dass er wirthschaftlich die günstigern Resultate, den grössten Reinertrag liefere.

Der ungarische Futterbau ist aber so verschieden von dem deutschen, dass der westeuropäische Landwirth schwerlich ein Bild von den Aussichten und Zuständen der ungarischen Viehzucht haben dürfte, ohne die eigenthümlichen Verhältnisse dabei gegenwärtig zu haben.

Die perennirenden Futterkräuter finden auf den beiden Ebenen durchaus keinen günstigen Boden. Wahrscheinlich ist der Mangel an regelmässiger Feuchtigkeit, besonders der seltene Thau vorwiegend Schuld an ihrem Fehlen. Dieses ist der Hauptgrund für den geringen Ertrag der natürlichen Wiesen. Eine feste Narbe bilden diese Gräser unseres Wissens nie[1]), und der schwarze Untergrund scheint bei dünnem Grasstande durch und zeigt sich bei dem dichtesten, sobald man die Halme auseinanderbiegt. Die Gräser degeneriren sehr schnell und sterben aus, so dass ein häufiges Auffrischen des Samens erforderlich ist, wenn man einen höhern Ertrag erzielen will.

Der Rothklee gedeiht auf der ungarischen Ebene nicht, und alle Versuche, das allgemeinste Futterkraut Westeuropas auch hier einzubürgern, sind gescheitert. Vielleicht sagt ihm der Boden nicht zu; vielleicht wartet er erst noch auf die kommende Bewässerung des Alföld. Um so treuer und zuverlässiger ist dagegen die Luzerne; sie muss nicht nur den Klee, sondern auch die Wiese ersetzen und ist desshalb das Viehfutter schlechtweg. Sie gedeiht mit möglichster Sicherheit und selbst 1863 konnte man von ihr einmal eine mittlere Mahd nehmen, während die Wiesen durchaus versagten. Theilweise ist ihr Ertrag auch ziemlich bedeutend, und man kann in guten Jahren auf fünf, ausnahmsweise auf mehr Schnitte rechnen. Im Ganzen und Grossen jedoch übt auch bei der Luzerne die Dürre den nachtheiligsten Einfluss auf die Menge des Productes,

1) Nur eines einzigen Falles entsinnen wir uns, einen „Rasenteppich“ gefunden zu haben, und zwar in einem Parke, wo jede Woche gemäht wurde, um den Teppich zu erhalten.

und im Durchschnitt wird man auf eine mittlere Luzerne-Ernte vom gewöhnlichen Boden etwa 25 Zentner vom Joch rechnen können ($14,_{75}$ b. Ztr. vom bayer. Tagwerk).

Was der Luzerne das sichere Gedeihen möglich macht, ist ihr grosses Wurzelvermögen, vermittelst dessen sie die Feuchtigkeit tief im Boden aufsuchen und sich zu Nutze machen kann.

Die Futterrübe erfreuet sich gleichfalls einer grossen Ausdehnung, wenigstens auf den grössern Gütern und wo man genügende Arbeitshände zu ihrer Bearbeitung zur Verfügung hat; sie gedeiht auch vortrefflich, wenn der Boden nur die hinreichende Feuchtigkeit besitzt.

Ganz für die dürren Ebenen geschaffen ist der Mohar (Setaria italica), welcher mit der geringsten Feuchtigkeit vorlieb nimmt und dabei eine Ernte von 40—50 Ztr. mit grosser Sicherheit erwarten lässt und ein recht gutes Futter liefert. Seine Saatzeit ist Mai und Juni und fällt also in jene Zeit, in welcher die übrigen Futterpflanzen meistens wegen der Dürre nicht mehr mit Sicherheit aufgehen. Aussaat auf das Joch: $0,_{4}$ Metzen.

Neben der Luzerne und der Futterrübe bilden jedoch die grünen Getreidesaaten die hauptsächlichsten Futtergewächse. Grüner Sommer- und Winterroggen und -Weizen, Wick-Hafer und Mais wechseln je nach der Jahreszeit mit einander ab, und der Landwirth sucht es vor Allem so einzurichten, dass er immer hinreichenden Vorrath, aber nie Ueberfluss an solchem Grünfutter hat. Wir geben hier die Betreibung des Futterbaues auf den erzherzoglichen Gütern in Ungarisch-Altenburg [1]), welche in dem Futterbau nicht weniger hervorragen, als in den übrigen Theilen des landwirthschaftlichen Betriebes, wenn auch gerade hier der Futterbau mit den grössten Hindernissen zu kämpfen hat.

Der Winterroggen und Winterweizen wird im

---

1) Hecke, die Landwirthschaft der Umgebung von Ungarisch-Altenburg. 1861.

September gesäet, und zwar 2,4 Metzen auf das Joch. Er wird bereits im April oder Anfangs Mai gemäht. Lässt man ihn älter werden, so liebt ihn das Vieh nicht mehr als Grünfutter. Das Trockenheu, welches man aus diesem Winterroggen bereitet, gibt 40—60 Ztr. vom Joch.

Wenn die Fütterung mit der Wintersaat zu Ende ist, kommt die Reihe an die grüne Sommersaat, welche zu Anfang Juni gewonnen wird. Im Juni ist auch schon der Wickhafer herangewachsen; man säet diesen in dem Verhältnisse, dass auf ein Joch zwei Metzen Wicken und eine Metze Hafer treffen. Da die Wicke als Körnerfrucht hier nicht gedeiht, so muss der Samen weither bezogen werden, was denselben vertheuert. Das Heu ist aber sehr vortrefflich.

Der Mais endlich ist unter allem grünen Getreide als Viehfutter das ergiebigste und zuverlässigste. Da er, wie der Mohar, die Dürre gut erträgt, so lässt er sich auch den Sommer hindurch zu jeder beliebigen Zeit anbauen, und man kann sich desshalb mit dem Mais aus der Futterverlegenheit bald heraushelfen, wenn man sie nur einige Wochen voraussieht. Der erste Futtermais wird Ende April gebaut; in der zweiten Hälfte des Juni ist derselbe schon 3 Fuss hoch, und wird dann verfüttert bis Mitte October, je nachdem man im Frühjahr und Sommer weitere Maissaaten hat folgen lassen. Man kann selbst zweimal in einem Jahre auf demselben Felde Grünmais ziehen, da er, zu Ende Juni nach der ersten Ernte gesäet, im October noch eine zweite Ernte bringt. Der Ertrag vom Joch ist 80 Ztr., was einem Heuwerth von etwa 20 Ztr. entspricht. In der Umgegend von Altenburg gibt übrigens die Luzerne nur geringe Erträge, und daher fällt dem Mais hier die Rolle zu, die Luzerne zu ersetzen. Der Anbau des Mais hat sich in den letzten Jahren hier verdreifacht[1]).

---

1) Die Art der Aufbewahrung des getrockneten Futters geschieht in Ungarn in grossen Tristen (Feimen) im Freien; jedoch sucht man wo möglich, besonders beim Mais, das getrocknete Futter zu umgehen. Schwarzheu und Braunheu liebt man schon mehr, wenn man es nur gehörig zu bereiten versteht. Zu Kis-Szállás in der Bácska fanden wir eine sehr vor-

Durch derartige Vielfältigkeit im Futterbaue erreicht man es in Ungarn einigermassen, den grossen Schwankungen des Ertrages vorzubeugen und die eine Saat durch die andere zu versichern. Daneben macht man aber auch für den ganzen Sommer die Grünfütterung möglich, welche, wie bereits erwähnt, bei den Gräsern wegen des Sommerschlafes nicht möglich sein würde.

Wir müssen jedoch erwähnen, dass der Futterbau, wie er in Altenburg besteht, auf einer andern ungarischen Herrschaft kaum erreicht werden dürfte; die Nähe der Stadt Wien macht hier die Viehzucht sehr lohnend, indem sie erlaubt, täglich die Hauptstadt mit Milch zu versorgen. So gehört Ungarisch-Altenburg zu den sehr wenigen Gütern, bei denen die Viehzucht nicht auf Fleischproduction, sondern der Milch willen getrieben wird. Die Fleischproduction lässt solche Sorgfalt noch nicht zu, wenn es nicht gerade das letzte Stadium derselben, die Mastung ist, und desshalb ist es nur natürlich, wenn wir im übrigen Ungarn nur wenige Wirthschaften wiederfinden, welche auf diese und ähnliche Weise den Futterbau pflegen.

---

theilhafte Art der Braunheubereitung aus Luzerne; die halbtrockne Luzerne wurde in grosse Tristen gefeimt, so dass auf jede Lage von einem Fuss Dicke eine eben so dicke Schicht Haferstroh gelegt wurde. Bei dem Angehen des Braunheues, wo sonst durch Ausdünsten ein grosser Theil der Nahrungsbestandtheile in die Luft entweicht, zieht jetzt das Haferstroh diese Dünste an sich, wodurch dasselbe ebenfalls angebräunt wird und das Aroma des Braunheues erhält. Bei Versuchen hat sich ergeben, dass derartiges Haferstroh ebenso nahrhaft ist, wie die Luzerne, und mit grosser Lust gefressen wird, so dass sich also der Nährwerth einer solchen gemischten Triste viel höher stellt als der von den einzelnen Bestandtheilen, wenn man sie abgesondert lässt. — Viel beliebter aber ist das Sauerheu, welches man grün in Gruben von etwa 4 Fuss Tiefe und 12 Fuss Breite stampft; die Länge entspricht der Menge des Futters. In diesen Gruben lässt man es ein gutes Vierteljahr liegen; dann kann es verfüttert werden; jedoch ist auch eine längere Aufbewahrung möglich, selbst bis zum zweiten Winter. Besonders lobt man seine Wirkung neben der Schlempefütterung, da es den Appetit nach der letztern reizt und die Disposition zur Diarrhöe aufhebt, welche durch dieselbe hervorgerufen wird. —

Aus der Art des Futterbaues in Ungarisch-Altenburg können wir aber das finden, dass derselbe mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: ausser der Luzerne erfordert z. B. jede Ernte eine besondere Aussaat, und bei einer durchschnittlich so geringen Ernte ist der verhältnissmässige Aufwand für die Bestellung ungeheuer im Vergleiche zu den westlichen Ländern. So einfach wie bei uns wird sich der Betrieb der Viehzucht in Ungarn nicht gestalten, wenn dieselbe dort einmal den gleichen Grad von Intensität erreichen wird.

Wenn man für Ungarn die Viehzucht revindiziren will, so scheint uns dieses Streben nur einen sehr relativen Nutzen zu haben. Die technische Production der Viehzucht wird sich in Ungarn schwerlich je auf jene Höhe heben können, wie in den Nachbarländern, wo das Klima den Futterbau entschieden begünstigt; man wird wohl nie in Ungarn auf einer Quadratmeile bei gleichem Boden, gleichem Verhältniss der Viehzucht zur ganzen Landwirthschaft und bei gleich intensivem Betriebe die gleiche Anzahl gleich guten Viehes ziehen können wie im Auslande. Und daraus folgt, dass die Viehzucht in Ungarn, wenn sie sich rentirt, ihre Rentabilität andern Umständen verdankt, als dem natürlichen Ertrage. Der Vorzug der Viehzucht vor dem Getreidebau kann nur ein negativer sein, der nämlich, dass der letztere zur Zeit nur noch weniger lohnt, als die Viehzucht. So lange Ungarn seine volkswirthschaftliche Inferiorität gegenüber dem übrigen Europa noch nicht abschüttelt, so lange es seine Bezüge aus dem Auslande mit der Ausfuhr seiner Rohproducte bezahlen muss, so lange der ungarische Landwirth auf dem Weltmarkte kaum etwas anderes ist, als ein in die östlichen Prairien vorgeschobener Farmer, welcher seine Mühle und seinen Backofen in London und Marseille, in Wien, Prag und Zürich hat: — so lange, aber auch nur so lange, wird auch die Viehzucht in Ungarn noch einen selbstständigen Zweck haben. Die Producte der Viehzucht, Fleisch, Häute, Wolle, tragen bei gleichem Werthe ein viel geringeres Gewicht und Volumen als das Getreide, und desshalb ertragen sie einen viel weitern Transport und haben ein viel grösseres Marktgebiet.

Nur desshalb hat die Viehzucht als selbstständiger Zweig der Landwirthschaft in Ungarn noch einen Platz, weil das Land zwischen der Theiss und Drau noch zu den äussersten Ringen des Thünenschen Staates gehört, weil es weit vom Centrum des europäischen Weltmarktes liegt. Wenn Ungarn erst einmal in seinem eigenen Lande für seine landwirthschaftlichen Producte wird Abnehmer finden, und wenn es dann nicht mehr jene hohen Frachtkosten auf seinem Getreide lasten hat, welche dieses heute am Platze der Erzeugung oft nahezu werthlos machen, so wird man wohl nicht mehr wie heute sagen, dass es die Viehzucht sei, welcher das Alföld und die obere Ebene den besten Theil der Landwirthschaft zuwenden müsse.

Jetzt, nach einigen Jahren niederer Getreidepreise, welche Ungarn arm gemacht haben, weil es ausser dem Getreide kein zweites Product von Bedeutung auf dem ausländischen Markte zum Verkaufe brachte; jetzt ruft ganz Ungarn, die traurige Lage der Landwirthschaft müsse und könne durch ausgedehntere Viehzucht gehoben werden. Warum trotz dieser Erkenntniss das Aufblühen — wir mögen nicht sagen das Wiederaufblühen — der Viehzucht noch nicht Platz greifen will, wissen wir bereits. Wäre sie aber jetzt in voller Blüte, so will uns scheinen, als würde man nach einigen Jahren, vielleicht schon nach einem Jahre, Grund haben können, als Hauptmittel zur Beseitigung gedrückter landwirthschaftlicher Verhältnisse den ausgedehntern Getreidebau wieder anzuempfehlen. Weil die Conjuncturen in den letzten Jahren zufällig für die Viehzucht wären günstiger gewesen als für den Getreidebau, soll man nicht rechnen, dass es auch in Zukunft so sein werde. Das lässt sich dagegen wohl auch nicht läugnen, dass das vorige Jahrzehnt den Getreidebau der Viehzucht gegenüber ganz ausnahmsweise begünstigte, und dass in Folge dessen die Viehzucht viel mehr zurückgedrängt worden ist, als es den normalen Verhältnissen der ungarischen Volkswirthschaft würde entsprochen haben.

Der Ruf nach einer dauernd grössern Viehzucht hat dennoch seine vollste Berechtigung. Aber mit zwei wesentlichen Einschränkungen. Die erste ist diese, dass sie nur in jenen

Gegenden einen selbstständigen Zweck haben kann, wo die Verkehrsverhältnisse den Transport des Getreides weniger gewinnbringend machen, also in jenen Orten, welche sowohl von schiffbaren Flüssen, wie von den Eisenbahnen weiter entfernt sind. Die zweite Beschränkung, welche die erste ergänzt: dass an den übrigen Orten die Viehzucht nicht zur Selbstständigkeit kommen, sondern im Dienste der übrigen Landwirthschaft fortbestehen wird als Düngerfabrik, um das Getreidefeld ergiebiger zu machen. Das vorige Jahrzehnt steht wohl in Bezug auf die Raubwirthschaft jeder vorhergehenden wie nachfolgenden Periode weit voran. Man baute nur Getreide, und das Vieh schränkte man ein so weit es möglich war. So raubte man den Boden mehr aus, wie es neben dem Futterbaue möglich sein könnte und gab ihm weniger wieder als damals, wo man ihm wenig oder gar nichts nahm, und als das zahlreiche Vieh seine Weide noch selbst düngte. Auch jetzt gibt es noch viele jener kräftigen Urböden, welche verbessert werden, wenn man ihnen einen Theil ihrer Wucherkraft nimmt. Aber neben diesen werden jene Felder jedes Jahr häufiger, bei denen die Poesie der Wirthschaft häufig zur Prosa wird: Kinder, welche Hunger bekommen, wenn sie nicht regelmässig genährt werden, und bei denen es dem Landwirth zu oft ergeht, wie dem Hauswirth, so dass der reichlichere Segen an solchen Kindern die Quelle für grössere Noth wird. Die Düngung wird nöthig, und das weist auf die Viehzucht hin. Durch diese wird der Acker geschont; er erhält den grössern Theil seiner Bestandtheile im Dünger wieder zurück; die Verwerthung des Strohes wird erhöht; die Jahresarbeit vertheilt sich gleichmässiger, wodurch die Arbeitskraft von den Arbeitern wie vom Zugvieh besser gewerthet werden kann; das Risico vertheilt sich auf mehrere Zweige.

Die Aussaugung des Bodens und die Schwächung seiner Productionskraft ist es, welche an die Viehzucht so dringend mahnt. Und es wird unsers Erachtens die vornehmste Aufgabe des vermehrten Viehstapels sein, Dünger zu erzeugen, um im Kornbau höhere Erträge zu erzielen.

Wenn aber auch die Bedeutung der Viehzucht keine andere sein wird, als die einer Düngerfabrikantin, und wenn sie sich auch nicht über jenes Niveau hinaus erheben wird, auf welchem sie stehen muss, um den Düngerbedarf zu decken, so wird sie dennoch einen Theil von der Bodenfläche erfordern, der selbst bei uns und unserer drei- und vierfach stärkeren Düngung eben erreicht wird.

Wenn man jetzt schon mehr als die Hälfte des Feldes für die Viehzucht verwenden muss, um jedes zehnte oder elfte Jahr dem Boden eine eher schwache als starke Düngung zu geben, so begreift man, wie wenig bei gleichen Productionsverhältnissen der Futtergewächse d a n n für den Kornbau übrig bleiben wird, wenn einmal der Boden nach jeder zweiten oder dritten Frucht eine gute Düngung verlangt.

Hierin zeigt sich, in welchem Sinne Ungarn in Zukunft seine verstärkte Viehzucht betreiben wird: im Dienste einer gesteigerten Kornproduction, für Repsbau und andere Handelsgewächse: weniger aber als einen selbstständig gewinntragenden Zweig der Landwirthschaft.

Eine s e l b s t s t ä n d i g e Stellung hat die Viehzucht überhaupt nur an zwei Stellen der Weltwirthschaft: im äussersten Kreise des Thünenschen Staates und im innersten. In der nächsten Nähe des Marktes: Milch- und Butterproduction; an der Peripherie des Marktgebietes: Fleischproduction. England und Holland bilden die Länder der ersteren Lage, Podolien und Serbien unter Anderen die der letztern. Ungarn liegt viel zu weit entfernt vom grossen europäischen Weltmarkte, um so bald zu den erstern Ländern zu gehören, aber auch schon zu nahe, um noch den äussersten Ringen zugezählt zu werden, wo die Bodenrente gleich Null ist und nur durch die extensivste Viehzucht eine solche geschaffen werden kann. Wohl macht die Natur manchen Querstrich durch diese regelmässig gezeichneten Ringe, und wir finden in jedem Kreise des „isolirten Staates“ Gegenden der ausschliesslichen Viehzucht, aber nur desshalb, weil diese Gegenden entweder besonders dieser Kultur günstige Verhältnisse haben (Holstein, Mecklenburg) oder weil sie

eine andere Kultur überhaupt nicht zulassen (die Alpenländer). Ungarn gehört weder zu den einen, noch zu den andern; vielmehr werden seine der Viehzucht sehr ungünstigen Verhältnisse dahin wirken, dass die Viehzucht hier immer nur eine geringere Bedeutung einnehmen wird, als die übrigen Umstände ihr zusprechen möchten.

Zehntes Kapitel.

Die Zweige der Viehzucht.

1. Die Pferdezucht.

Die Geschichte des Magyaren ist mit seinem Pferde aufs Engste verknüpft. Er verdankt ihm zu einem nicht geringen Theile seine kriegerischen Erfolge im Mittelalter; die Eroberung und die Behauptung des heutigen Ungarns vollführte und bestand er mit Hülfe seines blitzschnellen Rosses, und der Schrecken des westlichen Europas hatte vielleicht ebenso sehr in der Unnahbarkeit als in der Grausamkeit des Magyaren seinen Grund.

Dieser grossen politischen Rolle, welche das ungarische Pferd in der Vorzeit spielte, entspricht seine Gestalt nicht ganz und gar. Das ungarische Pferd ist klein und unansehnlich. Von Abstammung aber ist es adelig, wie der Magyar selbst: eine asiatische, mit dem arabischen Pferde nahe verwandte Rasse. Jedoch hat man beim Pferde zuletzt nicht mehr nach seiner Abstammung gefragt. Nach Beendigung der Türkenkriege war dem Adel sein altes Ross nicht mehr schön und prächtig genug. Er holte spanische und neapolitanische Pferde von grösserm und ansehnlicherm Wuchse ins Land. Dänische, deutsche und italienische Pferde kamen immer zahlreicher in die Gestüte der Magnaten; aber in Folge einer planlosen Fortpflanzung degenerirten sie immer mehr und mehr. Maria The-

resia und Josef II. fanden es bereits für gut, durch zweckdienliche Verordnungen dem weitern Rückgehen der Pferdezucht Einhalt zu thun.

Das ächte ungarische Pferd wurde aus den Gestüten der Grossen allmälig verdrängt und hielt sich in seiner Ursprünglichkeit nur noch bei dem gemeinen Bauern und in den Felsen Siebenbürgens, zwischen der Håtszeg und Csik. Der Ungar bedauert dieses Zurückdrängen seiner „nationalen“ Pferderasse, und er scheint Recht zu haben.

Das ungarische Pferd ist, wie gesagt, klein und unansehnlich. Aber trotz der Kleinheit ist es kräftig, mit straffen Sehnen und Muskeln und von einer ausserordentlichen Ausdauer. Sein Körperbau, die verhältnissmässig breite Brust begünstigt die gesunde Entwickelung einer kräftigen Lunge, und hierin, wie in der Uebung von Jugend auf, liegt der Grund für die aussergewöhnliche Schnelligkeit und die Ausdauer im Laufe, welche den Fremden in Erstaunen setzt, welche aber den Reisenden nicht weniger angenehm überrascht, wenn er mit der halben Schnelligkeit eines Dampfwagens über die grossen Entfernungen hinwegfliegt, welche in Ungarn die Ortschaften von einander trennen. Bei gutem Wetter, d. h. bei guten Wegen würde sich ein ehrliebender Kutscher — und solche sind die Magyaren fast ohne Ausnahme — schämen, wenn er in einer Stunde nicht mehr als eine deutsche Meile zurücklegen würde; man zählt in Ungarn nach Stunden, aber versteht darunter eine Strecke, zu welcher man eine Stunde zu fahren hat, d. h. auf ungarische Weise; oft hat eine solche Stunde zwei deutsche Meilen, meistens aber anderthalb. Dass man zehn solcher Stunden in einem Tage mit Leichtigkeit zurücklegt, immer im Trab, ist gar nichts Ungewöhnliches.

Die Pflege des Pferdes ist nicht so gross als die Liebe, welche der Ungar zu ihm hat. Wohl ist der Ungar der beste Fuhrmann, und bei gleichem Resultate, bei gleich gutem und gleich langem Wege, der in derselben Zeit durchflogen wird, ist es zweifelsohne der Ungar, welcher sein Pferd am wenigsten ruinirt und es am meisten schont. Aber die Strapazen sind bei

dem Ungarn meist grösser, als bei den übrigen Nationalitäten, und daher reiben sich die Pferde des Ungarn schneller auf, als man erwarten sollte, wenn man diesen in der Behandlung seines Pferdes betrachtet. Die Pflege des Pferdes besteht mehr in persönlichen Diensten, ja man könnte sagen in persönlichen Verhältnissen, als in materiellen Dingen, wenn anders es erlaubt ist, diese Unterscheidung aus der Nationalökonomik hier in Anwendung zu bringen. Die Nahrung ist nach unsern Begriffen mehr als mittelmässig. Heu, Stroh und Weide bilden das Hauptgericht, und man muss wissen, wie schlecht in Ungarn das Heu und wie dürftig die Weide ist, wenn man sich von dem gewöhnlichen Pferdefutter eine Vorstellung machen will. Der künstliche Futterbau ist nur erst dem fremden Pferde zu Gute gekommen; erst die grössern Güter, von denen aber das ursprüngliche ungarische Pferd vertrieben ist, treiben grössern Futterbau. Der Bauer aber schickt sein Pferd noch auf die natürliche Puszta, wenn die Zeit da ist, wo er für dasselbe keine Arbeit hat. Wo noch ungetheilte Hutweide ist, da hat das Dorf auch heute noch meistentheils seinen Pferdehirten (csikós). Wer im Frühjahr, im Mai etwa, die Pferde des Alfölder Bauern sieht, der möchte kaum seinen Augen trauen. Kaum kann man drei Fingerspitzen auf das Pferd legen, ohne auf eine wunde Stelle zu stossen; allenthalben öffnet sich die Haut und aus diesen Poren schwitzt das reinste Blut hervor. „Das Blut treibt,“ sagt der Bauer ganz trocken, und wenn man verwundert fragt, was das zu bedeuten habe, so sagt er eben so nüchtern: „Herr, das kommt alle Jahre, wenn die Grünfütterung beginnt; unser Gras ist zu kräftig; dieser Ausschlag vergeht aber bald wieder.“ Da wir aber auf den grössern Gütern nicht die gleiche Erscheinung angetroffen haben, so vermuthen wir, dass sie hier wegen zweckmässigerer Fütterung überhaupt nicht vorkommt, und dass sie desshalb auch bei den Bauern zu vermeiden wäre [1]).

---

1) Der Ungar hält dieses Blutschwitzen für das Merkmal der Gesundheit des Pferdes, da kranke Thiere hiervon nicht befallen werden. Dennoch

Das ungarische Pferd ist übrigens in Ungarn durch eine andere Rasse, und wenn sie noch so gut wäre, schwer zu ersetzen. Die gleiche Schnelligkeit und Ausdauer würde sich wohl schwerlich mit einer gleichen Genügsamkeit bei irgend einer andern Rasse vertragen. Die grössere Ziehkraft aber, welche dem ungarischen Pferde abgeht, ist auf der Ebene kein solches Bedürfniss wie in andern Gegenden. Wo die Wege schon den leeren Wagen unter Umständen versinken lassen, da lassen sich grössere Lasten durchaus nicht auf einen Wagen laden. Man kennt auf der ungarischen Ebene nur sehr leichte Frachten und muss durch die Schnelligkeit sowohl den Abgang an der Fracht ausgleichen, als auch den Rädern zum tiefern Einsinken an einer Stelle die Zeit vorwegnehmen.

Wie bereits erwähnt, ist das reine alte Ungarblut hauptsächlich nur mehr beim Bauernpferde zu finden. Der grössere Grundbesitzer wurde zuerst jenem Thiere untreu, das ihn so oft in den Kampf und heraus getragen und mit dessen Hülfe er sich die fetten Marschen Pannoniens erkämpft hatte. Aber die ungarische Pferdezucht stand vor anderthalb Jahrhunderten noch nicht auf jener Höhe, dass sie die Inzucht mit veredelten Rassen des Auslandes hätte durchsetzen können. Pusztenfutter schmeckte diesen Ausländern nicht und künstlichen Futterbau pflegte man nicht; die Thiere verkümmerten oder degenerirten. Die planlose Kreuzung der Rassen trug das Ihrige dazu bei. Die Pferdezucht lieferte immer schlechtere Resultate.

Maria Theresia brachte wieder neuen Aufschwung in die Pferdezucht. Die Schule für Pferdeärzte in Pest wurde gegründet; auf die Bedeckung mit edlen Hengsten und auf die Aufzucht guter Fohlen wurden Prämien gesetzt; in einigen Comitaten entstanden Comitats- oder Bezirks-Gestüte, deren

---

scheint dieses Symptom der Gesundheit nur ein geringeres Uebel zu sein, eben so wie das Erbrechen meist ein gutes Zeichen dafür ist, dass der Magen den Grund des Unwohlseins zu entfernen strebt. Dennoch ist jener Mensch besser daran, welcher keines Reizes zum Erbrechen bedarf; und so, glauben wir, würde eine Fütterung, bei welcher das Bluttreiben nicht gefördert wird, nicht schädlich, sondern nützlich sein.

Benützung den Unterthanen unentgeltlich freigestellt wurde etc. Josef II. wirkte in diesem Sinne weiter. Er liess 60 edle Hengste aus der Moldau und der Ukraine beschaffen. Besonders aber war die Errichtung des grossartigen Gestütes von Mezö-Hegyes (1785) für die Pferdezucht von grösster Wichtigkeit. Zweitausend der grössern Mutterpferde wurden auf dem Alföld ausgesucht, um zu den Beschälern des Gestütes zugelassen zu werden; die Unkosten beliefen sich nur auf 1 Gulden an Trinkgeld. Für die Aufzucht dreier solcher Füllen war eine Prämie ausgeschrieben. Im Jahre 1789 erhielt Mezö-Hegyes eine Filiale in dem Gestüte zu Babolna. Dieses letztere hat reines arabisches Blut. Das Hauptgestüt bestand ursprünglich aus reiner ungarischer Rasse; bald jedoch kaufte Josef II. 500 Stück orientalische Hengste an, besonders tscherkessische, wozu 1802 und 1804 noch mecklenburgische, 1803 spanische und neapolitanische, 1811 moldauische, 1814 und 1815 in Frankreich erbeutete normannische und arabische Hengste kamen; später wurde das arabische Blut noch vermehrt. Die Zahl der Pferde des Gestüts beträgt etwa 3000.

Die Kriege mit Napoleon bewirkten, dass der Pferdezucht grössere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dennoch blieb sie hinter jener Stufe zurück, welche sie hätte erreichen sollen. Die Bauern verhielten sich passiv und begnügten sich mit der Production ihres eigenen Bedarfes. Nur die grössern Güter widmeten der Pferdezucht einige Aufmerksamkeit; aber auch hier ging sie immer zurück; denn die Puszta gehörte bereits einem andern Hausthiere — wenn es auch in Ungarn noch kein Hausthier war — nämlich dem Schafe.

Im Jahre 1817 gab es ausser den beiden Staatsgestüten noch 40 grössere Privatgestüte der Grossgrundbesitzer. In den letztern war 37mal die ungarische, 34mal die orientalische, 14mal die spanische, 12mal die englische und 6mal die neapolitanische Rasse vertreten. — Die Pferderennen kamen auf: 1815 veranstaltete Graf Hunyady, wenn wir nicht irren, das erste zu Schümeg. Später hat sich besonders Széchenyi die grössten Verdienste um diese Wettrennen erworben, welcher jedoch

nicht bloss die Hebung der Pferdezucht hiermit bezweckte, sondern bei Gelegenheit der Wettrennen den ungarischen Adel aus dem Auslande in sein Vaterland versammeln wollte und also politische Zwecke dabei verfolgte.

Der Anfang des vorigen Jahrzehnts beschenkte das Land mit einem weitern Landesgestüte von grösserer Ausdehnung, nämlich Kis Bér.

Von den erwähnten 40 Privatgestüten waren im Jahre 1855 nicht weniger als 19 eingegangen, und wenn dagegen auch einige neue entstanden waren, so zeigt sich hierin doch, dass das Interesse an der Pferdezucht nachgelassen hatte. Für den Bauern lag noch weniger Reiz in der Aufzucht von Pferden, da er die Pferde fast mehr für Andere als für sich halten musste; die Robot für den Grundherrn, Wegefrohnden und besonders der lästige Vorspann, den er gegen eine nichtssagende Entschädigung gewissen dazu berechtigten Personen leisten musste, waren Dinge, die ihn nicht sehr anspornten, seine Pferde zu mehren oder sie zu veredeln. Ob die Aufhebung dieser Verhältnisse hinreichend war, wesentlich zur Wiederbelebung der Pferdezucht beizutragen, wissen wir nicht; andere Umstände mögen diese günstigen Wirkungen zum Theil oder ganz wieder lahm gelegt haben. Das aber scheint gewiss, dass die Pferdezucht in der Hinwegräumung dieser Verhältnisse eben so viele grosse Hindernisse weniger wird zu überwinden haben.

Wie die Viehzucht Ungarns überhaupt, so wartet auch die Pferdezucht auf die grössere Ausdehnung des Futterbaues. Wenn diese sich aber zu einem grössern Aufschwung erheben wird, so wird das Land darauf Bedacht nehmen, eine grössere Arbeits- und Gebrauchstheilung auch beim Pferde einzuführen; wir meinen, dass es in der Zucht sich bestimmte Ziele setzt; dass es nicht das Acker- und das Kutschenpferd, das Fracht- und das Reitpferd nach demselben Style züchtet, sondern für jede Beschäftigung jene Eigenschaften besonders hineinzulegen sucht, welche für dieselben am meisten erforderlich sind.

2. Die Rindviehzucht.

Das ungarische Rindvieh ist im Auslande bekannter als das ungarische Pferd. Der Viehhändler treibt es seit Jahrhunderten zu Tausenden jährlich über die Grenze des Landes und der Monarchie. Der Landwirth liebt die einzig stehende Zugkraft und Schnelligkeit des ungarischen Zugochsen; die Städte consumiren in Massen das geschmackvolle Fleisch des wie ein Wild aufgezogenen Pusztaviehes, und aus dem mächtigen Horne eines ungarischen Rindviehes trinkt sich der Deutsche so häufig die Begeisterung.

Das ungarische Rind ist ausgezeichnet durch seinen hohen und kräftigen Bau. Daher eignet es sich so vorzüglich zum Zuge, dass es an den meisten Orten der Ebene das Pferd wo nicht verdrängt, so doch überragt. Der Schritt ist schnell und in Folge seines hohen Wuchses gross. Von Farbe ist das ungarische Rind weiss bis weissgrau. Das Geweih ist ungemein gross, so dass bei dem ausgewachsenen ein Mann mit den ausgebreiteten Armen die beiden Enden nicht immer zugleich erreichen kann. Obschon an und für sich gross, so ist doch der Körper im Verhältniss zu den Extremitäten zurücktretend. Die grosse Ausbildung der letztern mag hauptsächlich in der geringern Pflege seinen Grund haben. Wo die Fütterung eine bessere ist, da wird das Geweih z. B. nicht so ausgebildet, und wenn im Gegentheil das Vieh eines ausländischen Schlages auf die Puszta getrieben und mit dem übrigen Rindvieh gleiche Nahrung erhält, so bekommt es auch ein mächtiges Geweih, welches vielleicht nach mehreren Generationen die Länge wie bei dem Landesschlag erreichen mag [1]). Mag man nun eine Inferiorität der Rasse und des Individuums in der unverhältnissmässigen Ausbildung der Extremitäten finden oder nicht: für den Ungarn wird das einheimische Vieh durch kein fremdes

1) Nach Cslapovics Gemälde von Ungarn I, 224 bekommen die aus dem Gebirg in die Ebene eingeführten Rinder selbst die weisse Farbe.

annähernd ersetzt. Bisher war die Einführung eines fremden Schlages kaum möglich, denn von dem, was die ungarische Puszta bieten konnte, hätte ein „edlerer“ Schlag nicht das Leben erhalten, vielweniger Nutzen gewähren können. Was auf der ungarischen Puszta grasen will, muss sich oft Wochen lang mit ausgedörrtem Grase zu begnügen wissen und muss selbst die Wurzeln der Gräser und Unkräuter aus dem Boden hervorsuchen. Das Heu ist schlecht, sowohl von Natur, wie durch eine nachlässige Zubereitung. Den Winter hindurch besteht — bestand — das Futter aus Spreu und Riedgras, und dabei befindet sich das Vieh noch wohl, wenn es regelmässig satt wird; es fehlt aber auch bei der Rindviehzucht in Ungarn jene Regelmässigkeit, welche erforderlich ist, wenn man jene zu einer grössern Blüte bringen will. Ueppiger Graswuchs und schwarzgesengter Boden liegen hier oft nur wenige Wochen auseinander, und während das eine Jahr das Vieh in Ueberfluss schwelgt, muss es das nächste Jahr mit Demuth um eine Nahrung betteln, welcher jedes andere Vieh den Hungertod vorziehen würde. Diese herbe Schule der Entbehrung kann man nur mit einem ganz abgehärteten Schlage durchmachen; die sogenannten edlern Rassen passen für dieselbe nicht. Wenn man aber alle jene Thierschläge veredelt nennen will, welche sich durch irgend eine gute Eigenschaft besonders auszeichnen, sei es zarter Gliederbau, Milchergiebigkeit, Mastungsfähigkeit und was man sonst will; warum rechnet man dann nicht auch die Genügsamkeit zum Adel? Wie es scheint, hat auch die Viehzucht eine Scala der Vornehmheit, welche in einer gewissen Stall-, um nicht zu sagen Thier-Salonfähigkeit besteht, und bei welcher der stoische Charakter gar nichts gilt. Wollte man aber das Verhältniss zwischen Aufwand und Leistung zum Werthmesser der Rassen machen, so würde man unzweifelhaft alle übrigen Rindviehschläge dem ungarischen nachsetzen müssen, da dieser an Kraft und Mastungsfähigkeit oft alle in beiden Beziehungen übertrifft, aber immer denselben wenigstens gleichkommt, während er sich mit dem halben Aufwande begnügt.

Das ungarische Rindvieh hat nur einen Fehler, welcher freilich in unsern Verhältnissen genügen würde, dasselbe durchaus zu verdammen, das ist seine Milcharmuth. 300—400 Mass Milch im Jahre ist schon ein hohes Resultat von einer ungarischen Kuh, vorausgesetzt, dass sie auf ungarische Weise — mit Weidegang — gefüttert wird. Bei einer guten Stallfütterung dagegen gibt in Ungarisch-Altenburg auf der Wirthschaft der Lehranstalt ein ganzer Stapel 880 Mass, was freilich immer noch sehr wenig ist; eine einzelne Kuh brachte es auf 1274 Mass. Bei dem ungarischen Vieh kamen auf einen Zentner Heu nur 8 Mass Milch, während die lavantthaler Kühe denselben 1859 mit 10 und 1860 mit $11^1/_2$ Mass verwertheten, obschon selbst diese nur ein mittleres Erträgniss (1859 = 1091 und 1860 = 1261 Mass) geben.

Die Milcharmuth des ungarischen Viehes drückt den Ungarn übrigens wenig. Bei ihm hat die Rindviehzucht ganz andere Zwecke, als die Milchproduction. Er will von seiner Herde nur Knochen und Fleisch und Häute. Nach Milch und ihren Fabrikaten ist so wenig Nachfrage in Ungarn, dass ihm eine reiche Production nur Verlegenheit um den Absatz bereiten würde [1]). Seinen eigenen geringen Milch- und Butterbedarf deckt jeder Landwirth selbst mit Leichtigkeit. Darüber hinaus aber kann desshalb nichts produzirt werden, weil es ausser den Landwirthen zu wenig andere Leute im Lande gibt, welche die Abnehmer der erstern sein könnten. Was man Städte nennt, ist eben nur ausnahmsweise etwas Anderes, als eine Riesenortschaft von tausend und tausend Landwirthen, welche ja selbst Milch und Butter produziren können. Das Gewerbe aber und der Handel sind auf der Ebene mit blossem Auge kaum sichtbar, und der Absatz an diese ist kaum nennenswerth.

Man sollte denken, dass die Milchproduction für ein Land, welches die Producte seiner Viehzucht auf einen entfernten Markt zu bringen hat, viel angezeigter sein werde, als selbst

1) Das ist der Grund, warum die Kühe einen so kleinen Theil vom Rindvieh ausmachen, weil man sie nur zur Nachzucht des Zug- und Mastviehes hält.

die Fleischproduction. Denn Butter und Käse haben bei gleicher Masse durchschnittlich mehr als den doppelten Werth, so dass die Transportkosten zum Markte nur um halb so viel Prozente des Werthes sie vertheuern würden. Demgemäss müsste der Kreis der Fleischproduction im „isolirten Staate" dem Centrum des Marktes näher liegen, als jener der Butter- und Käseproduction. Wenn wir aber im Allgemeinen das umgekehrte Verhältniss finden, so hat dieses wohl nur darin seinen Grund, weil zur Verfertigung von Butter und Käse ein hoher Grad von Reinlichkeit erforderlich ist, welcher gewöhnlich nur den auf höherer Culturstufe stehenden Völkern eigen ist, also jenen, welche näher am Weltmarkte liegen [1]). Dieser Grund jedoch, glauben wir, ist es nicht, welcher auch in Ungarn bisher noch das Aufkommen der Milchproduction gehindert hat, und welche desshalb das milcharme einheimische Vieh noch nicht durch fremdes, milchreicheres ersetzt hat. Dass das ungarische Landvolk im Ganzen und Grossen um eine Stufe tiefer steht, als seine deutschen Nachbarn, muss man wohl zugeben; aber jene Eigenschaften, welche zum Butter- und Käsemachen erforderlich sind, die Sauberkeit und Reinlichkeit, besitzt es in hinreichendem Grade [2]). Und selbst für den Fall,

---

1) Die höhere Culturstufe ist gewiss einer der hauptsächlichsten Gründe, warum die Schweiz im Vergleiche zu Tyrol, und das Algäu im Vergleich zu Oberbayern in der Viehzucht und vor allem in der Käseproduction sich auszeichnen.

2) Wir wissen wohl, dass es im ungarischen Auslande ein Vorurtheil ist, dass der ungarische Bauer unsauber sei. Gottlob ist dieses eben nichts weiter als ein Vorurtheil. Der Magyar zeichnet sich durch seine Sauberkeit noch vor dem Deutschen in Ungarn aus, und wer das ächt ungarische Alföld bereiset hat, wird zugestehen, dass man auch vielfach den Deutschen in Deutschland hierhin schicken könnte, um holländische Reinlichkeit zu lernen. Ein ungarisches Dorf erkennt man im Banat sogleich an den weissen Wänden der Häuser, da der Ungar oder sein Weib fast wöchentlich die schadhaften Stellen übertüncht. Schreiber dieser Abhandlung, welcher mit dem allgemeinen deutschen Vorurtheil nach Ungarn ging, hat auf einer Bauerntanya meist mehr Reinlichkeit gefunden, als bei vielen grossen deutschen Bauern. Im Wohnhause wird man immer auf die grösste Sauberkeit schwören können, bei

dass sie dem Volke fehlten, so würden doch wenigstens die grossen Güter von diesem Vorwurf nicht getroffen; aber auch hier wird die Butter- und Käsefabrikation so viel wie gar nicht betrieben. Der Grund hierfür liegt aber darin, dass der Ebene jene Gräser und Kräuter fehlen, welche die Milchproduction begünstigen. Das ungarische Futter ist vorwiegend Fleisch und Knochen bildend. Wahrscheinlich erfordern die Milch gebenden Kräuter ein Klima, welches der Ebene fehlt, besonders einen regelmässigen Thau, wie ihn z. B. die Gebirge und vor allem die Alpen haben [1]).

Die Kuh ist in Ungarn nicht der Milch willen da, sondern nur der Zucht wegen. Man melkt nur die wenigsten Kühe und nur so viele, um den äusserst geringen Hausbedarf zu decken. Während bei uns die Kuh der Zweck der Rindviehzucht ist, nimmt in Ungarn der Ochs diese Stelle ein; bei uns ist das Ochskalb meistentheils der geringer geschätzte Wurf, in Ungarn sieht man in dem Kuhkalb das Uebel, welches nothwendig ist, um den Ochsen züchten zu können.

Das ächte ungarische Rind wurde vordem nur auf der

---

aller Anspruchslosigkeit der Wohnung, welche sich z. B. nur selten den Luxus eines gedielten Bodens erlaubt und mit gestossener Erde sich begnügt. Wir haben hier das Csongráder Comitat hauptsächlich im Auge. Es mag sein, dass es auch Gegenden gibt, wo die Reinlichkeit unter den Magyaren weniger gross ist. — Schmutz und Unsauberkeit gibt es freilich genug in Ungarn; man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welch' buntes Gemisch von Nationalitäten im Lande sich vorfindet, von welchen die wenigsten den Ruf der Unsauberkeit nicht verdienen: Slovaken, Ruthenen, Walachen, Raczen, Sokaczen, Juden, Armenier, Bulgaren und Zigeuner: die können wohl ein Land in den Ruf der Unsauberkeit bringen. — Die ungarische, d. h. die magyarische „Unreinlichkeit" ist übrigens nur ein kleines Glied in der langen Kette von Verkleinerungen, die dieses Land hat müssen über sich ergehen lassen — nicht um das Land, sondern um einen Theil des Volkes in Misskredit zu bringen, und zwar jenen, welcher hier am wenigsten schuldig war.

1) Nach Sendtner beruht die Milchergiebigkeit der Algäuer und Schwyzer Fütterung hauptsächlich in zwei Pflanzen, welche nur in einer gewissen Höhe gedeihen, weil sie dort die regelmässigste Thaubildung finden, nämlich meum mutellina und plantago alpina (Rütz und Mardann).

freien Puszta gezogen; im Sommer blieb es im Freien und kam des Nachts in einen unbedeckten Einfang[1]), und erst mit dem Winter wurde es unter Dach gebracht, wo es sich mit Hunger und Stroh ernähren musste, wenn die Heuernte wieder ihre böse Laune gehabt hatte. Die ungarische Rasse ist am kräftigsten vom Schlage auf dem fetten Marschboden der Theiss und ihrer östlichen Nebenflüsse, in den Comitaten Bihar, Békés, Csanád, Csongrád und Arad, wogegen sie in den Sandgegenden zwischen der Theiss und Donau nicht ganz so stark ist. Die Gegend östlich der Theiss ist auch der rechte Herd der Rindviehzucht gewesen; hier waren vornehmlich die grenzenlosen Puszten, welche vordem fast das ganze Land hier bedeckten, und von denen man vor vielen Jahren vielleicht mit Recht hat sagen können, dass man hier von einem liegenden Ochsen nur das Geweih sehen könne. Diese Zeiten sind aber auch hier vorüber, und die Puszta sieht hier nicht weniger mager aus, wo sie noch besteht.

Immerhin aber ist das Alföld vor der übrigen Ebene durch eine ergiebigere Viehzucht bekannt. Das Banat tritt an Bedeutung gegen jenes zurück; hier war die Hutweide schon lange in geringerem Verhältnisse, und die übrigen Nationalitäten mochten nicht jene Liebe für die milcharme Rindviehzucht hegen, welche der Magyar ihr erwies. Der Deutsche baute lieber Getreide und der Serbe lieber Mais für sich und seine Schweine; der Walache dagegen ist wiederum ein Freund der Viehzucht; aber sein Vieh ist krüppelhaft gegen das ungarische.

Die Weide dient der Jungviehzucht; Mast kann sie nicht gewähren. Die Stallfütterung mit Futtergewächsen ist noch nicht in Aufschwung gekommen, sondern bei dem blossen Futterbau ist fast ohne Ausnahme Weidegang mit derselben verbunden. Nur wo die Abfälle von Zuckerfabriken und besonders

---

1) Akol genannt; der alte Magyar hatte keinen Stall mit Dach; diesen lernte er erst in Europa kennen; das Wort istálló (Stall) ist unverkennbar deutschen Ursprungs, wie auch ház (spr. Haas, das Haus).

von Branntweinbrennereien dem Viehe Nahrung geben, ist eine vollständige Stallfütterung häufiger durchgeführt und hier ist auch die Mastung anzutreffen. Das Aufhören so vieler Brennereien in Folge einer höhern Besteuerung hat auch auf die Viehzucht einen nachtheiligen Einfluss ausgeübt, indem dadurch die Gelegenheit zur Mastung seltener wurde. Besonders ausgezeichnet durch ausgedehnte Mastung ist das Arader Comitat. Die Arader Puszten mästen jährlich 10,000 Stück Ochsen; ausserdem gibt es im Comitate unter 52 Branntweinbrennereien 41 grössere, welche die Mastung im Grossen betreiben, so dass das Comitat allein für Wien 14,780 Stück Mastochsen liefert [1]).

So lange man in der Viehzucht auf die Puszta allein angewiesen war, behauptete das ungarische Rindvieh ein natürliches Monopol, gegen welches ausländische Rassen nicht aufkommen konnten: das Klima und die Weide waren nicht für das fremde Vieh. Erst der Futterbau hat die erfolgreiche Einführung desselben möglich gemacht. Mit dem Mürzthaler Vieh (Steyermark) scheint man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Anfang gemacht zu haben. Aber es dürfte wohl kaum einen bekannteren Schlag in Europa geben, welcher nicht auf dem einen oder dem andern Gute in Ungarn seine Vertretung hätte. Böhmisches und mährisches Vieh; lavantthaler, salzburger, algäuer, schwyzer, berner, friesisches, englisches: man begegnet ihm auf den grössern Gütern fast durchweg, besonders auf der kleinern Ebene. Aber dabei bleiben alle diese Viehstapel meistens nur ganz vereinsamte Colonien, besonders auf dem Alföld; der Bauer befasst sich mit den Fremdlingen nicht, und er thut vielleicht recht daran; denn was diese vor dem einheimischen Viehe besonders auszeichnet, sind Eigenschaften, welche er nicht verwerthen kann. Er bedarf eines kräftigen Rindes, welches ihm seine Felder bearbeitet, und eines genügsamen, welches seine Ansprüche mit den Futtervorräthen in Einklang zu bringen weiss. Die Milchfähigkeit aber nützt auf der trockenen

1) Galgóczy a. a. O. S. 323. Die Zahlen sind jedoch bereits 12 Jahre alt und entsprechen vielleicht jetzt nicht mehr ganz.

Ebene nicht viel: das Futter ist nicht milchgiebig und, wie man glaubt, wirkt auch das Klima direct nachtheilig auf den Milchreichthum der Kühe. Für die Milchproducte wird er aber auch nicht einmal einen ordentlichen Absatz finden; der nicht landwirthschaftliche Theil der Bevölkerung, welcher sein Abnehmer sein könnte, ist allzu gering, und die Butter wird durch das Schweinefett im Haushalte ziemlich entbehrlich gemacht. Desshalb wird auch auf dem Alföld vorderhand das ausländische Vieh wohl nur sehr vereinzelt bleiben.

Etwas Anderes ist es natürlich in der nächsten Nähe von Pest und auf der kleinern Ebene. Auf die letztere wirkt die Nähe von Wien bedeutend ein. Die kleinere Ebene war es, welche die Schafzucht zuerst in grösserem Masse betrieb; sie hat diese aber zu einem guten Theile wieder aufgegeben, seitdem die Eisenbahn diese Gegend dem Markte näher brachte. Das brachte die Rindviehzucht wieder etwas mehr in Kredit. Auf den Altenburgischen Gütern kann man die Uebergänge aus den äussern in die innern Kreise des Thünen'schen isolirten Staates am besten verfolgen. Auf die Schafzucht folgt die Rindviehzucht: Fleischproduction, Butter und Käse, und seit der Verbindung mit Wien durch die Eisenbahn frische Milch, welche alltäglich zu Markte gefahren wird. Hier erklärt sich desshalb auch das häufigere Vorfinden des ausländischen Viehes. Die erzherzoglichen Güter in Ungarisch-Altenburg z. B. sehen es — abgesehen von der Mästung des abgedankten Viehes — nur auf Milchproduction ab, wesshalb auch nur fremdes Melkvieh gehalten wird: ostfriesisches, schwyzer und berner. Dass man hier bei richtiger Behandlung ein sehr hohes Resultat erzielt, zeigt das Ergebniss von einem Stapel ostfriesischen Viehes auf der Kaiserwiese, einem Gute der erzherzoglichen Herrschaft Altenburg, welches einen Durchschnitt von 2265 Mass auf die Kuh ausweist, wobei das Minimum des Milchertrages 1323, das Maximum aber 4438 Mass betrug.

Auf der untern Ebene ist dagegen das ausländische Vieh nur sehr vereinzelt zu finden. Die deutschen Colonisten brachten freilich vielfach eigenes Vieh mit; allein es scheint allmälig

„magyarisirt“ zu sein, wenn auch das Banat und die Bácska in ihrem Viehe sich etwas von dem ungarischen Alföld unterscheiden. Die grössern Herrschaften halten höchstens ein paar Exemplare, um ihren Milch- und Butterbedarf zu bestreiten; sonst ist uns das ausländische Vieh nur höchst selten begegnet: schweizer Vieh in Rastina; eine wie es scheint sehr glückliche Mischung von Durhamvieh und ungarischem in Kis-Szállás, bei welcher neben hoher Mastungsfähigkeit und Körperkraft auch ein nennenswerther Milchertrag erzielt wurde[1]); mährisches Vieh in Darda. Besonders ausgezeichnet aber ist die erzherzoglich Albrecht'sche Herrschaft Bellye (Lak). Hier findet sich ein Viehstapel von 300 Melkkühen, Schwyzer, Berner, Ostfriesen und Algäuer, worunter die letztern die besten Resultate liefern. Auf dem Gute Satoristye erhielt man bereits von einem Stapel von 80 algäuer Kühen $6^1/_2$ Mass täglich, d. i. etwa 2370 österreichische oder 3218 bayerische Mass. Man verwendet hier freilich eine Sorgfalt und einen Aufwand auf die Fütterung und Pflege, welche bei aller technischen Vollkommenheit oder wohl gerade wegen derselben den wirthschaftlichen Erfolg, die Rentabilität, sehr in Zweifel stellen. Der Reichthum des Besitzers erlaubt es, dass man in Ungarn nicht immer jene Art des Betriebes als die nothwendige anzusehen braucht, welche gerade den höchsten Reinertrag abwirft. Das Gut und die Landwirthschaft hört hier auf, den materiellen Interessen ausschliesslich zu dienen; sie emanzipirt sich von diesen und wird mehr Selbstzweck, indem sie die höchste technische Vollkommenheit zu erreichen sucht, unbekümmert, wie sich die Einnahmen des Herrn dabei gestalten. Man verlegt sich in Bellye wie bei den übrigen Schweizereien auf Käsefabrikation; aber wie schon mehrfach erwähnt, findet der Käse in Ungarn gar keinen Absatz, und das beste Zeichen hierfür ist, dass die paar Zentner, welche hier produzirt werden, in den letzten Jahren von einem vorarlbergischen Käsehändler aufgekauft wurden. Die Qualität des Käses ist freilich, wie zu erwarten, hinter den bessern Alpen-

---

[1]) Auch Mürzthaler und Schwyzer wurden hier mit Ungarischen gekreuzt.

käsen zurückstehend; das Futter mag Schuld daran sein, dass der Käse gar zu mager ist; in Bellye, wo unseres Wissens der beste fabrizirt wird, will man dessen Vorzüglichkeit dem Umstande verdanken, dass man stark mit Oelkuchen und Hülsenfrüchten — besonders Ziesererbsen — füttert; man richtet sich in der Fütterung durchaus nach Grouvens Angaben und will sehr gut dabei fahren. In Satoristye erhält man bereits von $3^6/_8$ österr. ($4,_9$ bayer.) Mass ein Pfund Käse.

Die Schweizereien haben sämmtlich den Weidegang aufgegeben und die Stallfütterung eingeführt.

Wenn nun auch das fremde Vieh auf der untern Ebene keineswegs der Zahl nach bedeutend ist, so hat seine Einführung dennoch dem ungarischen Rindvieh geschadet. Die Veredelung einer Rasse, mag sie dem Lande noch so nützlich sein, hat für jenen, der sie auf die höchste Stufe treibt, selten einen ökonomischen Ertrag. Wer sich zuerst bemüht, und wer darin am weitesten geht, edle Pferde, Schafe und Rinder zu züchten, und dadurch überhaupt die Veredlung der Thiere in der Umgegend — welche doch immer auf einer geringern Stufe der Veredelung stehen bleibt — möglich macht, der muss sich entweder mit der Liebhaberei, mit der Freude an der technischen Vollkommenheit des Productes bezahlt machen, oder mit dem Gefühle, zum Besten seiner Gegend etwas gethan zu haben: der Privatvortheil, den der Anbahner einer wirthschaftlichen Verbesserung erringt, ist selten — in der Landwirthschaft besonders — dem Verdienste und dem Aufwande entsprechend. Sollte desshalb die Veredlung des ungarischen Viehes durch Inzucht grosse Fortschritte machen, so war sie zunächst von den grössern Gütern zu erwarten. Wo sich aber hier eine besondere Vorliebe für Viehzucht zeigte, da neigte sich dieselbe — mit vielen Ausnahmen — dem Fremden nur allzuleicht zu, und die technisch vollkommenste Viehzucht hat sich wohl nur ausnahmsweise an dem ungarischen Vieh erprobt. Eine solche Ausnahme bildet vor Allem die Herrschaft Kis-Jenö im Arader Comitate, Eigenthum des Erzherzogs Stephan. Hier dürfte jetzt wohl der vorzüglichste Stapel des ungarischen Viehes sich finden.

Wir unsererseits hätten es für besser gehalten, dass man die Liebhaberei für die Viehzucht, welche einzelne Herrn gezeigt haben, nicht so sehr dem ausländischen Vieh als dem inländischen hätte zu Gute kommen lassen. Man kann wohl das ausländische Vieh mit einigem Rechte das edlere nennen: aber der Wirth soll neben dem Adel seines Viehes doch auch auf dessen Rentabilität sehen; die fehlt aber dem ausländischen, besonders dem Melkvieh, und der Ungar wird nur seinen nationalen Ochsen gebrauchen können, um seiner Landwirthschaft das beste Arbeitsvieh zu geben und zwar ein solches, welches, weil es im Lande zu Hause ist, mit dem vorlieb nehmen muss, was es in der Krippe findet, und dem man nicht jene Aufmerksamkeit und Zartheit in der Behandlung braucht angedeihen zu lassen, wie dem fremden Gaste.

Die Hutweide also besteht an vielen Orten nur mehr dem Namen nach, und die Gulya, d. h. die auf der Weide befindliche Rindviehherde ist mit jener auch eingegangen. Sie findet sich nur dort, wo noch eine grössere Hutweide bestehen geblieben ist. Wir haben bereits davon gesprochen, wie dieser Umstand der Rindviehzucht bedeutenden Abbruch gethan habe, nicht etwa weil der Umbruch der Hutweide an und für sich die Verminderung der Viehnahrung zur Folge haben musste, sondern weil trotz dieses Umbruches keine Vermehrung derselben stattfand, indem man — zumal der Bauer — den Futterbau ganz und gar vernachlässigte. Ein halbwegs ausgedehnter Futterbau auf dem neuen Umbruch hätte leicht das Doppelte und Dreifache der alten Puszta ernähren können, von welcher oft 10 Joch (14—17 bayer. Tagwerk) erforderlich waren, ein Rind zu nähren.

Die Ergiebigkeit des Getreidebaues im vorigen Jahrzehnte hat jedoch die Rentabilität der Viehzucht gar zu sehr in den Hintergrund gestellt.

Nicht minder griff ein anderer Umstand in Ungarn Platz, welcher die Viehzucht im höchsten Grade gefährdete und den Landwirthen dieselbe verleidete. Die Rinderpest, welche uns erst in den letzten Jahren heimzusuchen gekommen ist,

kennt Ungarn schon fast ein halbes Jahrhundert. Zum erstenmale trat sie auf im Jahre 1828 und herrschte seit jener Zeit ununterbrochen bis 1842; nach einer sechsjährigen Unterbrechung herrschte sie wieder von 1848 bis 1856 und neuerdings von 1862 an. Von 1849 bis 1862 sind in Ungarn an der Rinderpest

gefallen	191,941	Stück
erschlagen	2,513	„
von ihr genesen	201,812	„
im Ganzen erkrankt	396,266	Stück [1]).

Der Verlust des Viehes war jedoch nur ein Theil der nachtheiligen Folgen der Rinderseuche. Der Verkehr litt durch Absperrung der befallenen Gegenden und dadurch wurde der Schaden vergrössert. —

In jüngster Zeit hört man allenthalben von einer grössern Rentabilität der Viehzucht reden. Besonders wird die Fleischproduction als vortheilhaft gerühmt. Wir erklären die Sache als eine einfache Reaction gegen das Uebergreifen des Getreidebaues, welches die hohen Getreidepreise einer Reihe von Jahren zuliessen. Die Viehzucht ist dabei ungebührlich in den Hintergrund gedrängt und die Fleischproduction mag mit der Consumtion nicht gleichen Schritt gehalten haben. Wenn man jetzt sogar auf den neuen Polders in Holland Schafweiden anlegt, um Fleisch zu produziren, so zeigt dieses gewiss genugsam, wie gross das Erträgniss der Fleischproduction in den mehr abseits gelegenen Ländern sein könnte.

Die Viehzucht in Ungarn scheint wenig Notiz von den Vortheilen genommen zu haben, welche sich auf dem Weltmarkte für den Absatz von Fleisch bieten. Zwar brachten uns die öffentlichen Blätter die Mittheilung, dass man bereits in

1) Oesterr. Revue 1864 I, S. 148 finden wir die Angabe, dass in Grosskumanien binnen $1^{1}/_{2}$ Jahren 249,248 Stück Rinder zum Opfer gefallen seien. Das ist jedoch kaum möglich, da genanntes Gebiet nur 20 Quadratmeilen umfasst und desshalb nicht den zehnten Theil der genannten Summe in Bestand hat.

grossartigem Massstabe das Pökelfleisch direct nach England versende; da wir aber nirgends von derartigen Handelsbeziehungen im Lande selbst Kunde erhalten haben, so ist vielleicht jener Absatz nicht so bedeutend, dass er im Lande eine fühlbare Wirkung äusserte.

Uns will es vielmehr scheinen, als seien die goldenen Zeiten für den grossartigen Viehexport in Ungarn überhaupt vorüber. Seitdem Ungarn auch für andere Producte im Auslande einen grossen Markt gefunden hat, werden diese sich im Durchschnitt besser verwerthen wie das Vieh, welches Ungarn mit so vieler Mühe und so geringem Erfolg im Vergleich zu andern Ländern ziehen muss. Der absolute Ertrag einer viehzüchtenden ungarischen Wirthschaft hat sich ohne Zweifel bedeutend gegen früher gehoben, indem die Preise des Viehes um mehr als das Doppelte im Lande gestiegen sind; allein dieses Mehr des Ertrages verschlingt die Bodenrente, welche seit jener Zeit auch bedeutend in die Höhe gegangen ist, und zwar desshalb, weil der Anbau von Getreide und Handelsgewächsen eine höhere Rente möglich machte. Wenn man dennoch in Ungarn die Viehzucht und besonders die Rindviehzucht für die Landwirthschaft für geboten erachtet, so ist dieses nur insofern haltbar, als die Viehzucht ein nothwendiges Hülfsgewerbe geworden ist, um den Acker zu bearbeiten und ihn zu düngen, damit die Getreide und Handelsgewächse um so besser gedeihen.

Nun ist freilich hiergegen einzuwenden, dass sich in den letzten Jahren die Viehzucht auch schon an und für sich gelohnt und zwar besser gelohnt habe als der Kornbau. Wenn sie sich aber gelohnt hat, so lag das unseres Dafürhaltens in den aussergewöhnlichen Umständen, dass nach einem Hungerjahre 1863, nach einer verderblichen Viehseuche und nach einer Jahre lang so zu sagen gepflegten Vernachlässigung der Rindviehzucht der Mangel nach deren Producten recht fühlbar wurde; solch günstige Verhältnisse wird der Absatz von Vieh nicht so bald wieder finden. Und wenn sich die Rindviehzucht in den letzten Jahren besser gelohnt hat, als der Getreidebau, so lag dieses vielleicht nicht so sehr daran, dass die erstere einen gros-

sen, sondern daran, dass der letztere einen sehr geringen Ertrag abwarf, so gering, wie es hoffentlich für die Zukunft nicht Regel werden wird.

Die Rindviehzucht ist um einen guten Schritt weiter nach Osten gewichen, weil Ungarn dem Weltmarkte um einen Schritt näher gerückt ist, in welcher Zone die Viehzucht aufhört selbstständig fortzubestehen.

Was früher Ungarn war, ist jetzt Rumänien und besonders Podolien: der Viehstall Europas. Das podolische Mastvieh macht dem ungarischen eine grosse Concurrenz in Mitteleuropa [1]). Serbien und Bosnien sind von geringerer Bedeutung in der Rindviehzucht, da hier die Eichenwälder und die Vorliebe zum Maisbau mehr auf die Schweinezucht hinweisen [2]).

3. Die Schafzucht.

Die Geschichte der ungarischen Schafzucht weicht von jener des übrigen Europa kaum ab. Das Hauptproduct des Schafes, die Wolle, erträgt bei dem hohen Werthe einen weiten Transport und desshalb dehnt sich sowohl die Nachfrage wie das Angebot dieser Waare nicht nur über viele Länder, sondern auch über verschiedene Erdtheile aus. Eine Nachfrage nach Wolle hebt die Schafzucht nicht nur in einem Lande, sondern in vielen, und die Flauheit der Wollconsumtion in irgend

---

1) Siehe die Anmerkung S. 258.

2) Die Ausfuhr von Serbien beträgt an Rindvieh etwa 30—40,000 Stück. Das serbische Rind ist kleiner als das ungarische, wenngleich derselben Rasse. — Erwähnung verdient noch die merkwürdige Art und Weise, auf welche die bosnische Regierung die Rindviehzucht zu heben suchte. Sie verbot 1852 die Ausfuhr des Mais und der geringeren Rindviehsorten, nur die bessern Exemplare, z. B. Ochsen im Werthe von 70—80 fl. durften ausgeführt werden. Durch das Ausfuhrverbot wollte man die Mästung im Lande bezwecken; durch das Verbot, geringeres Vieh über die Grenze zu bringen, wollte man zur Production eines bessern Viehes anreizen, dadurch die Viehzucht heben und den Handel gewinnbringender machen.

einer Wollsorte trifft die Produzenten in allen Ländern. Die Blüte der ungarischen Schafzucht fällt desswegen mit der deutschen und der ganzen europäischen zusammen, und sie liess in Ungarn nach, als sie auch anderwärts den Reiz des hohen Gewinnes verlor.

Von einem Versuche des Graner Erzbischofs Szelepcsényi abgesehn, welcher schon 1666 die Einführung des edlen Schafes nach Ungarn bezweckte, ist die Geschichte der edlen Schafzucht mit dem Jahre 1773 zu beginnen. Vor dieser Zeit gab es im Lande nur das zottige, grobwollige ungarische oder Zigaya-Schaf und das gewöhnliche krauswollige. Dieses war im Gebirge und dem vorderen Lande einheimisch; jenes auf dem Alföld und im Banat wie unter den Walachen. In der Bácska war noch das serbische Schaf. Auf der Ebene zog man das gemeine Schaf der Wolle, im Gebirge hauptsächlich der Milch wegen, welche zur Fabrikation von Käse und Topfen verwandt wurde.

Im Jahre 1773 liess Maria Theresia eine Herde von 325 Stück Merinoschafen auf die Musterwirthschaft Merkopail im agramer Comitate setzen. Diese Herde hatte sich so bald vermehrt und auch auf die Hebung der Schafzucht in der Umgegend einen solch günstigen Einfluss ausgeübt, dass das Viehfutter wegen Zunahme des Schafviehes sich merklich vertheuerte. Nun ging damals der ganze Handel des Landes über die Karolinenstrasse von Fiume über Karlstadt. Die Fuhrleute aber führten jetzt Klage über die Theurung des Viehfutters, und der Handelsstand setzte es durch, dass in Folge dessen die Schäferei zu Merkopail aufgelöst wurde und nur 200 Stück daselbst blieben. Die übrige Herde wurde versetzt und zwar grösstentheils nach Buda-Eörs bei Ofen; ein anderer Theil kam nach Holics im Neutraer Comitat und ein dritter nach Mannersdorf in der Nähe von Wien. Das sind die Anfänge der veredelten Schafzucht in Ungarn. — Im Jahre 1784 verbot Josef II. die Einfuhr fremder Tuche nach Oesterreich, demzufolge sich die inländische Tuchfabrikation besonders in Mähren und Böhmen hob und die Nachfrage nach Wolle sich mehrte.

Um diese Zeit stand der Absenteismus des Adels in Blüte. Die Güter waren von diesem nicht bewohnt und wurden von Beamten verwaltet oder noch lieber in Pacht gegeben. Desshalb konnte man auch vom ungarischen Adel nicht erwarten, dass er die Veredlung und Pflege der Schafzucht in seine Hand nehmen werde. Die Deutschen waren es, welche sich die Unbekümmertheit des Adels zu Nutze machten und von den grossen Pusztten desselben den schönsten Gewinn zogen. Das Land aber hat diesen Deutschen nur zu danken; denn sie haben es die bessere Schafzucht gelehrt. Die deutschen Schafzüchter brachten ihre feinen Herden mit nach Ungarn, wo sie von den Grundherrn die grossen Weideflächen um ein Spottgeld in Pacht nahmen; um ein Spottgeld, nicht so sehr im Verhältniss zum wirklichen Ertrage der Weide, sondern zu der grossen Ausdehnung des Pachtgutes. Wenn auf ein Schaf die Weidefläche von einem halben und oft von einem ganzen Joch gerechnet werden musste, so konnte wohl der Ertragswerth eines solchen Joches nicht hoch sein.

Stuhlweissenburg war der Mittelpunkt dieser deutschen Schäfer oder sogenannten Pusztenmeister. Diese hatten sich zu einer eigenen Innung vereinigt, und hier hielten sie zu Michaelis jährlich ihre Generalversammlung. Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung unter den Hirten und Hebung der Schafzucht überhaupt war ihr Ziel, und ihr Ansehen ging so weit, dass sich die in eigener Regie verwalteten Güter von der Innung die Schäfer geben liessen.

Das einheimische Schaf wurde mit dem edlen gekreuzt und veredelt, und regelmässige Verkäufe von Zuchtvieh brachten nach und nach in das ganze Land die edle Rasse.

Um diese Zeit aber fingen die Gutsherrn an einzusehen, dass sie besser thäten, wenn sie selbst den Gewinn aus der Schafzucht zögen, welchen bisher die fremden Pächter allein aus derselben gezogen hatten. Ein Gut nach dem andern ging in dem vordern Ungarn aus der Pacht in die Selbstbewirthschaftung über, und die Pächter zogen sich über die Donau zurück, um im Alföld das Terrain zum Theil wieder zu gewinnen,

was sie um Stuhlweissenburg herum verloren hatten. Der Adel betrieb nun die Schafzucht auf seinen Gütern auf eigene Rechnung, und die Zeit war wohl danach angethan, ihm Lust an der Veredlung und Wollproduction zu machen, wenn er auch selbst es noch verschmähete, auf seinem Gute zu wohnen, und wenn er auch vielleicht nie das Vliess mit seinen Augen sah, welches dazumal in der That den Zusatz des goldenen verdiente, und welches ihm die grossen Renten brachte.

Nach den napoleonischen Kriegen wurde das Volk luxuriöser, und nicht nur, dass es anstatt der früheren vorwiegend leinenen Kleider jetzt die wollenen einführte, sondern es wurden jetzt auch die feinsten Stoffe herrschende Mode. Die Wollpreise hoben sich allgemein und die der feinen Waare ganz vorzüglich. Dazu traten die fruchtbaren zwanziger Jahre mit ihren niedern Getreidepreisen, welche den Getreidebau gar nicht mehr lohnend machten. Die Wollproduction allein blieb ergiebig. Hatten bisher bloss die grössern Güter sich mit der Schafzucht befasst, so breitete sie sich jetzt auch unter den mittlern und kleinern Grundbesitzern und hie und da selbst unter den Bauern aus. Die Production der Wolle nahm beständig zu; die Ausfuhr aus Ungarn mehrte sich von 124,814 Ztr. im Jahre 1802 auf jährlich 170,720 in der Periode 1823—1827; nebenbei wurden in diesen fünf Jahren 1,464,408 Stück Schafe und Lämmer über die Grenze gegeben. 1831—1840 war der Durchschnitt der Ausfuhr 234,958 Ztr. Wolle, 1844 aber 261,142 Ztr. Die Preise für die feinsten Sorten waren geradezu übertrieben. Schon um 1803 standen sie zu 260 und 300 fl. C.M., während die gewöhnliche Wolle nur 50—60 fl. galt; 1818 ging der Preis sogar bis 380 und 400 fl. hinauf. Damals mochte sich die Schafzucht freilich lohnen und besonders die edle Schafzucht, und, was so selten der Fall ist, die Kunst mochte sich hier wirklich bezahlt machen. Das Verhältniss im Werthe der feinern und geringern Wolle wurde aber ein anderes, als die Tuchfabrikation auch aus den weniger feinen Sorten bessere Tuche zu machen wusste; dadurch wurde die hochfeine Wolle von der geringern mehr und mehr aus dem Felde

geschlagen. Die Preise der erstern gingen zurück und es lohnte sich bald nicht mehr so sehr, die Production der hochfeinen Wolle zu betreiben, bei welcher man viel mehr der Gefahr ausgesetzt war, durch Seuchen die Herde zu verlieren, und wo die erforderliche Sorgfalt eine unverhältnissmässig grössere war.

Man ging desshalb mehr und mehr von der hochfeinen Wolle ab. Aber zum gemeinen Schafe kehrte man desshalb nicht zurück, sondern hielt es immer nur mit den edlen Rassen; besonders unter den Grossgrundbesitzern bilden die nicht veredelten Schafherden die Ausnahme.

Das Jahr 1848 blieb auch auf die Schafzucht Ungarns nicht ohne Einfluss. Bis dahin waren die Grundherrn die Hauptträger der Schafzucht, und da diese Robot und Zehnt genossen, so konnten sie sich mit um so grösserer Ausschliesslichkeit der Schafzucht hingeben. Die Zucht des Arbeitsviehes für die herrschaftlichen Felder lag grösstentheils auf den Schultern des robotpflichtigen Unterthanen, und der Zehent gab dem Grundherrn nicht nur das Korn zur Ernährung seiner Leute, sondern auch Stroh zur Fütterung seiner Schafherde. Als dieses Verhältniss im genannten Jahre ein anderes wurde, musste der Gutsherr nicht nur für die Aufzucht des Zugviehes grössere Sorge tragen, sondern er musste auch einen grössern Theil seines Allodialfeldes mit Körnerfrüchten bestellen wie vormals, wenn er über einen gleichen Vorrath von Getreide verfügen wollte. Die Schafzucht blieb nicht mehr der einzige Gegenstand der wirthschaftlichen Thätigkeit.

Das war nicht Alles: man zog der Schafherde allmälig den Boden unter den Füssen weg, welcher früher nahezu ihr ausschliesslicher Besitz war, nachdem sie die Rindviehherde immer mehr von demselben verdrängt hatte. Die Puszta ging ein. Ausscheidung und Austheilung der Hutweide war die Losung des vorigen Jahrzehents. Die ungewohnte Grundsteuer und die hohen Getreidepreise schufen die Puszta zu Ackerfeld um, und wo man vom Getreidebau einen grossen Gewinn hoffte, da sah man die Schafzucht nur von der Seite an. Für

den Futterbau that man nicht das, was man hätte thun können. Nur wenige Güter machten darin eine Ausnahme.

Die Conjuncturen des Marktes waren zwar keineswegs ungünstig; die Preise der Wolle standen hoch. Schon der grosse Bedarf des Aerars an Militärröcken im Jahre 1849 soll die Wolle der mittlern und geringern Sorten vertheuert haben. Besonders aber stieg die Wollfabrikation in Frankreich mächtig seit dem Kaiserreiche in die Höhe, und die französischen Fabrikanten bewarben sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn um die Wolle.

Aber die alten Verhältnisse waren doch vorbei. Und besonders war es die feinere Wolle, der man die Würdigung versagte, welcher sie vordem sich erfreut hatte. Die Mode für feine Stoffe war vorüber und die gröbern Tuche kamen zur Herrschaft. Hier aber hatte Europa einen Concurrenten in Australien erhalten, welcher desshalb gefährlich ist, weil er für seine Wolle noch keine Grundrente zu bezahlen braucht.

Dennoch hat man die Production der hochfeinen und feinen Wolle, wenn auch mit Einschränkung, noch fortgesetzt, und es gibt Güter, welche sich nur mit der Production der erstern befassen [1]). Dass sich diese Art von Schafzucht zur Zeit nicht mehr rentirt, gibt man zu. Aber es ist doch nicht immer blosse Liebhaberei, nicht allein jener patriotische Ehrgeiz des ungarischen Grossen, möglichst das technisch beste Product zu liefern: nicht das ist es allein, was die Beibehaltung der feinen Schäfereien zur Folge hat, sondern auch eine wirthschaftliche Speculation, die Speculation auf einen Umschwung in der Mode, so dass wieder die feinen Stoffe zur Geltung und damit die feinen Wollsorten zu Preise kommen. Wenn dieser Umschwung eintritt, so kann sich leicht der Verlust mehr als ausgleichen, den man sich jetzt muss gefallen lassen. Dann steht man da mit einem grossen Productionskapitale, welches man sogleich in Wirksamkeit hat, und welches gerade dann die höchsten Gewinne erzielt, so lange die Concurrenz noch gering

1) Mágócs mit seinen 32,000 Schafen gehört u. a. hierher.

ist und während die zukünftig Concurrirenden noch in der Heranbildung des Productionskapitales begriffen sind. Die Berechtigung lässt sich dieser Speculation nicht streitig machen; aber sie kann auch leicht misslingen; der gehoffte Umschwung kann noch lange auf sich warten lassen, und wenn er eintritt, kann er so sachte und allmälig kommen, dass die Ausdehnung der feinen Schafzucht mit der Nachfrage nach feiner Wolle gleichen Schritt halten kann. Immerhin ist es ein Wagniss und ein Spiel, so zu rechnen, und es gehört ein grosses Vermögen dazu, um die allenfallsigen grossen Verluste ertragen zu können.

Das zottige ungarische Schaf, welches vor den übrigen Rassen sich durch seine grosse Genügsamkeit auszeichnet und auf Weiden der schlechtesten Qualität noch fortkommt, hat durch die edle Schafzucht sehr abgenommen. Seine Wolle mag freilich im Auslande keine Abnehmer finden; im Inlande aber liefert es die nationalsten Kleidungsstücke, den zottigen Mantel (Kotze, Guba) und den warmen Schafpelz (Bunda). Es ist milchreich, sehr mastungsfähig und fruchtbar. Jetzt ist es fast nur auf das Békéser Comitat, auf die walachischen Districte und auf Siebenbürgen beschränkt. Wo bisher sich die Schafzucht vermehrt hat, da war es hauptsächlich das minderfeine krauswollige Schaf, welches Nutzen davon zog. Denn bisher war das Schaf immer in der Weltwirthschaft der Wolle willen da. In den letzten Jahren kommt dagegen die Fleischproduction zu einer selbstständigen Bedeutung.

Da bei der Auftheilung der Hutweide nur noch der vormalige Grundherr einen solchen Antheil für sich bekam, dass er auf demselben eine Schafherde ernähren konnte, wenn er wollte, während der Bauer auf seinem Hutweideantheil keine Herde besonders zu halten vermochte, auch wenn er dazu Lust gehabt hätte, so ist heute der Grossgrundbesitzer der einzige Vertreter der Schafzucht. Dieser allein kann noch eine hinreichende Puszta haben. Die Fälle dagegen, wo die ungetheilte Gemeindeweide einen Gemeindeschäfer hat, dürften äusserst selten sein, vielleicht nicht minder der Fall, dass mehrere

kleine Grundbesitzer, Bauern, einen grössern Complex zusammengeworfen haben, um Schafzucht darauf zu betreiben. Dass diese Fälle überhaupt vorkommen, wissen wir; nur glauben wir sie nicht zahlreich. Wo aber überhaupt der Bauer sich der Schafzucht widmet, da verlegt er sich vorzugsweise auf die Zucht des gemeinen Schafes, da er meist nur zum Hausbedarf einige wenige Stücke hält. Ein besonderer Freund der Schafzucht ist der Walache, und auch hier dürfte sich diese Vorliebe zu einem guten Theile aus dem grössern Hausbedarf an Wollstoffen erklären. Sie sind unter dem Volke die hauptsächlichsten Züchter des ungarischen Schafes. Um so weniger sind die Deutschen Liebhaber der Schafzucht. Nur in der Bácska, wo es viel unbedingtes Weideland gibt, finden sich auch noch grössere Herden; im Banat dagegen mangelt die Weide, und wo sie sich findet, ist sie zu oft sumpfig, so dass sie Seuchen unter dem Vieh verursacht. In den Karpathen wie unter den Walachen gewinnt man vom Schafe auch die Milch für die Bereitung von Käse und Topfen.

Früher gab die ungarische Ebene, so schwach ihre Production an Futter auch sein mochte, noch einen beträchtlichen Theil desselben an die siebenbürgische Schafzucht ab. Die Schäfereibesitzer dieses Landes kauften auf der linken Seite der Theiss Heu zusammen und trieben ihre Herden im Herbste hierhin, um sie dort zu überwintern [1]). Das mag jetzt wohl aufgehört haben, da Ungarn sein eigenes Vieh nicht zu ernähren weiss.

So lange die ungarische Schäferei bloss auf die Puszta angewiesen war, hatte sie einen ziemlich nomadischen Charakter. Das Haus oder den Menschen sah die Herde fast nur, wenn sie geschoren oder geschlachtet wurde. Sonst war sie beständig

---

1) Siebenbürgen trieb seine Schafe auch in die Türkei. Im Jahre 1855 hatte die türkische Regierung einen Vertrag geschlossen, nach welchem die siebenbürgischen Herden in der Türkei zur Weide zugelassen wurden. In Folge der Einwanderung und Colonisation durch die Tscherkessen wurde jedoch im August 1865 dieser Vertrag rückgängig gemacht und die Schäfer zum Verlassen des Landes angehalten. Schnierer a. a. O. S. 54.

auf der Weide. Im Winter trieb man sie in den Wald, und wo man den nicht hatte, liess man sie auf der freien Puszta, wo man sie in Einfänge (akol) sperrte; jetzt hat dieser Einfang sich dem Stalle sehr genähert; er ist ein überdeckter Raum geworden; auch die edlern Schafe mussten sich hiermit meist begnügen, und die Zeit ist noch nicht gar lange vorüber, wo man bei Beschreibung einer Schäferei es nicht für überflüssig hielt zu bemerken, dass sie wirkliche Ställe besitze. Auch jetzt noch gibt es Schafherden, welche nicht davon erzählen könnten, dass sie je unter einem Dach gewesen seien; wenn sich diese Fälle heute aber auch auf die grobwolligen Schafe beschränken, welche gegen Temperatur und Wetter recht unempfindlich sind, so mag es doch nicht selten eintreffen, dass das grösste Einkommen einer solchen Herde in den Vliessen der gefallenen Thiere besteht. —

Wo die Schafzucht heute noch im Flor ist, da hat man entweder das Schaf auf die unbedingte Weide, also auf das schlechtere Feld zurückgedrängt, oder man hat ihm eine bei weitem bessere Weide gegeben, wie die Puszta war. Auf den grössern Gütern, wo der Luzernebau ausgedehnt betrieben wird, gehört vornehmlich dem Schafe die letzte Weide. Im Winter aber kann man bei dem Futterbau für bessere Nahrung sorgen, während man früher bei der Weidewirthschaft bloss Stroh zu bieten hatte, um vor dem Verhungern zu schützen.

Die Natur hat, wie uns scheint, Ungarn auch nicht zur Schafzucht geschaffen, wie dieses Land überhaupt nicht zur Viehzucht geeignet ist. Was das Schaf auf der ungarischen Ebene so sehr aufkommen liess, war nicht die Gunst des Klimas und die Güte und Ergiebigkeit der Weide, sondern die Negation der übrigen Zweige der Volkswirthschaft, die grosse öde Puszta. Die Wolle war jenes Product, welches Ungarn am ersten ins Ausland schicken konnte. Hätte es mit seinen übrigen Erzeugnissen das Ausland erreichen können, so würde man der Schafzucht nicht jene Herrschaft eingeräumt haben, welche Ungarn ein viertel Jahrhundert lang zum vornehmsten Wollproduzenten Europas machte.

Der rasche Wechsel der Temperatur, die grosse Sommerhitze, wie nicht weniger die oft übermässige Kälte des Winters schadet der Feinheit der Wolle und gefährdet auch die Gesundheit der edlern Schafe. Wo die Weide trocken liegt, ist sie futterarm; wo sie aber Feuchtigkeit besitzt, da ist sie allzuleicht Sumpfland und erzeugt so jene Krankheiten, welchen in Ungarn oft ein Drittel, oft die halbe Herde zum Opfer fällt. Indem man das Rindvieh selbst von den sumpfigen und sauern Stellen verdrängte, um Schafe an dessen Stelle zu setzen, forderte man hier Seuchen heraus, welche man bei dem Rindvieh nicht zu fürchten hatte. Die Ebene leidet an der Seuche unter den Schafen wohl stärker als eine Gegend in Deutschland. Besonders ist es die sogenannte Blutkrankheit [1]), welche sich den Herden des Alföld so gefährlich zeigt. Die Lungenseuche hat ihrer Zeit nicht weniger im Lande aufgeräumt und die Drehkrankheit ist ein beständiger und zahlreicher Gast bei der dortigen Schafzucht.

Dass die Schafzucht nur in Ermangelung eines Bessern in Ungarn die grosse Ausdehnung erlangte, dass sie nur eine Lücke ausfüllte, für welche doch schliesslich etwas Anderes bestimmt war, das zeigt der beständige Rückzug, in dem sich die Schafzucht befindet, selbst während ihres Aufblühens. Sie ging immer einen Schritt weiter gegen Osten. Im vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts war Vorderungarn die hohe Schule der Schafzucht. Später wurde es die grosse Ebene, welche sich zur gleich hohen Bedeutung emporschwang. Und jetzt hat sie das vordere Land bereits weit überholt, wenn auch hier gerade die Puszten waren, auf denen die heutigen Herden Ungarns gezogen

---

1) Diese Krankheit scheint ähnlich zu sein jenem Zustande, dessen wir oben bei den Pferden (S. 285) erwähnt haben, nur dass derselbe bei den Pferden nicht gefährlich ist und gar als das Zeichen einer guten Fütterung gilt. Es entstehen wunde Stellen, besonders wo das Thier sich reiben kann, an den Lenden, wo dann das Blut heraustrieft. Man schreibt die Krankheit dem schlechten, besonders dem sumpfigen Futter zu und heilt sie einzig durch Versetzung auf eine bessere Weide.

und veredelt wurden. War auch das vorige Jahrzehent der Schafzucht überhaupt wenig gewogen, und hat auch selbst die grosse Ebene nicht eine Vermehrung, sondern eine sehr starke Verminderung seiner Schäfereien erfahren, so hat Vorderungarn doch noch in ungleich grösserm Grade von der Schafzucht abgelassen, wo es nur für einen andern Productionszweig fähig war; die unbedingte Weide freilich muss hier auch jetzt noch Weide bleiben, aber nur ihrer Natur, nicht ihrer volkswirthschaftlichen Lage willen. Die Eisenbahn hat ganz besonders dem Schafe den Garaus gemacht. Während Ungarisch-Altenburg zur Zeit Wittmanns z. B. in der Schafzucht seinen Hauptruhm hatte, finden wir jetzt nur mehr auf einem einzigen Gute dieser Herrschaft die Schafzucht, und zwar hauptsächlich der Natur der Weide willen. Selbst auf der grossen Ebene zieht sich die Schafzucht vornehmlich auf die unbedingte Weide zurück: die Sandhaiden von Kecskemét und Debreczin, auf denen die Puszta noch am ausgedehntesten erhalten ist, Grosskumanien und die Hortobagyer Puszta sind heute vorzüglich die Heimat der grossen Herden.

Wenn die Schafzucht Ungarns in irgend einem Theile des Landes noch einmal zum Hauptzweige der Landwirthschaft werden soll, so hat man hierbei wohl nur an die entferntesten Gegenden zu denken, und an jene, welchen die Communicationsmittel fehlen, um die voluminösern Producte zu Markte schaffen zu können. Wie uns scheint, muss sich der grosse Schafzüchter, welcher die Schäferei als eine selbstständige Production betreibt, in Zukunft auf die nordöstlichsten Theile der grossen Ebene beschränken, wenn er nicht vielmehr ganz aus Ungarn hinaus in das Innere Russlands gedrängt wird. Die Schafzucht verträgt sich mit einer hohen Bodenrente nicht, wenn man auf Wolle und nicht etwa auf frisches Fleisch für den nahen Markt produzirt. Um so weniger aber wird sie da eine höhere Bodenrente ertragen, wo von einer gegebenen Fläche der Ertrag an jenen Producten so äusserst gering ist, welche von der Schafzucht begehrt werden. Jeder andere Productionszweig wird unter normalen Umständen auf der ungarischen Ebene ergie-

biger sein, als die auf Futterconsumtion gegründeten, also als alle Schaf- und Rindviehzucht.

Desshalb sind wir jedoch längst nicht des Glaubens, dass die Schafzucht überhaupt aus Ungarn verschwinden werde. Wir glauben im Gegentheil, dass sie in Zukunft absolut sich mehren könne. Wenn der Futterbau allgemeiner durchgeführt sein wird, so ist es vielleicht ein Geringeres, auf dem zehnten Theile des Gutes eine grössere Anzahl Vieh zu ernähren, wie vordem auf der Hälfte. Aber relativ wird die Schafzucht unablässig sinken müssen und sie wird immer weniger ein selbstständiger Productionszweig bleiben und ebenso wie die Rindviehzucht im Dienste der übrigen Landwirthschaft als Düngerproduzentin stehen müssen. Schon jetzt muss man im Alföld die Rentabilität der Schafzucht aus der Düngerproduction herleiten [1]).

4. Die Schweinezucht.

Das ungarische Schwein kennen wir wohl, aber von der ungarischen Schweinezucht hören wir gar nichts im Auslande, am wenigsten scheint man in Ungarn selbst davon zu reden und zu schreiben [2]).

Dennoch ist sie ausgedehnter in Ungarn als irgendsonstwo in Mitteleuropa, und im Lande selbst erfreut sich kein Zweig der Viehzucht jener Allgemeinheit. Das Schwein, welches auf den grossen Herrschaften in Dutzenden von Herden sich in den Sümpfen der Puszten wälzt, fehlt nie, selbst nicht beim geringsten Taglöhner des Landes, und wenn dieser auch keine Weide

---

1) In Mágócs z. B. muss man den Zentner Schafdünger zu 7 kr. C. M., also das Fuder zu 20 Ztr. zu $2^1/_3$ fl. berechnen, um Kosten und Ertrag ins Niveau zu bringen. Das ist auf dem reichen Alföld!

2) Mezei gazdaság könyve, welches Buch 13 Seiten der Aufzählung der ungarischen landwirthschaftlichen Literatur widmet, hat nur drei Zeilen für die Literatur der Schweinezucht auszufüllen, um zwei Werke anzuzeigen, während die Schafzucht 18, die Seidenzucht 21, die Pferdezucht 15, die Rindviehzucht 11, die Bienenzucht 24 Werke aufzuweisen haben.

für dasselbe hat, so hat er doch wenigstens einen Stall von der Grösse eines geräumigen Waschkorbes, wo er dasselbe mit den Abfällen seiner Wirthschaft füttert.

Die Producte des Schweines sind in der ungarischen Küche die allgemeinsten Materialien. Die Speisen werden mit dem Schweineschmalz gefettet; der Speck aber ist eigentlich das vornehmste Lebensmittel des Arbeiters. Mit gepfeffertem (paprizirtem) Speck und Slivovitz (Pflaumenbranntwein) fängt dieser des Morgens sein Tagwerk an, mit ihm beschliesst er es, und wenn der Arbeiter einmal die Woche hindurch allein auf der Puszta gehalten wird, so verzählt er sich kaum, wenn er nach achtzehnmaligem Genuss von Speck und Branntwein schliesst, dass es — wieder Sonntag sei.

Und dennoch ist die Schweinezucht so gut wie gar nicht Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Vielleicht war gerade die grosse inländische Consumtion die Ursache, dass man sich weniger um sie bekümmerte; denn was man für den eigenen Herd bedarf, das nimmt man, wie man es hat und ist zufrieden, wenn man es nur hat; wenn man dagegen für den fremden Markt produzirt, so hat man eine Concurrenz zu überwinden, und dazu gehört etwas Anderes, als der gemüthliche Schlendrian.

Zur Mode ist die Schweinezucht in Ungarn nie geworden, und darin ist dieses Land von seinem serbischen Nachbarn sehr verschieden, in welchem nicht nur der Fürst der erste Schweinezüchter ist, sondern wo auch die vorzüglichste Schweinerasse den Namen des Fürsten trägt (Miloschrasse [1]). Wenn sie in Ungarn auf den grössern Gütern nicht zur Mode wurde, so liegt es vielleicht hauptsächlich daran, dass man für dieselbe unter dem Adel viel weniger eine stark ausgeprägte Passion findet. Es mochten wohl auch in früherer Zeit die Exportverhältnisse weniger günstig sein, als das Schwein bei uns in

1) Wenigstens in Ungarn nennt man das serbische Schwein Miloschrasse (Milosfaj).

Deutschland selbst noch so zahlreich gezüchtet wurde, dass wir nach fremdem Viehe kein Bedürfniss empfanden, und so tief im Preise bei uns stand, dass der blosse Transport schon diesen Preis hätte aufwiegen können. Damals hatte man andere Zweige der Viehzucht, welche sich besser rentirten; in früherer Zeit die Rindviehzucht und später die Wollproduction; da mochte man allerdings recht haben, das Schwein nur auf jenen Theil der Puszta zu beschränken, welcher von dem übrigen nicht mehr benutzt werden konnte: der Sumpf und die Waldmast waren seine Hauptweide, und für die Brache benutzte man es als den billigsten Pflug.

Auf die ungarische Ebene drang die Schweinezucht nach Vertreibung der Türken von zwei Seiten ein. Im 16. und 17. Jahrhundert war es die Gegend um Munkács im Nordosten und Kroatien im Südwesten, welche sich in diesem Zweige der Viehzucht auszeichneten und woher jährlich viele tausend Stück nach Ungarn eingeführt wurden. Als die Schafzucht mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts jene grosse Ausdehnung gewann, trieb man das Schwein auf jene Stellen zurück, auf welche man sich mit einer Schafherde nicht zu begeben wagte. Seine Zucht sank immer mehr, und mehr und erst in der neuesten Zeit hat die bessere Communication mittelst Schifffahrt und Eisenbahn dem Schweine wieder zu dem Felde verholfen, welches ihm vom Schafe war genommen worden.

Der Schweinehandel Ungarns zeigt zwar eine Vermehrung im Export während der dreissiger und vierziger Jahre, allein die Ursache dieses Exportes nach Norden und Westen war nicht die grössere Production im Inlande, sondern der von Jahr zu Jahr zunehmende Import aus dem Süden und Südwesten. In den Jahren 1831—40 betrug die jährliche Ausfuhr aus Ungarn 218,989 Stück gemästete und ungemästete Schweine. 1840 stieg sie auf 302,615, im Jahre 1845 auf 352,440 Stück. Zwei Drittel dieser Ausfuhr mochte durch die Einfuhr aus Serbien und den Donaufürstenthümern aufgehoben werden.

In den letzten Jahren stellt sich die Einfuhr an Schwei-

nen (ausser Spanferkeln) in die österreichischen Staaten auf folgende Ziffern:

im Jahre	im Ganzen	davon wurden zollamtlich behandelt in		
		Ungarn	Kroato-Slavonien	Siebenbürgen
1861	338,584	—	—	—
1862	462,219		445,425	
1863	520,394		506,473	
1864	338,089	200,655	50,142	65,093

Aus Serbien kamen 1862 an Mastschweinen 32,679 und an andern Schweinen 259,430 Stück.

Ueber die Ausfuhr aus Ungarn ist wohl kaum möglich seit Aufhebung der ungarisch-österreichischen Zolllinie bestimmte Angaben zu erhalten. Das aber ist aus der Grösse der Einfuhr aus Serbien und der Walachei ersichtlich, dass heute selbst bei einer Ausfuhr von 500,000 Schweinen, welche aus Ungarn nach Deutschland kommen, die ungarische eigene Production dabei ganz gering sein kann.

Die Schweine des Landes theilen sich in zwei sehr verschiedene Rassen. Die eine derselben ist lang von Körper, hochbeinig und stark von Knochen. Diese scheint die ältere Rasse im Lande zu sein und findet sich unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Abarten hauptsächlich in den nordöstlichen Comitaten und in dem Lande zwischen der Donau und Drau, wie in einigen Comitaten Slavoniens. Der vorzüglichste Schlag und der grösste des Landes ist der von Szalonta im Biharer Comitat. Diese ganze Rasse ist schwer und langsam zu mästen, dahingegen liefert sie das schmackhafteste Fleisch, wird aber weniger des Fettes willen gezogen. Es scheint jedoch, dass diese Rasse im Abnehmen begriffen ist; das Mangoliczaschwein, die andere Rasse, ist fast im ganzen Lande verbreitet, besonders aber im Alföld und im Banat mit der Bácska. Dieses ist das Schwein, welches wir in Deutschland hauptsächlich unter dem Namen des ungarischen kennen. Es scheint jedoch serbi-

scher Abstammung zu sein; das serbische Schwein ist ganz gleicher Natur mit ihm, und der heute in Ungarn bei vielen Schweinezüchtern gepflegte Miloschschlag, welcher aus Serbien kommt, ist kaum etwas Anderes, als die vorzüglichste Sorte des Mangoliczaschweines. Dieses letztere ist von kurzem und sehr rundem Körper, die Füsse sind kurz, die kleinen Ohren stehen steif am Kopfe, die Borsten sind aschfarben und röthlich und gekräuselt.

Im Uebrigen sind die Abarten des Borstenviehes im Lande derartig verschieden, dass man sie kaum einzeln nennen kann. Auch das productive, sehr mastungsfähige chinesische Schwein findet sich vor; jedoch wird weder Fleisch noch Fett von ihm gelobt; auch passt es nicht nach Ungarn, in das Land der grossen Entfernungen, da es wegen seiner sehr kurzen Füsse und seines tiefen Bauches auf der weiten Weide und besonders bei der Waldmast sich nur schlecht zu bewegen weiss.

Das Mangoliczaschwein ist weniger durch sein Fleisch, als durch sein Fett und den Speck ausgezeichnet. Diesem Umstande verdankt es auch wohl seine grössere Ausbreitung in letzterer Zeit, da Fett und Speck unter dem Volke einen grössern Consum finden, als das Fleisch. Es scheint aber auch für den Export die Production von Fett und Speck sich mehr zu lohnen. Jedenfalls gibt die leichtere Mastungsfähigkeit dem Mangoliczaschweine einen bedeutenden Vorsprung vor dem andern. Hier setzt sich das Kapital viel rascher um, und das ist für ein kapitalarmes Land nicht gering anzuschlagen. Dagegen passt das hochbeinige Szalontaer, das Gicza- und Zsiska-Schwein, wie die vorzüglichsten Schläge der andern Rasse heissen, viel besser für entlegene Weiden, für unbevölkerte und von Communicationsmitteln entblösste Gegenden, da es sich leichter vertreiben lässt. Bei dem Mangoliczaschweine ist dagegen die Eisenbahn und die Schifffahrt von Wichtigkeit, da es sich weniger leicht forttreibt [1]).

1) Am meisten wird der Wassertransport auf besondern Schleppschiffen benützt. Ein Schiff fasst 300—400 Schweine. Die Fracht von Orsova bis Pest beträgt für das magere Schwein 3 fl. 70 kr., für das fette 4 fl. 70 kr.;

Wo man das Schwein auf Fleisch züchtet, da wird die Mästung möglichst früh begonnen; die 6—7 Monate alten Frischlinge liebt man hierzu am meisten, höchstens nimmt man 12—15 Monate alte Schweine. Wo man dagegen auf Speck und Schmalz produzirt, lässt man das Vieh 2 und $2^1/_2$ Jahre alt werden. Das Futter der Schweine bei der Aufzucht ist das, welches sich das Schwein selbst auf der Weide oder im Walde sucht. Die Mastung ist ebenfalls oft reine Eichel- oder Buchelmast, besonders in Slavonien und Serbien. Der Eichel gibt man durchaus vor der Buchnuss den Vorzug, da jene festes, diese weiches Fleisch und Speck erzeugt.

Besonders aber, und in vielen Gegenden ausschliesslich, ist der Mais die Mastfrucht, daneben findet besonders die Gerste viele Verwendung. Ganze Schweineherden, welche ausser der Weide nichts Anderes als Mais erhalten haben.

Der Hauptherd der Schweinezucht zieht sich längs der siebenbürgischen Grenze hin. Besonders sind die Walachen Freunde des Borstenviehes, und sie zeichnen sich auch in der Mastung vor den Ungarn aus. Das Krassóer, Arader und Biharer Comitat sind berühmt; auch im Temeser, Baranyer, Sohümeger Comitat erfreut sich die Schweinezucht einer grossen Ausdehnung. Der Bakonyer Wald pflegt dieselbe ganz besonders. Die Niederungen an den Flüssen geben ihr nicht minder ein grosses Feld, welches man nicht gut auf andere Art verwerthen kann.

So sehr auch die Zucht des Schweines bisher nur im Stillen vor sich gegangen ist, so glauben wir doch, dass gerade sie es ist, bei welcher der Landwirth den sichersten Gewinn erzielt.

---

der Gewichtsverlust ist etwa 5—6 Pfund; die Fahrt dauert gewöhnlich 14 Tage. — Auf der Eisenbahn zahlt das magere Schwein von Bazias bis Pest 1 fl. 21 kr., das fette 3 fl. 63 kr.; eine Wagenladung 106 bis 140 fl. Fahrzeit 17 Stunden, Fleischverlust 8 Pfund (?). — Der Transport auf dem Landwege dauert von Orsova bis Pest einen Monat. Der Verlust an Fleisch ist unbedeutend oder null (?). — Der serbische Schweinehandel war früher passiv; die österreichischen Kaufleute kauften in Serbien; jetzt ist er activ: die serbischen Züchter bringen die Herde selbst zum Markte. Siehe Berg, Aus dem Osten der österr. Monarchie. 1860. S. 205 ff.

In andern Ländern ist beim Fortschreiten der Cultur das Schwein das erste Nutzthier, welches, wenn auch nicht ganz weichen, so doch seine Bedeutung als selbstständiger Zweig der Landwirthschaft verlieren muss. In Ungarn dürfte es gerade umgekehrt sein, und es dürfte sich hier die Schweinezucht an und für sich noch rentiren, wenn die Schaf- und Rindviehzucht als selbstständige Productionszweige schon nicht gut mehr möglich sind. Jene Ungunst der Verhältnisse, welche die Beschaffung des Futterbedarfs für die übrigen Nutz- und Arbeitsthiere so schwierig und kostspielig machen, stellen sich bei der Schweinezucht nicht ein. Hier trifft es gerade umgekehrt zu, dass das vornehmste Schweinefutter, der Mais, auf der ganzen Ebene die sicherste Pflanze der gesammten Landwirthschaft ist.

Seit einigen Jahren scheint die Schweinezucht im Lande einige Fortschritte gemacht zu haben; und schon das kann man einen Fortschritt nennen, wenn die allgemeine Abnahme der Viehzucht sich nicht auch auf die Schweinezucht ausgedehnt hat.

Die bessern Communicationsmittel machten den Export ins Innere von Deutschland und über die Hansestädte hinaus möglich. Welchen Umfang jedoch der Handel nach und über Nord- und Mitteldeutschland wie nach England angenommen hat, vermögen wir nicht zu sagen.

Die Herrschaft Bellye, welche freilich eine sehr ausgedehnte Fläche an sumpfigem und der Ueberschwemmung ausgesetztem Boden besitzt, hat in den letzten Jahren besonders die Schweinezucht zu heben getrachtet und dieser die Weide des Rindviehes und Schafes zum Theil abgetreten. Man verspricht sich den besten Erfolg von dieser Massregel. Wir ziehen hieraus die Vermuthung, dass wir mit unserer Ansicht über die Rentabilität der Schweinezucht nicht ganz allein stehen, und dass die Erfahrung dieselbe bestätigen dürfte.

Elftes Kapitel.

Die Getreideproduction.

Wenn Ungarn in den letzten Jahren im Auslande von den Nationalökonomen genannt ist, so war es vorzüglich seines Getreides wegen. Fast alle übrigen Zweige der Landwirthschaft haben seit 1848 einen Theil ihrer alten Bedeutung an die Kornproduction abgetreten; jedenfalls aber hat der starke Getreidebau den Aufschwung der übrigen Wirthschaftszweige geschwächt und gelähmt.

Der Anfang des vorigen Jahrzehents liess mehrere Umstände zusammenwirken, welche dem Getreidebaue in Ungarn ein derartiges Uebergewicht gaben, dass derselbe für anderthalb Jahrzehente nahezu der einzige Gegenstand der landwirthschaftlichen Production Ungarns war. Wenn man Ungarn einen Ackerbaustaat nennt, so ist man nicht weniger im Recht, ihn einen reinen Kornbaustaat zu nennen, wenigstens trifft das durchaus zu für die Periode von 1850 bis jetzt.

Wie uns der Eingang unserer Untersuchung darzulegen bemüht war, sind Ungarns Ebene und alle Erscheinungen auf derselben keineswegs ein Bild der Mannigfaltigkeit; sondern es herrscht hier das Massenhafte, das einseitige Ueberwuchern der einen Erscheinung neben dem absoluten Mangel der andern vor. Wir nannten Ungarn das Land der Extreme.

In der ganzen ungarischen Landwirthschaft wird das Verhältniss des Kornbaues dieses am besten darlegen. Die ungarische Ebene gleicht sich in Bezug auf das Klima in allen ihren Theilen in einem so hohen Grade, wie man es bei einer Ausdehnung von 1700 und 300 Quadratmeilen nicht erwarten sollte. Ist auch der Boden geognostisch verschieden, so stimmt doch die ganze Ebene darin überein, dass sie ein sehr fruchtbares Feld hat. Mit einem Worte: die ganze Ebene untersteht denselben Bedingungen in Bezug auf die Production; was ich auf einer Stelle bauen kann, das kann ich im Ganzen auf der

ganzen weiten Ebene auf jedem Acker bauen, und jene Pflanze, welche an der einen Stelle nicht gedeiht, hat nicht viel Wahrscheinlichkeit, dass sie irgendwo auf der Ebene mit Erfolg auftreten kann. Der Boden, der überhaupt productiv ist, produzirt auch am liebsten jene Erzeugnisse, welche in der Ebene überhaupt einen guten Boden haben.

Nun gehört gerade das Halmgetreide zu jenen Producten, welche auf der ungarischen Ebene besonders günstig gestellt sind. Hier erfordert das Klima eine Frucht, welche vor Allem weniger unempfindlich gegen Frost ist und welche im Sommer die Dürre eher ertragen kann. Die Handelsgewächse sind im Ganzen weniger stark gegenüber den grossen Schwankungen der Temperatur und leiden unter der Dürre meistens mehr als das Getreide. Wie die Futtergewächse mit dem Klima zu kämpfen haben, und wie gering deren Ertrag ist, war uns schon Gelegenheit zu besprechen. Somit blieb das Getreide als das gedeihlichste Product übrig. Hier war aber der geringste Vortheil, den der Getreidebau mit sich brachte, hinreichend, nicht etwa diesem das blosse Uebergewicht zu verschaffen über die übrigen Zweige der Production, sondern hinreichend, die ganze Landwirthschaft des ganzen Landes mit einer fast absoluten Ausschliesslichkeit zum Kornbau hinzudrängen. Wenn der eine Acker sich bei dem Getreidebaue am fruchtbarsten zeigte, so thaten es nicht weniger fast alle productiven Aecker der ganzen Ebene, und wenn nun der Getreidepreis hier die Production lohnte, so musste sich die Rentabilität mehr oder weniger über das ganze Land ausstrecken. Darin liegt der Grund, warum Ungarn dem Kornbau so g a n z a l l e i n das Feld überliess, als die Conjuncturen sich zu dessen Gunsten stellten. Anderwärts, wo Gegend und Klima mannigfaltiger ist, gibt es nasse und trockene, kalte und warme Landstriche, südliche und nördliche Abhänge. Da gibt es auch unbedingten Waldboden, Wiesengrund und Haide, Grundstücke, welche dem Fuhrwerk unzugänglich sind, und hier muss jeder Grund auf immer einem andern Kulturzweige dienen. Das ist in Ungarn weniger so; nur der Sumpf und der Flugsand lassen

sich nicht zum Ackerfelde umwandeln; sonst ist die ganze Ebene dem Pfluge zugänglich; unbedingter Wald, unbedingte Weide und Wiesen gibt es ausser auf Flugsand und in den Sümpfen nicht, und die ganze Fläche erlaubt jeden Tag eine Umwandlung zu Ackerfeld und für den Kornbau.

Darum sah man vor wenigen Jahren und sieht man auch jetzt noch kaum etwas Anderes, als ein Kornfeld am andern; aber zwischendurch nur wenig Abwechselung: wenig Handelsgewächse und wenig Futterbau. Und unter dem Halmgetreide war es wiederum nur die eine oder andere Fruchtgattung, welche die übrigen zu unterdrücken bestrebt war; der Weizen hatte sich unter allen das grösste Feld erobert.

Wer von der Fruchtbarkeit der ungarischen Ebene sich grosse Vorstellungen macht, der täuscht sich, wenn er unter Fruchtbarkeit einen grossen Durchschnittsertrag versteht. Nur darin besteht die ungarische Fruchtbarkeit, dass so wenig Arbeit schon einen mittlern Ertrag auswirft. Die extensive Natur der Wirthschaft bringt es mit sich, dass der Ertrag auf gleicher Fläche nicht hoch geht. Die ungarische Fruchtbarkeit ist keine absolut, sondern nur eine relativ grosse. Wenn es aber auch jetzt schon vorkommt, dass der eine oder der andere Acker in einem Jahre einmal das zwanzigste Korn gibt, so ist das noch kein Beweis dafür, dass der Durchschnitt des Ertrages ein grosser ist. Die Schwankungen im Ertrage sind allzugross, eben so wie die Ausschweifungen des Klimas allzu excentrisch sind. Freilich ist der Getreidebau der sicherste unter allen Zweigen der landwirthschaftlichen Production; der Anbau von Handelsgewächsen und Futterkräutern ist noch viel unzuverlässiger im Ertrage; aber dennoch ist auch das Getreide hier Schwankungen unterworfen, bei welchen in Westeuropa der Landwirth zu Grunde gehen würde. Neben dem Mais gilt der Weizen als die sicherste unter allen Halmfrüchten. Dennoch betrug bei letzterm die Schwankung zwischen zwei Jahren auf einem Gute im Banate (Giroda) nicht weniger als 19¼ Metzen vom Joch. Hier war die Ernte von einem Joch Weizen 1862 gleich 9 Metzen; 1863 ergab sie gerade ¾ Metzen, 1864 dagegen

wieder 20 Metzen, im folgenden Jahre 7 Metzen, und im vergangenen Sommer rechnete man (vor dem Froste am 23. Mai) auf eine Ernte von 16 Metzen. Das ganze Banat theilt das gleiche Ertragsverhältniss [1]).

Die „Beschreibung der Herrschaft Mágócs“ führt die Erträgnisse dieser Herrschaft in den Jahren 1850 bis 1857 auf; hiernach erhielt man Metzen vom Joch:

von	1850	1851	1852	1853	1854	1855	1856	1857	durchschnittlich im Ganzen	durchschnittlich nach Abzug von 1/5 für Ernten und Dreschen
Winterreps	17,2	20,7	4,9	10,7	5,7	11,7	10,6	16,7	12,3	—
Sommerreps	—	3	3,3	—	1	7	7,6	3,5	4,2	—
Winterweizen	17,8	17,9	10,1	4,8	10,4	12	13,4	22,3	17	13,6
Sommerweiz.	10	11,4	10,7	9,3	12,5	9,9	14,4	20,7	15,3	12,3
Halbfrucht	12,3	15,3	10,9	8,5	18,6	10,7	12,1	18,3	16,6	13,3
Winterroggen	13,3	—	12,6	13,1	—	21	6,6	—	16,6	13,3
Sommerroggen	8,8	11,9	10,7	4,5	11,6	15,7	9,5	14,8	13,6	10,9
Gerste	16,4	16,9	12,2	8,4	15,5	20,3	12,2	21,2	19,2	15,4
Hafer	17,2	14,4	7,3	17,8	22,6	27	18	33,8	24,6	19,7
Hirse	12	11,5	6,6	18,9	12,5	9,3	8,2	6,8	10,7	—
Wicken	16,4	11,2	7,5	13,2	7,4	15,8	7,3	9	10,9	—
Mais	—	—	—	35	38,3	50	38,8	35,3	39,5	—

Das Verhältniss der geringsten zur ergiebigsten Ernte, die erstere zu 1 gesetzt, ist hiernach bei dem Winterreps 4, bei dem Sommerreps 7,6, bei dem Weizen 4,7 und 2,2, Halbfrucht 2,2,

1) Ein Schwanken des Geldertrages geht hiermit Hand in Hand. Auf einem gewissen Gute der Herrschaft Bellye war der Reinertrag in den einzelnen Jahren folgender:

1854: 21 fl. $86\frac{1}{3}$ Den. C.-M.		1859: 5 fl. 31 kr. ö. W.
1855: 17 „ $97\frac{10}{24}$ „ „		1860: 9 „ 60 „ „
1856: 8 „ 61 „ „		1861: 21 „ 77 „ „
1857: 4 „ $11\frac{1}{12}$ „ „		1862: 5 „ 84 „ „
1858: 13 „ 13 „ „		1863: 15 „ 97 „ „
		1864: 3 „ 56 „ „

Und doch betreibt das erwähnte Gut nicht reinen Kornbau, sondern hat auch eine starke Viehzucht, so dass sich das Risico auf zwei Zweige vertheilen kann.

Roggen $3,_2$ und $3,_3$, Gerste $2,_5$, Hafer $4,_6$, Hirse 3, Wicken $2,_2$, Mais $1,_4$ [1]).

Ausser der grossen Schwankung des Ertrages lernen wir aus vorstehender Tabelle noch eine andere Wahrheit, die nämlich, dass die Höhe der Production von einer gegebenen Fläche gar nicht so bedeutend ist, als man glauben sollte, wenn man von der wunderbaren Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens hört. Diese Fruchtbarkeit ist nicht wegzuleugnen; aber sie ist nur eine facultative, aber keine wirkliche oder vielmehr wirkende. Es kommt aber bei der Würdigung einer Volkswirthschaft eben so wenig wie beim einzelnen Menschen darauf an,

---

1) Ein besseres und richtigeres Verhältniss, wenn wir so sagen dürfen, eine Durchschnittsschwankung wird sich ergeben, wenn man die Differenzen zwischen den einzelnen Jahreserträgen und dem Durchschnitt von allen Jahren zusammenaddirt und diese mit dem Gesammt-Durchschnittsertrage dividirt. So ist die Differenz bei dem Winterreps z. B. $+ 4,_9 + 8,_1$ $- 7,_4 - 1,_6 - 6,_6 - 0,_6 - 1,_7 + 4,_4$ Metzen; die Summe der Schwankungen ist $35,_6$ auf ein Jahr, also $4,_{45}$ Metzen. Da jedoch eine Schwankung von vier Metzen unter oder über dem Durchschnitt ungleich stärker ist, wo die Durchschnittsernte nur 4 Metzen, als dort, wo sie 40 beträgt, so muss man. um das richtige Verhältniss herauszufinden, die Höhe der Durchschnittsernte als Nenner setzen; beim Winterreps also $\frac{4,_{45}}{12,_3}$ oder $36,_2$ %. Auf gleiche Weise berechnen wir die durchschnittliche Schwankung bei den übrigen Fruchtgattungen, wobei wir die Bemerkung vorausschicken, dass in obiger Tafel unter den einzelnen Jahreserträgen dort, wo die letzte Rubrik eine Ziffer enthält, der Ertrag nach bereits vollzogenem Abzug für Ernten und Dreschen ($^1/_5$ des rohen Ertrags in Natura) zu verstehen ist. Hier muss also auch die Differenz nach diesem geringern Ertrage, wie er in der letzten Spalte aufgeführt ist, berechnet werden. Hiernach stellt sich die durchschnittliche Schwankung bei den einzelnen Früchten, wie folgt:

Winterreps $36,_2$ %, Sommerreps $48,_3$ %, Winterweizen $31,_7$ %, Sommerweizen $21,_2$ %, Halbfrucht $22,_7$ %, Winterroggen $21,_5$ %, Sommerroggen $23,_5$ %, Gerste $19,_2$ %, Hafer $31,_1$ %, Hirse $26,_9$ %, Wicken 28 %, Mais $10,_7$ %.

Wir tragen kein Bedenken, diese Verhältnisse als dem allgemeinen Zustande des Alföld ziemlich entsprechend zu bezeichnen. Nur die Schwankung des Winterweizens scheint etwas zu hoch in unserm Falle zu sein. Besonders verdient die geringe Schwankung beim Mais die Aufmerksamkeit des Lesers, um so mehr, als dieser Ertrag auch sehr hoch ist.

dass sie in ihren Einzelmomenten grossartig und überwältigend, als dass sie in ihrem Ganzen gleichmässig fruchtbar sei, Mag der Boden noch so reich sein; dieser Reichthum ist unnütz. wenn ihm das Klima nicht erlaubt, sich voll zu entfalten. Vielleicht haben die grössern Güter in Ungarn heute doch nicht minder einen technisch guten Betrieb, als Norddeutschland zu Thaers Zeit und England vor hundert Jahren; wenigstens möchten wir dieses von Mágócs fest behaupten. Und wie verhalten sich die Erträge in den einzelnen Ländern zu einander?

Die Ernte betrug von einem österreichischen Joch in österreichische Metzen [1]):

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
in Norddeutschland (Thaer)	14	12	12	10
„ England (1760—1770; Young)	18,8	19,2	25,2	28,8
„ Belgien (Schwerz 1800)	22,6	26	35,9	49,5
„ Mágócs (1850—1857)	17	16,6	19,2	24,6
im Verwaltungsbezirk Ofen (1852)	14,2	10,2	13	12,5
„ „ Grosswardein (1852)	11,7	9,1	12,7	11,6
„ „ Banat (1852)	14,3	16,1	17,4	18,4

Es ist hieraus ersichtlich, dass man keinen Grund hat, über die ausserordentliche Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens zu erschrecken und von derselben eine Erstickung der westeuropäischen Landwirthschaft zu befürchten. Die Erträge in Mágócs stehen um ein Bedeutendes über dem Durchschnitt des Landes, wenn man die angebaute Fläche in Betracht zieht. Der Boden gehört zu den tiefgründigsten und fruchtbarsten des Landes; erst seit etwa 20 oder 30 Jahren unter dem Pfluge sich befindend und wegen einer starken Viehzucht durch einen angestrengten Kornbau erst weniger ausgesogen, dann aber

1) Ein österr. Metzen vom österr. Joch kommt gerade gleich $1/2$ Scheffel preuss. vom preuss. Morgen, und 1 Metzen ($1/6$ Scheffel) bayerisch vom bayerischen Tagwerk.

durch eine gute Bearbeitung gehoben, steht der Boden von Mágócs in der ganzen Umgegend als der ergiebigste da. Und dennoch stehen seine Erträge einem Landesdurchschnitte noch beträchtlich nach, wie er sich vor hundert Jahren, bei einem sehr gewöhnlichen und einfachen Wirthschaftssysteme, in einem Lande herausstellte, welches den Ruf der ausserordentlichen Fruchtbarkeit gerade nicht genoss.

Es liegt nicht allein in der extensivern Bearbeitung des Bodens, dass der durchschnittliche Ertrag über eine mittelmässige Höhe nicht hinauskommt, sondern in hohem Grade an der Ungunst des Klima's, welches jeden Augenblick den herrlichsten Saaten Verderben bringen kann. Und darauf hin wird die ungarische Landwirthschaft zu steuern haben, dass sie das Klima des Landes bezwingt, oder wenigstens die Saaten ihrem Einflusse entzieht. Baumpflanzung und Bewässerung wird auch hier der vornehmste Wunsch bleiben, und erst wenn dieser erfüllt ist, wird die ungarische Landwirthschaft mit Freuden an ihr Werk gehen können, da sie erst dann mit einiger Sicherheit die Production und die Bestimmung des Ertrages in ihren Händen hat. Und erst wenn die Nothjahre nicht mehr gerade in jenem Lande am häufigsten sind, welches man im Munde des eingeborenen Volkes so gerne das reiche Kanaan nennt, erst dann wird man auch einen hohen Durchschnittsertrag von dem reichen Boden hoffen können. Jetzt ist die ungarische Fruchtbarkeit kaum mehr als die Délibáb (Fata Morgana), welche über der öden Puszta beständig die schönen grünen Ufer eines kühlenden Sees zeigt, während die Puszta den brennenden schwarzen Boden nicht mit dem nothdürftigsten vergilbten Grase zu bedecken weiss. So sieht auch der Ungar beständig die üppigste Ernte in seinen Gedanken und selbst in der Wahrheit vor sich; aber wenn er sich der Ernte nähert, dann ist auf einmal die Fruchtbarkeit aus der Saat geschwunden; eine dürre Woche zu viel, ein Frost oder eine Ueberschwemmung haben ihm Alles vernichtet; und das Hungerkorn wuchert dort, wo er den Weizen gehofft hatte, mit dem er die Welt zu überschütten gedachte.

Diese Unsicherheit und dieses Schwanken im Ertrage hat jedoch der ungarischen Landwirthschaft noch einen viel grössern Schaden gebracht, als den, dass dadurch der absolute Ertrag sich minderte. Es war der Grund, warum Ungarn ausser den österreichischen Erblanden noch so wenig ständige Abnehmer für seine Producte gefunden hat. Kein Land kann sich auf Ungarn verlassen und sicher sein, dass es jahraus jahrein von diesem mit Nahrungsmitteln hinlänglich versorgt werden wird. Ein Land, welches durchschnittlich nicht seinen Nahrungsbedarf selbst erzeugt, wird sich nicht gerne in Handelsbeziehungen zu einem Lande einlassen, welches oft selbst in die Lage kommt, Getreide von den Nachbarländern zu bedürfen, anstatt es diesen zuzusenden. Man sage nicht, dass ein Volk jedes Jahr am liebsten sein Getreide von dort beziehen werde, wo dieses am billigsten sei. Jeder Handel will zuvor organisirt sein, ehe er wirksam auftreten kann. Man wird nicht zeitig genug und nicht in gehörigem Masse dem Bedürfnisse des Consumenten Rechnung tragen können, wenn das consumirende Land immer erst nach der Ernte bei sich überlegt, wo das Getreide wohl am wohlfeilsten zu erhalten sei, und wenn es dann erst den Kaufmann aufsuchen, die Waare prüfen muss und allenthalben Gefahr läuft, aus Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, z. B. des Transportes, der Umladung u. s. w. jenen Vortheil wieder einzubüssen, den es am Einkaufspreise errungen hatte. Das ausführende Land aber, welches nicht regelmässig auf dem fremden Markte als Verkäufer auftritt, muss nicht weniger Anstrengungen machen, um einen Abnehmer seiner Waare zu finden; man ist nicht an dasselbe gewöhnt; warum sollte man jetzt sich an dasselbe halten, wenn man sich nicht ganz besondere Vortheile davon versprechen kann? Ein solches Land muss sich den Abnehmer dadurch gewinnen, dass es seine Waare nicht etwa zu demselben Preise wie die übrigen Länder, sondern dass es sie zu einem billigern Preise abgibt. Wenn dieses Land aber jährlich käme, wenn es sich einen Kreis fester Kunden verschafft hätte, dann könnte es mit seiner Waare selbst theurer sein, als die concurrirenden Produzenten.

Was will man z. B. dort mit dem ungarischen Weizen anfangen, wo man nicht an den harten ungarischen Weizen schon gewöhnt ist, und wo man nur weichen zu mahlen versteht? So war es ja in der Schweiz, ehe eine Reihe glücklicher Ernten in Ungarn es dahin brachte, dass dieses Land mit Ungarn in eine dauerndere Handelsbeziehung trat. Man verstand das harte Getreide nicht zu mahlen; die Müller nahmen es nicht gerne an; die dunkle Farbe gefiel nicht: und die Folge war, dass der schwerere ungarische Weizen um ein Bedeutendes niedriger stand, als der leichtere, weichere süddeutsche. Und aus Ungarn selbst nahm man damals nur die weissen und weichen leichten Weizen aus der Gegend von Stuhlweissenburg am liebsten und bezahlte sie am theuersten, zum grössten Erstaunen des produzirenden Landes, in dessen Augen gerade diese Sorte als die schlechtere galt. Das ist jetzt freilich anders, und seitdem man sich auf die ungarische Müllerei eingerichtet hat, gilt der ungarische Weizen im Verhältniss zu seiner Schwere mehr, als der bayerische.

Wenn Ungarn eine regelmässige Production und demzufolge eine r e g e l m ä s s i g e Ausfuhr hätte, so würde es weniger verlegen sein, wohin es sich in guten Jahren mit dem Ueberschusse seiner Production wenden solle.

Es war freilich eine Zeit, in welcher Ungarn um den Absatz seiner Producte weniger verlegen war; aber diese Zeit dauerte nicht lange und war wohl nichts Anderes, als ein zufälliges Zusammentreffen von einer Reihe guter Ernten in Ungarn mit einer Reihe schlechter in ganz Westeuropa. Damals glaubte man auch an die Mission Ungarns, die Kornkammer Europas zu werden, wie man freilich auch jetzt noch daran glaubt. Vielleicht glaubt man jedoch zuviel hiervon. —

Die Geschichte des Kornbaues in Ungarn ist noch nicht so alt, wie die der ungarischen Viehzucht. Damit soll indess nicht das Alter des Kornbaues im Lande überhaupt gemeint sein, sondern seine Bedeutung für das Ausland.

Das Getreide ist voluminöser als die thierischen Producte und erleidet desswegen viel weniger einen weiten Transport. In

einem Lande vollends, wo die Transportmittel so schlecht sind, wie notorisch in Ungarn, musste eine weitere Verfrachtung so lange eine Unmöglichkeit bleiben, als nicht eine sehr hohe Preisdifferenz zwischen dem produzirenden und dem consumirenden Lande die Transportkosten bezahlte. Noch heute, wo die Dampf-Schleppschifffahrt neben der Zugschifffahrt den möglichst billigen Transport bewerkstelligt, kostet die Verfrachtung von der mittlern Theiss bis Pest etwa 20, bis Wien aber etwa 33 % des Preises am Productionsorte, vorausgesetzt, dass dieser nahe an der Theiss liegt; tiefer im Lande sind die Transportkosten für wenige Meilen Landfracht leicht noch um ein Fünftel und mehr grösser [1]). Früher, wo die Schifffahrt noch sehr erschwert und wenig geregelt war, und als noch das Meiste hätte auf der Achse versendet werden müssen, war an eine Ausfuhr aus dem Lande von der Theissgegend aus kaum zu denken. Damals war man froh, wenn man die Wolle fortschaffen konnte, und wenn man sein Vieh aus dem Lande vertrieb.

Desshalb nur finden wir vor zwei Jahrzehnten noch die grossen Puszten auf der Ebene: nicht weil die Viehzucht eine hohe, sondern weil der Kornbau eine noch geringere Rente abgeworfen hätte. Noch um die Zeit von 1848 konnte man sagen, dass sich die ungarische Landwirthschaft „nur zu einem kleinen Theile dem Weizenbau widme, dass Weizen nirgends die Hauptwinterfrucht bilde; dass nur auf den grössern Herrschaften und nur an den schiffbaren Flüssen und in der Nähe grösserer Städte grössere Stücke mit Weizen angebaut seien.“ Damals beschränkte sich der Weizenbau in grossem Massstabe auf die Ebene des Banats, auf die Bácska, Syrmien, Arad (an der Maros); dann auf der vordern Ebene auf die Schüttinseln und Wieselburg. Nur diese letztern Gegenden mochten damals regelmässiger die Grenze mit ihrem Getreide übersetzen. Die

---

1) Von Szentes beträgt z. B. die Fracht von einem Metzen Getreide bis Pest 43, bis Wien 73 kr. auf den Schleppschiffen der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft; die Landfracht nach Szentes dagegen von etwa 3 Meilen steigt bis zu 20 kr.

südlichen Theile der grossen Ebene versorgten hingegen die Alpenländer an der obern Sau.

Neben den natürlichen Hindernissen, welche sich in dem Mangel an billigen Communicationsmitteln zeigten, gab es noch ein künstliches, welches nicht minder von Einfluss war. Bis zum Jahre 1851 war Ungarn von den übrigen Ländern des österreichischen Staates durch eine Zolllinie geschieden [1]). Das Getreide, welches aus Ungarn kommend diese Linie passirte, zahlte einen keineswegs geringen Einfuhrzoll. Es ward schon als eine sehr grosse Ermässigung angesehen, als man 1829 den Satz für den Metzen Weizen auf $15^1/_4$ Kr. W. W. ermässigte ($11^1/_4$ Kr. eigentlicher Zoll, 4 Kr. Verzehrungssteuer). In Folge dessen soll sich die Ausfuhr in wenigen Jahren verdreifacht haben; gewiss ein Zeichen, dass sie vor 1829 sehr gering gewesen ist. Desshalb musste die Aufhebung der Zollgrenze im Jahre 1851 für die ungarische Landwirthschaft von grosser Bedeutung sein. Um diese $15^1/_4$ Kr. W. W. ($10_{,7}$ Kr. O. W.) konnte jetzt eine grössere Fracht gezahlt werden; dadurch wurden die an den schiffbaren Flüssen gelegenen Gegenden um zwanzig bis dreissig Meilen weiter ins Land hinein befähigt, zu dem gleichen Preise das Getreide ins Ausland zu versenden, zu welchem sich zuvor die Frachtkosten gestellt hatten. Jetzt konnte schon dieselbe Preisdifferenz zwischen Neusatz an der Militärgrenze z. B. und Wien zum Export aus der erstern Gegend veranlassen, wie vordem zwischen Baja oder Tolna und Wien; denn um was die weitere Fracht theurer war, um das Gleiche war am Zoll verschwunden. —

Wie bereits gesagt, traf im Anfange des vorigen Jahr-

---

1) Diese Zollgrenze hatte nicht etwa Aehnlichkeit mit den früher auch anderwärts üblichen Provinzialzöllen, wo für den Uebergang der Waare ein bestimmter Satz als blosser Finanzzoll vom Staate aufgelegt wurde. Die ungarisch-österreichische Zolllinie erhob keinen Uebergangs-, sondern einen Aus- und Einfuhrzoll, welcher von beiden Seiten selbstständig normirt wurde, wie zwischen zwei verschiedenen Staaten. Es war Schutz der einheimischen Production, weniger finanzielle Zwecke, was man mit der Aufrechthaltung der nur uneigentlich sogenannten Zwischenzolllinie bezweckte.

zehents eine Reihe von Umständen zusammen, welche sämmtlich auf die Ausdehnung des Getreidebaues so mächtig hinwirkten, dass derselbe zur fast ausschliesslichen Herrschaft im Lande gelangte. Die Aufhebung des Zolles war wohl nicht die geringste unter diesen Ursachen.

Es wäre nicht nöthig gewesen, dass der Getreidebau gerade am meisten ergiebig war, um die Production so beträchtlich zu erweitern; er hätte auch dann wohl die Ueberhand über die übrigen Productionszweige erlangt, wenn er nur nicht minder einträglich war als jene. Und zwar aus folgendem Grunde.

Die Befreiung des Bodens und der Hand im Jahre 1848 hatte freilich nicht sogleich eine heilsame Wirkung; diese folgte erst, als der Bauer sah, was ihm die freie Hand und der freie Grund für Nutzen gewähren könne, wenn er beide gut anwende. Als er dieses gewahr geworden war, da blieb auch die grössere Thätigkeit nicht aus. Im Ganzen des Volkes wurde jetzt nicht nur gleich viel, sondern mehr, und nicht nur gleich gut, sondern mit viel grösserer Sorgfalt und Zweckmässigkeit gearbeitet, da der arbeitende Bauer jetzt ein anderes Interesse an der Menge und an der Güte der Arbeit hatte. Es erwachte im Volke ein grösseres Bedürfniss zu erwerben, als vordem. Man begnügte sich nicht mehr mit der reinen Naturwirthschaft, welche dem Landwirth nur so viel eintrug, als ihr gefällig war, ihm zukommen zu lassen; sondern man strebte den Ertrag der Wirthschaft zu erhöhen, weil man jetzt einsehen gelernt hatte, was man mit ihm beginnen konnte. Mit andern Worten: das Bedürfniss nach einer intensivern Wirthschaft erwachte; man musste mehr schaffen auf seinem Felde. Die Puszta konnte nicht mehr bleiben, was sie gewesen war; sie musste Arbeitsfeld werden, aus dem man einen grössern Ertrag ziehen konnte. Was sollte man nun Besseres auf dem Ackerfelde anbauen, als Getreide? Handelsgewächse erfordern eine Art von Fachkenntniss, welche erst durch Uebung erlernt wird; sie erfordern eine Sorgfalt, welche meistens in einem Lande nicht zu finden ist und selbst nicht immer am Platze sein würde, wo die rohere

Arbeit noch so übermässig productiv ist; und dazu hatte man nicht nur wenig Beispiel, wodurch sich der Anbau der Handelsgewächse hätte leicht nachahmen lassen, sondern man wusste auch entweder, dass eine bestimmte Handelspflanze bei dem ungarischen Klima nicht vortheilhaft für den Anbau sei, oder man hatte doch wenigstens nicht die Gewissheit, dass sie aufkommen werde. Es bedarf erst mancher Versuche und der Ueberwindung manches Verlustes, bevor man eine fremde Pflanze einheimisch zu machen gelernt hat; und in manchen Lagen der Volkswirthschaft ist es oft zweifelhafter, dass die Noth beten lehrt, als es gewiss ist, dass nur die Noth beten lehrt. So lange desshalb der Getreidebau noch lohnte, mochte man wenig Reiz fühlen, die Handelsgewächse zu pflegen. Der Futterbau aber passt für die ungarische Ebene nicht, und wenn man also das Bedürfniss fühlte, eine intensivere Bewirthschaftung einzuführen, als die alte Weidewirthschaft es war, so blieb nur der Kornbau übrig, der an die Stelle der alten Puszta und der alten Brachweide trat.

Eine intensivere Bewirthschaftung aber war nicht allein angezeigt, weil der grössere Ertrag eine gute Verwendung fand, und weil desshalb das Mehr der Arbeit sich besser lohnte. Es war ein höherer Ertrag jetzt erforderlich, um die neuen Lasten bestreiten zu können, welche jetzt den Grundbesitz so schwer trafen. Die Grundsteuer bewog den Landwirth, die Hutweide umzubrechen, da nach der Anlage des provisorischen Katasters der erhöhete Reinertrag bei dem Uebergange in eine andere Productionsklasse nicht eine Steuererhöhung nach sich zog. Von dem höhern Ertrage eines Getreidefeldes liess sich die Steuer viel besser bezahlen, als von der Hutweide. Auf diesen neuen Feldern aber, welche im vollsten Sinne ein jungfräulicher Boden zu nennen und deren Fruchtbarkeit für den Landwirth eines ältern, abgelebtern Landes so erstaunlich ist, wogen seit anderthalb Jahrzehnten die Kornsaaten, welche bereits ihre Früchte nach dem ganzen westlichen Europa, nach Aegypten, nach Brasilien und selbst nach China ausgesandt haben.

Es war das grösste Glück, dass mit dieser Vermehrung

der Production eine Vermehrung des Absatzes so schön Hand in Hand ging.

Das Land erhielt die Eisenbahnen. Dadurch wurde es dem westlichen Europa um Vieles näher gerückt. Jedoch ist nicht hierin allein der Vortheil der Eisenbahnen zu suchen, dass sie die Transportkosten verringert hätten; denn die Eisenbahn ist nicht im Stande, so billig zu verfrachten wie die Schifffahrt; am wenigsten sind es die ungarischen, überhaupt die österreichischen Eisenbahnen bei ihren unverhältnissmässig hohen Tarifen. Auch geht nach wie vor das meiste Getreide zu Schiffe aus dem Lande, oder wenigstens bis vor die Grenze, nach Raab oder Wieselburg; und selbst von der obern und mittlern Theiss, von Szolnok, Szentes und Szegedin z. B. ladet man das Getreide noch meistentheils billiger auf die Schiffe, als dass man es der Eisenbahn übergibt, um es nach Pest zu verfahren [1]). Der Nutzen der Eisenbahnen liegt vielmehr darin, dass diese den Export regeln. Die Schifffahrt stockt gar zu leicht, Wassermangel und Fluth sind ihr gleich hinderlich, und die Wintermonate hindurch ist sie meist gar nicht möglich. Die Eisenbahn kann dagegen zu jeder Zeit verfrachten; desshalb wird der Exporthandel bei ihrer Benutzung nicht den nachtheiligen Fluctuationen ausgesetzt sein; er wird nicht ganz stocken, wenn die Schifffahrt nicht geht, und wenn diese wieder in Thätigkeit ist, so wird ihr doch nicht aller Transport allein zufallen. Das Verhältniss zwischen der zu versendenden Waare und den Transportmitteln wird nicht mehr so vertheuernd auf den Transport wirken, da die Eisenbahn ganze Gegenden übernommen hat, welche vordem ebenfalls auf die Schifffahrt angewiesen waren, und da die concurrirende Eisenbahn jedenfalls gegen allzu hohe Sätze der Flussschifffahrt ein Correctiv ist.

Die langsamere Schifffahrt ist oft gar nicht im Stande, den Bedarf eines etwas entfernten Landes mit den inländischen Vor-

---

1) Vorausgesetzt, dass das Getreide für Pest bestimmt ist. Wenn es direct über Pest hinausgehen soll, wird man eine kostspielige Umladung ersparen, im Fall man es gleich der Eisenbahn übergibt.

räthen zu decken. Wenn der Kaufmann das Bedürfniss in baldigem Anzuge sieht, wenn er z. B. die Wahrscheinlichkeit hat, dass nach Verlauf eines Monats der Preis des Getreides eine bedeutende Höhe erreichen wird, so nützt es ihm nichts, wenn er nach einem viertel Jahre mit den billigern Schlepp- und Zugschiffen sein Getreide erhält, nachdem die Preise vielleicht schon wieder gesunken sein mögen. In der Ernährung eines Volkes trifft die Berechnung des Gleichgewichtes zwischen Vorrath und Bedarf häufig nicht zu, und man muss dann mit möglichster Schnelle den Vorrath mit der Consumtion auszugleichen suchen. In diesem schnellen Auffassen der bald vorübergehenden guten Conjunctur liegt der Reiz und der Hauptgewinn des Getreidehandels. Hier aber muss sich der Händler des schnellern Transportmittels, der Eisenbahn, bedienen, wenn es auch theurer ist.

Die Eisenbahn ermöglicht den persönlichen Verkehr des im Consumtionslande wohnenden Kaufmannes mit dem Produzenten. Wenn Jener grosse Einkäufe in Person machen will, so kann er mit leichter Mühe und wenigem Zeitaufwande die Waare am Erzeugungsorte prüfen. Der Lindauer oder Mannheimer Kaufmann kann bald nach Pest oder Szegedin gelangen und entweder in den Magazinen des dortigen Händlers oder auf dem Lande bei dem Produzenten die nöthigen Mengen ankaufen. Wenn ihm aber die Eisenbahn diese Reise nicht möglich machte, so würde er in manchen Fällen darauf verzichten, Ankäufe in Ungarn zu machen. Die Eisenbahn hat den Getreidehandel erst vollkommner organisirt. Der Produzent kann jetzt zu jeder Zeit sein Erzeugniss an den Händler übergeben, und desshalb wird auch der Händler seinerseits bei dem Produzenten immer einen Vorrath antreffen können.

Ein Kornland, dem die Eisenbahnen fehlen, und welches mittelst der blossen Schifffahrt die Ausfuhr betreibt, wird zwar ein viel weiteres Marktgebiet haben, als jenes Land, welches ohne Schifffahrt, aber mit Eisenbahnen versehen ist. In dem erstern Lande aber wird sich nur ein wuchtiger und schwerfälliger Jahreshandel bilden; in den einzelnen Wochen werden we-

niger Schwankungen stattfinden und der ganze Handel wird einen ruhigen Charakter tragen. Ein Kornland aber, welches seine Producte mit der Eisenbahn ausführt, ist viel beweglicher und lebhafter; sanguinische Hoffnungen und deprimirte Stimmung folgen sich in kurzen Zeiträumen. Speculation und Flauheit wechseln mit einander ab. Die Länder der erstern Art sind mehr geeignet für die Versorgung mit dem durchschnittlichen Jahresbedarf; aber nur die Länder der letztern Lage sind fähig, aus den rascher wechselnden Conjuncturen Vortheil zu ziehen. Ungarn nimmt zwischen beiden Arten von Ländern die Mitte ein, aber nicht eine Mitte, welche man die goldene nennen könnte, weil sie von beiden Seiten die Vortheile vereinigt, sondern zur Zeit noch eine solche Mitte, welche weder Fisch noch Fleisch ist; weder lohnende Flussschifffahrt, noch lohnender Bahntransport, so dass man eigentlich nur von den Vortheilen beider Seiten gleich weit entfernt ist.

Es wird einem spätern Orte übrig bleiben zu erörtern, was Schifffahrt und Eisenbahn dem ungarischen Handel noch nicht gethan haben. An diesem Orte hier mag es genügen, zu erwähnen, dass beide trotz der Unvollkommenheit in ihrem Wirken dennoch dem Lande von der grössten Bedeutung gewesen sind. Sind auch die Flüsse noch an vielen Orten in einem Zustande, welcher die Schifffahrt mehr als gebührlich erschwert, so ist diese doch unvergleichlich besser gestellt, als vor 15 oder 20 Jahren. Und sind auch die Frachtsätze der ungarischen Eisenbahnen oft um hundert Prozent theurer als die der deutschen, so ist doch die Verbesserung, welche man durch die Ersetzung einer ungarischen Landstrasse mit einer ungarischen Eisenbahn erfährt, eine ungleich grössere, als wenn man von einer deutschen Landstrasse zu einem deutschen, wenn auch viel billigern Schienenwege übergeht. Ist desshalb auch für die Erleichterung des Verkehrs noch längst nicht Alles geschehen, was anderwärts geschehen ist, so hat dennoch Ungarn seit 1850 viel grössere Fortschritte in Verbesserung der Communication gemacht, als vielleicht irgend ein Land Westeuropas.

Ungarn wurde dadurch dem Auslande erschlossen; die Er-

zeugnisse des erstern konnten sich auf dem Markte des letztern zur Geltung bringen. Das Ausland lernte die ungarische Waare kennen und sich daran gewöhnen. Der Handel organisirte sich, und die Handelsbeziehungen zwischen dem produzirenden und dem consumirenden Lande nahmen eine festere und constantere Natur an.

Wenn sich sonst ein Land einen neuen Markt gründen will, so muss es häufig sich einen vorläufigen Verlust auflegen; es muss unter dem Durchschnittspreise verkaufen, um den neuen Abnehmer anzulocken, und muss sich bemühen, um ihn an seine Waare zu gewöhnen.

Ungarn hatte das viel leichter. Als es das Bedürfniss fühlte, seinen Export zu erweitern, kam das Ausland selbst nach Ungarn, um Brodfrucht zu kaufen. Nicht Ungarn hat die Abnehmer seines Weizens an diesen gewöhnt, sondern der Consument selbst fühlte sich hierzu veranlasst, und die Gründe, welche dieser für das ungarische Getreide sprechen liess, die eigenen Missernten, mochten durchschlagender sein als jene, welche der ungarische Produzent ihm hätte vorbringen können.

Man bedurfte des ungarischen Weizens, um sich zu sättigen.

Das vorige Jahrzehent zeichnete sich in seiner ersten Hälfte durch seine vielfachen Missernten in Westeuropa aus. Ungarn war viel glücklicher; seine Production mehrte sich immer mehr, und es war im Stande, trotz seiner guten Ernten sich Preise bewilligen zu lassen, wie sie in argen Hungerjahren bisher unbekannt gewesen sind. Im Jahre 1851 ging das erste ungarische Getreide direct über die böhmische Grenze, zwei Jahre später, zum Staunen des Produzenten, „sogar nach Bayern", wie sich der Bericht der Pest-Ofener Handelskammer ausdrückt. Der Krimkrieg liess Südrussland einige Jahre nicht als Getreidelieferanten auftreten und an seiner Stelle errang sich Ungarn am Mittelmeere einen Markt. Selbst der Repsbau verlor sich damals vor dem Weizen, weil dieser einen so starken Abgang fand.

Und doch wies man schon damals darauf hin, dass Ungarn

beim Verharren bei dem blossen Kornbau nicht gedeihen könne, dass es zu einer mannigfaltigern Production übergehen müsse, und vorzüglich auf die Ausdehnung der Handelsgewächse sein Auge zu richten habe [1]). Bereits das folgende Jahr zeigte, dass diese Mahnung nicht unberücksichtigt dürfe gelassen werden. Eine günstige Ernte in aller Welt liess die Getreidepreise im Jahre 1857 einen grossen Rückschlag nehmen. Das Jahr 1858 hatte eine mittelmässige Ernte in Ungarn, während der Westen sehr gesegnet war und daneben die Donaufürstenthümer und Südrussland wieder als starke Concurrenten auftraten. Damals schon hätte man sich die Lehre merken können, dass Ungarn nicht, wie es wollte, seine Producte auf den Markt bringen konnte, dass es nicht etwa bloss viel zu produziren brauchte, um viel abzusetzen, sondern dass das Heil der ungarischen Getreideproduction nur in den ausländischen Missernten und ihr Verderb in den günstigen Jahren lag. Trotz der mittelmässigen Ernte konnte man doch den geringen Ueberschuss nicht absetzen; Sisseck sank zu völliger Unbedeutsamkeit herab, weil Triest nichts abnahm, da die Ernte in Frankreich und England gesegnet war. Damals ging sogar Getreide von Sisseck über Semlin nach Raab zurück; an letzterem Orte waren die grossartigen Magazine derartig überfüllt, dass das Getreide in Massen verdorben ist.

Das Jahr 1860 hatte eine Missernte in England. Desshalb zog sich hauptsächlich die norddeutsche Spekulation nach Ungarn. Es war ein augenblicklicher Vortheil für den ungarischen Produzenten, dass er die schlechtere Qualität (83 Pfund) dennoch zu einem hohen Preise absetzte; allein dem Ansehen des ungarischen Weizens mag es wohl geschadet haben, wenn auch der norddeutsche selbst nicht schwerer ist. Das günstigste

---

1) Pester Lloyd, Rückblicke auf 1856. Wir entnehmen diesem gediegenen Blatte, welches das offizielle Organ des Pester Handelsstandes ist, im Verlaufe dieser Abhandlung viele Angaben; besonders die vortrefflichen Jahresüberblicke gewähren eine Einsicht in die Lage der ungarischen Volkswirthschaft, wie man sie aus einer andern Quelle nicht leicht schöpfen kann.

Jahr jedoch für den ungarischen Export war ohne Zweifel 1861, wo besonders Frankreich von einer grossen Missernte heimgesucht wurde. Im April dieses Jahres wurde die Bahnstrecke von Ofen nach Pragerhof eröffnet, wodurch das Centrum des ungarischen Getreidehandels direct mit Triest in Verbindung kam. Die Ernte in Ungarn war sehr gut und das sehr hohe Agio (im Jahresdurchschnitt $142{,}_{05}:100$) begünstigte die Ausfuhr sehr. So war im Jahre 1860 England der Abnehmer des ungarischen Weizens (über die Ostseehäfen) geworden, woneben es in Ungarn selbst als directer Käufer der Gerste aufgetreten war. 1861 löste Frankreich seinen Nachbarn ab und verschaffte der ungarischen Ernte den ausgedehntesten Absatz, wie ihn Ungarn weder vorher noch nachher wieder erlebt hat [1]).

Das war die Zeit, in welcher man sich die Zukunft Ungarns mit den rosigsten Farben vorzumalen pflegte; wo man Ungarn die vornehmste Kornkammer Europas nannte. Man hielt die Production für fortwährend steigend und hoffte desshalb auf einen immer zunehmenden Export. Man erwartete viel von der weitern Ausbauung des ungarischen Bahnnetzes und von der Vollendung der Flussregulirung [2]).

So rosig jedoch, wie man sich die Zukunft des ungarischen Getreidebaues und Exportes damals ausmalte, sollte sie nicht werden. Der Fehler in den Berechnungen lag zum grössten Theil darin, dass man die damals gerade zurückgelegte Periode für einen regulären Zustand nahm, während es nur ein greller Ausnahmezustand war. Die Production der vorangegangenen Jahre war weit über dem zu erwartenden Durchschnitte gewesen; der Zufall der Witterung hatte einige günstige Ernten bewirkt, wie

---

1) Ungarn hatte wohl zu viel Abnehmer in Frankreich gefunden; die Vorräthe waren hier unterschätzt. Im Januar 1862 verkauften die Getreidehändler zu Nantes das ungarische Getreide wieder auf dem Wege der Auction!

2) In dieser Stimmung ist die Abhandlung Bontoux' geschrieben: Ungarn und die Ernährung Europas. Wien 1861.

man sie eben nicht jedes Jahr erwarten kann und am wenigsten desshalb, weil man eine solche Erwartung einmal erfüllt sah. Nicht weniger waren die grossen Missernten im Auslande nur ein Ausnahmezustand, wie er nur selten sich wiederholen wird.

Jetzt drehten sich die Dinge auf einmal ganz um. Anstatt der guten Ernten kamen jetzt in Ungarn die Missjahre auf die Tagesordnung; im Auslande dagegen folgte eine gute Ernte auf die andere. Nordamerika und Russland traten auf dem europäischen Markte auf als Concurrenten, gegen welche Ungarn nur mit der grössten Anstrengung anzukämpfen vermochte. Das russische und amerikanische Getreide war auf dem vornehmsten Markte, in England, viel beliebter, als das ungarische. Der Seetransport war selbst von den weitern Ländern an dem schwarzen und jenseits des atlantischen Meeres billiger, als aus dem binnenländischen, wenn auch näher gelegenen Ungarn. Und besonders war es das nordamerikanische Agio [1]), neben welchem selbst das österreichische nichts bedeutete, welches den nördlichen Vereinigten Staaten reichlich den Absatz in Europa wieder verschaffte, den es an den Südstaaten während des Krieges verloren hatte. Die frühern Hauptconsumenten des fremden Getreides hatten daneben immer weniger Bedarf nach ausländischem Getreide, weil sie durchgängig gute Ernten erzielten.

Hiergegen war in Ungarn das Jahr 1862 ein Missjahr, das Jahr 1863 ein Nothjahr; 1864 hatte wieder eine bessere Ernte, aber man konnte diese nicht verwerthen, weil man im Auslande keine Abnehmer fand; ebenso ging es 1865 und 1866 [2]).

---

1) Das Gold stand im Januar 1862 al pari; im Dezember hatte es ein Agio von 32, im Februar 1863 71, Dezember 50; Juli 1864 166, Dezember 125; Juli 1865 40 Prozent.

2) Folgende Tabelle zeigt die Bewegung des Weizenpreises der letzten 12 Jahre auf dem Pester Platze. Der österr. Metzen galt:

Seit einigen Jahren sind die Getreidepreise in ganz Europa so niedrig, dass der Landwirth allenthalben über die Unrentabilität des Kornbaues klagt. Man hat die billigen Getreidepreise als den Hauptgrund einer „landwirthschaftlichen Krise“ bezeichnet. Hauptsächlich war es Frankreich, welches sich die Untersuchung dieser Frage angelegen sein liess, und welches derselben lange und heisse Debatten auf dem Landtage widmete, nachdem zuvor eine besondere Enquête über diesen Gegenstand veranlasst worden war. In Deutschland war die Lage nicht weniger misslich; und wenn sich hier die Angelegenheit im Ganzen genommen auch ruhiger verlief, so war dennoch die Krise allgemein als vorhanden constatirt und sie bildete den Gegenstand vieler Verhandlungen. In Frankreich wie in Deutschland gab man dem immer sich mehrenden fremden Importe die Schuld, wobei Frankreich an Russland, Nordamerika und Ungarn, Deutschland aber, besonders Süddeutschland, an Ungarn dachte. Man muss aber nicht glauben, als wenn die Krise sich bloss auf jene Länder erstreckt habe, welche seit neuerer Zeit besonders von fremder Einfuhr berührt worden waren. Die für die Ausfuhr produzirenden Länder selbst fühlten sich noch mehr gedrückt als jene erstern, trotzdem sie jährlich einen grössern Export hatten. Ungarn sah sich nicht weniger in einer Krise, als der Westen Europas; dieses Land

---

			Silberagio
1854	6,87 fl. ö. W. Papier	5,39 fl. ö. W. Silber	127,29
1855	6,59 „ „ „	5,45 „ „ „	120,78
1856	5,16 „ „ „	4,94 „ „ „	104,53
1857	3,53 „ „ „	3,34 „ „ „	105,62
1858	3,39 „ „ „	3,25 „ „ „	104,37
1859	3,92 „ „ „	3,24 „ „ „	121,01
1860	4,70 „ „ „	3,56 „ „ „	131,84
1861	5,48 „ „ „	3,86 „ „ „	142,05
1862	4,67 „ „ „	3,66 „ „ „	129,50
1863	4,74 „ „ „	4,18 „ „ „	113,38
1864	4,27 „ „ „	3,69 „ „ „	115,76
1865	3,03 „ „ „	2,77 „ „ „	109,58
Durchschnitt	4,70 fl. ö. W. Papier	3,94 fl. ö. W. Silber	118,77

glaubte sich hauptsächlich von Russland und Amerika verdrängt. Und Südrussland wiederum, welches seinerseits ebenfalls eine Art Krise erlebte, gab Ungarn die Schuld daran, dass der Getreideexport des schwarzen Meeres seinem Untergange entgegen zu gehen scheine.

Zur Aufklärung der wahren Lage führen wir im Folgenden eine Reihe von Ziffern vor, welche die Bewegung des internationalen Getreidehandels in den letzten Jahren zeigen.

Beginnen wir mit Oesterreich. Man ist gewöhnt, dieses Reich aller Orten als einen vorwiegend Ackerbau treibenden Staat zu nennen. Dieses Prädicat kann ihm jedoch höchstens erst in neuerer Zeit zukommen. Sonst hat im Gegentheil die Einfuhr von landwirthschaftlichen Producten deren Ausfuhr überwogen [1]).

Es betrug die Einfuhr nach Oesterreich an Getreide, Hülsenfrüchten und Mehlproducten in Zollzentnern:

Im Jahre	Weizen	Roggen, Mais, Halbfrucht, Hülsenfrüchte etc.	Gerste, Malz, Hafer	Mehl und Kleie
1841—1850 im Durchschnitt	489,354	879,397	350,811	55,921
1851—1860 „ „	1,043,205	2,099,195	556,557	158,977
1854	2,097,846	3,911,441	621,917	120,462
1855	1,554,296	2,536,609	410,092	138,374
1856	685,534	1,629,856	445,027	122,829
1857	621,218	1,386,812	493,270	156,986
1858	701,109	1,452,233	507,641	181,292
1859	717,522	1,045,925	699,134	336,096
1860	446,664	1,271,766	336,091	255,881
1861	485,626	1,363,798	356,777	273,602
1862	446,453	1,673,587	289,934	178,727
1863	705,441	1,147,755	549,555	318,930
1864	1,122,274	1,949,817	597,659	388,545

1) Von 1831—1858 betrug im Durchschnitt die jährliche

	Einfuhr	Ausfuhr
an Weizen	628,000 Ztr.	501,000 Ztr.
„ Roggen, Halbfrucht, Mais, Hülsenfrüchten . . .	1,167,000 „	750,000 „
„ Gerste, Malz, Hafer . .	367,000 „	318,000 „
„ Mehl und Mehlproducten .	65,000 „	231,000 „

v. Hermann, die Ernten im Königreiche Bayern S. XXXV.

Die Ausfuhr an dergleichen Producten war dagegen:

Im Jahre	Weizen	Roggen, Mais, Halbfrucht, Hülsenfrüchte etc.	Gerste, Malz, Hafer	Mehl und Kleie
1841—1850 im Durchschnitt	490,233	597,520	294,070	186,921
1851—1860 „ „	828,407	1,182,856	556,945	311,670
1854	289,067	702,569	165,602	106,109
1855	369,968	1,826,352	252,964	242,500
1856	1,081,105	2,877,454	692,641	303,026
1857	1,607,509	884,213	897,549	614,776
1858	998,817	754,816	594,380	455,333
1859	545,962	928,630	681,064	406,481
1860	2,861,548	2,420 140	1,869,755	623,658
1861	5,829,297	1,668,794	1,239,568	797,974
1862	5,051,961	1,413,878	1,915,922	880,069
1863	1,863,085	1,429,060	949,798	740,011
1864	2,445,973	887,815	976,430	811,864
1865	4,959,686	2,480,511	2,253,221	1,216,078

Es ist aus vorstehenden Tabellen jedenfalls ein sehr erfreulicher Aufschwung der österreichischen landwirthschaftlichen Production ersichtlich. Und dass dieser Aufschwung zu einem sehr grossen Theile Ungarn zuzuschreiben ist, wird man nicht weniger zugeben müssen, wenn man Oesterreichs Ausfuhr mit der ungarischen Production vergleicht. Die günstigen Ernten von 1855 und 1856 wie jene von 1861 sind die vornehmste Ursache, warum die Ausfuhr der genannten und unmittelbar darauf folgenden Jahre so hohe Ziffern aufweisen kann. Das Missjahr 1862 und die bekannte Dürre 1863 haben die verhältnissmässig niedrige Ausfuhr der Jahre 1863 und 1864 zur Folge gehabt.

Auch das ist aus vorhergehenden Zahlen ersichtlich, dass trotz der Ungunst der Jahre dennoch der Export in der letztern Zeit ein grösserer war, als vordem in den besten Jahrgängen. So überragt selbst das Nothjahr 1863 die gesegneten Jahre 1856 und 1857.

Es ist an dieser Stelle bedauerlich, dass der Export Ungarns in vorstehender Tabelle nicht auszuscheiden war. Unter diesem hätte man freilich nicht bloss das zu verstehen, was von

Ungarn ausserhalb des Kaiserstaates geführt wird, sondern auch jene Quantitäten, welche von hier in die übrigen Kronländer gehen. Und dieser so zu sagen Export nach dem österreichischen Inlande dürfte vielleicht drei Viertel der ganzen Getreideausfuhr Ungarns ausmachen. Niederösterreich, Böhmen und Mähren, wie die an Ungarn grenzenden Alpenländer sind es vorzüglich, auf welche der ungarische Export sich am meisten gründet. Nur über einige wenige Jahre stehen uns über die Getreideausfuhr Ungarns Angaben zu Gebote [1]). Hiernach betrug der Export in Doppelzentnern (à 2 Zollzentner):

im Jahre	Weizen	Halbfrucht	Gerste	Mais	Hafer
1855		1,224,642			
1856		2,325,600			
1857		1,644,635			
1858	489,409	244,529	121,743	89,898	175,457
1859	272,981	289,377	166,398	122,427	174,333
1860	1,398,048	898,117	569,610	191,950	342,659

Vergleichen wir die übrigen Exportländer mit Ungarn oder Oesterreich.

Jenes Land, über welches sich Ungarn am meisten beklagt, dass es ihm und dem ganzen Europa die Preise verdorben habe, und dass es ganz allein die Schuld sei an der Krisis, welche unsern Landwirth so schwer treffe, ist Nordamerika. Hier waren es besonders zwei Umstände, welche so einen plötzlichen Umschwung hervorbringen konnten, dass im Jahre 1861 das Siebenfache des Vorjahres an Weizen konnte ausgeführt werden. Zunächst war es der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten,

1) Bontoux in der angeführten Schrift. Auf welcherlei Erhebungen die Angaben beruhen, wissen wir nicht, zweifeln aber etwas an der Richtigkeit derselben. Es wäre gewiss ein merkwürdiger Zufall, dass der Export Ungarns an Weizen in den Jahren 1858 (489,409 Doppelzentner) und 1859 (272,981 Doppel-Ztr.) genau mit der Ausfuhr des Kaiserstaates übereinstimmen sollte (998,817 Ztr. und 545,962 Ztr.).

welcher zur Folge hatte, dass der getreidebauende Norden seinen frühern Absatz im Süden verlor; desshalb warf jener sich mit seiner Production nach Europa. Der andere Umstand war das grosse Disagio des Papiergeldes zum Golde. Wo das Gold ein Aufgeld von fast 200 Prozent trug, da konnte man zufrieden sein, wenn man auch nur wenig baare Münze erhielt, und Nordamerika konnte sich zu einem so niedrigen Preise verstehen, dass dagegen die Wirkungen des österreichischen Agios zu Schanden wurden. Die Ausfuhr Nordamerikas ist folgende [1]:

Jahr, endend mit 30. Juni	Weizen Bushels	Weizenmehl Barrels	Mais Bushels	Maismehl Barrels
1849	1,527,534	2,108,013	13,257,309	405,169
1850	608,661	1,385,448	6,595,092	259,442
1851	1,026,725	2,202,335	3,426,811	203,622
1852	2,694,540	2,799,339	2,627,075	181,105
1853	3,890,141	2,920,918	2,274,909	212,118
1854	8,036,665	4,022,386	7,768,816	257,403
1855	798,884	1,204,540	7,807,585	267,208
1856	8,154,877	3,510,626	10,292,280	293,607
1857	14,570,331	3,712,053	7,505,318	267,504
1858	8,926,196	3,512,169	4,766,145	237,637
1859	3,002,016	2,431,824	1,719,998	258,885
1860	4,155,153	2,611,596	3,314,155	233,709
1861	31,238,057	4,323,756	10,678,244	203,313
1862	37,289,572	4,882,033	10,904,898	253,570
1863	36,160,414	4,390,055	16,119,476	257,948

Nächst Nordamerika nimmt Russland die erste Stelle unter den kornausführenden Staaten ein. Südrussland trat als Getreidelieferant zuerst im Jahre 1817 auf; bis dahin war die Ostseeausfuhr der einzige Abzugsweg für das russische Getreide. Die Production für den Export machte keine grosse Fortschritte.

---

1) Agriculture of the United States in 1860. (Offiziell.) Introduction S. 141 ff. — 1 bushel = $0{,}_{98}$ bayer. Metzen = $0{,}_{58}$ österr. Metzen. 1 barrel = $1^4/_5$ Zollzentner.

1824—1838 betrug die Ausfuhr von ganz Russland nicht mehr als 1,290,742 Tschetwert Weizen

1,290,742	Tschetwert	Weizen
479,512	„	Roggen
148,800	„	Gerste
197,453	„	Hafer.

Auf den Süden trafen von der ganzen Getreideausfuhr nicht volle 50 Prozent; dagegen ging drei Viertel alles Weizens aus den Häfen von Odessa und Taganrog, und zwar zur grössern Hälfte in die Türkei, zur kleinern nach Italien [1]). Einen neuen Anstoss bekam die südliche Ausfuhr durch die ungünstigen Ernten in Westeuropa im Jahre 1847; in diesem Jahre führten die Häfen des asowschen Meeres und Odessa 3,383,000 Tschetwert aus. Nach dem Krimkriege nahm jedoch die Ausfuhr ganz andere Dimensionen an. Der Getreideexport aus dem ganzen Reiche betrug

1858:	8,857,725	Tschetwert
1859:	9,639,209	„
1860:	9,441,523	„
1861:	9,608,259	„

Von diesen Quantitäten gingen jährlich 5,100,500 Tschetwert durch die südlichen Häfen. Weizen wurde im Durchschnitt 5,102,845 Tschetwert ausgeführt, Roggen (vorzüglich nach der Ostsee) 2,101,101 Tschetwert. Nach England gingen etwa 40 % der ganzen Ausfuhr (3,939,349 Tschetwert); etwa ein Sechstel (1,493,836) ging nach Frankreich.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 hat freilich der russischen Getreideausfuhr für die nächstfolgenden Jahre bedeutenden Abbruch gethan. Es erging Russland gerade wie Ungarn nach 1848; Befreiung der Hand hiess nicht Befreiung der Arbeit, sondern von der Arbeit. In den letzten Jahren soll sich jedoch die Lücke schon wieder mehr als ausgefüllt haben. Ein Theil des Binnenlandes (Podolien) ist mit Odessa bereits durch eine Eisenbahn verbunden. Die Flüsse sind dagegen noch so gut wie unschiffbar; Strudel und Mistbänke [2])

1) Köppen, Ueber den Kornbedarf Russlands (1839).

2) Man wirft hier den Mist noch in die Flüsse, um sich desselben zu entledigen. Vgl. Jourdier, Forces productives de la Russie. 1860.

sollen abwechseln, um die Schifffahrt unmöglich zu machen; der Frost dauert oft fünf Monate; die Wege übertreffen fast die ungarischen noch an Schlechtigkeit, so dass man höchstens 4 Zentner hinter ein Pferd laden kann.

Nach den Berichten des preussischen General-Consulats in Odessa war die Getreideausfuhr aus den Süd-Häfen Russlands in Tschetwert[1]:

	1862	1863
Weizen	3,095,000	3,270,600
Mais	296,000	316,000
Roggen	347,500	62,500
Gerste	322,000	98,700
Hafer	18,000	24,500
Leinsaat	535,000	373,500
Im Ganzen	4,613,500	4,145,800

Nicht minder haben sich die Donaufürstenthümer im Export gehoben. Die Hauptfrucht bleibt hier der Mais; der Weizen ist geringerer Qualität. Wenn der letztere dennoch in Europa den Markt behauptet hat, so hat es seinen Grund

1) Die Consularberichte, welche die Austria mittheilt, weisen für den Odessaer Hafen folgende Ausfuhr aus (in Tschetwert):

	1861	1862	1863	1864
Weizen . .	—	1,369,508	1,576,702	2,215,740
Mehl . . .	—	72,160	71,378	86,981
Getreide überhaupt . .	4,207,500	2,029,500		

Die 1864er Ausfuhr war grösser trotz der schlechten Ernte in Südrussland, zum Theil wegen der grossen Vorräthe aus dem Vorjahre; dann aber ist aus der grössern Ausfuhr bei geringerer Production wohl der Schluss zu ziehen, dass man anfängt mehr für den Export zu produziren, und dass der sich hebende Getreidehandel auch die geringern Vorräthe besser aufzufinden und an sich zu ziehen weiss.

darin, dass noch in den wenigsten Ländern auf die Qualität die entsprechende Rücksicht genommen wird. Besonders ist England wegen seiner Vorliebe für geringere und mittelfeine Mehle bekannt; hier gibt man dem geringern und billigern Weizen vor dem bessern und theurern den Vorzug. Jedoch hat man auch in der Moldau sich schon seit langem bestrebt, einen bessern Weizen zu erzielen, vorzüglich, um auch in den Ländern des Mittelmeeres denselben beliebt zu machen, weil hier die Consumtion der feinern Mehle vorherrscht. Aus diesem Grunde liess die Regierung schon im Jahre 1852 in Taganrog grössere Quantitäten vorzüglichern Weizens ankaufen, welcher unter die einheimischen Produzenten zur Saat vertheilt wurde. Die Production ist seit dem letzten Jahrzehent ganz bedeutend gestiegen, und der Export mit ihr; aber leider ist hier eben so wenig auf eine Regelmässigkeit im Ertrage zu rechnen, wie im Südosten Europa's überhaupt. Das Land, welches sonst die Hauptquelle seiner Einnahme im Getreideexport zu suchen hat, ist z. B. gerade in diesem Augenblicke in der Lage, wegen unzureichenden Vorraths für die eigene Consumtion die Ausfuhr für Gerste, Mais und Hirse zu verbieten und auf die von Weizen einen wenn auch geringen Ausfuhrzoll zu legen (Winter 1866—7).

Das Ruralgesetz vom 1. August 1864, welches in den Donaufürstenthümern Hand und Boden frei machte, so dass jetzt auch hier der Bauer freier Grundeigenthümer ist, wird auch hier nicht verfehlen, die Production zu heben, wenn auch einstweilen die Uebelstände im Gefolge dieses Gesetzes grösser sind, als der Segen.

Zwar fehlen uns die Nachweise des jährlichen Exportes aus den Donauländern in den frühern Jahren; jedoch können wir sagen, dass besonders in den letzten drei oder vier Jahren die Ausfuhr eine grosse Ausdehnung angenommen hat. Gegen 1850 und 1851 hat sich der Export von Galatz und Ibraila etwas mehr als verdoppelt. Die Ausfuhr aus den Häfen der Donaumündungen war im Jahre

1863 etwa 4,220,000 Imper. Quarters
1864 „ 4,800,000 „ „
1865 „ 3,000,000 „ „

und zwar vertheilt sich die Ausfuhr des letzten Jahres wie folgt:

Weizen	1,376,607	Imp. Quart.	Hirse	26,043	Imp. Quart.
Roggen	118,186	„ „	Rübsamen	10,903	„ „
Mais	901,969	„ „	Leinsamen	7,351	„ „
Gerste	365,313	„ „	Mehl	4,213,428	Oka.
Hafer	13,100	„ „			

Die Weizenproduction Serbiens ist zum grössten Theil unter dem Export der Donaumündungen einbegriffen, nur Weniges geht die Sau aufwärts nach Sisseck und Triest. Dieses Land produzirt indess nur wenig Weizen und zwar geringerer Qualität (82 Pfund der österreichische Metzen); jedoch findet derselbe gerne Absatz, zumal in England. Die grosse Maisproduction des Landes wird hauptsächlich in der Schweinezucht verwerthet.

Früher zählte auch Aegypten zu den Getreide ausführenden Staaten. In den letzten Jahren scheint es jedoch zu einem Getreide importirenden Lande geworden zu sein, da die Baumwollproduction hier sehr zugenommen hat [1]).

1) Die Ausfuhr ägyptischer Baumwolle belief sich in Zollzentnern:

1821:	850	1862:	812,183
1831:	168,008	1863:	1,316,004
1841:	174,156	1864:	1,595,393
1851:	345,995	1865:	1,914,202
1861:	797,164		

Ueber die Grösse der Aus- und Einfuhr Aegyptens an Getreide in den letzten Jahren fehlen uns die Angaben; nur über den Import von Triest aus fanden wir folgende Ziffern. Der Export Triests nach Aegypten war.

	Weizen, Staja	Mais, Staja	Gerste, Staja	Mehl, Ztr.
1864	17,235	4976	4752	39,465
1865	38,517	23,292	7433	100,454

Dagegen hatte Triest 1862 anstatt der Ausfuhr nach, eine Einfuhr von Aegypten:

	Weizen, Staja	Mais, Staja	Gerste, Staja	Mehl, Ztr.
	2147	8174	7956	—

(Movimento della navigazione e del commercio in Trieste.)

Im Vorstehenden führten wir die hauptsächlichsten jener Länder auf, welche Ungarn bei der Ausfuhr seines Getreides die hauptsächlichste Concurrenz machen. Wir müssen hierzu noch Bayern für den schweizer Markt zählen. Die norddeutschen Länder sind aus dem Grunde weniger zu den Concurrenten Ungarns zu zählen, als deren vornehmstes Product nicht der Weizen, sondern der Roggen ist; die Consumtion des Roggens und Weizens geht keineswegs so in einander über, wie man oft glaubt. Nur bei den reinen Importländern und dort, wo beide Fruchtgattungen neben einander im Consum stehen, mag der Preis der einen oder andern Frucht auf die Wahl derselben zur Brodfrucht von entscheidendem Einfluss sein. Dagegen sind wir gewiss, dass in Norddeutschland der niedrigste Weizenpreis eines Jahres die Consumtion des Roggens nicht erheblich einschränken würde, eben so wenig wie umgekehrt im Süden ein niedriger Roggenpreis von entscheidendem Einfluss auf den grössern Consum des Roggens sein wird. Nach einer Reihe von Jahren würde sich eine solche Umänderung in der Volkssitte ohne Zweifel vollziehen, aber nicht dort, wo in jedem Jahre das Verhältniss zwischen Roggen und Weizen ein anderes sein kann.

Werfen wir nun einen Blick auf jene Länder, welche als Käufer des Getreides für den ungarischen Getreidebauer von Wichtigkeit sein können.

Vor sechs oder sieben Jahren war Frankreich jenes Land, im Hinblick auf welches der Ungar seine Hoffnungen für die Zukunft am meisten geborgen glaubte. Frankreich war vor zwanzig und dreissig Jahren bekannt als ein Land, welches die Hälfte seiner Lebensmittel vom Auslande zu kaufen genöthigt war. Besonders aber war jener Theil dieses Landes, welcher Ungarn am nächsten lag, am meisten des fremden Getreides bedürftig: das Rhonegebiet; und hier gerade wusste man dem ungarischen Getreide am meisten Geschmack abzugewinnen, während England dasselbe heute noch nicht gehörig würdigt. Auf Marseille und dessen Hinterland richteten sich

also vorzugsweise die Hoffnungen des ungarischen Getreideproduzenten.

Das Jahr 1861 schien diese Hoffnungen durchaus zu rechtfertigen. War schon in diesem Jahre der Export nach Südfrankreich ein sehr bedeutender, so hoffte man um so mehr darauf, wenn im Jahre 1862 der Endpunkt der Sauschifffahrt, Sisseck, mit Triest durch einen Schienenweg werde verbunden sein, wenn die Regulirung der Drau dem innern Ungarn einen vortheilhaften Weg zu der Ofen-Triester Bahn werde erschlossen, und wenn sich der Handel nach Marseille erst einmal besser werde organisirt haben.

Aber es blieb bei der Hoffnung, und selbst diese schwand allmälig. Frankreich hatte selbst gute Ernten und bedurfte des fremden Getreides nur weniger. Der ganze Export von Triest aus beschränkte sich auf folgende Quantitäten.

Nach den französischen Häfen des mittelländischen Meeres gingen von Triest aus:

Weizen: 1862 = 151,494 Staja, 1863 = 21,493 St., 1864 nichts, 1865 = 8431 St. — Ferner noch 6 Zentner Mehl 1862.

Nach den französischen Häfen des atlantischen Meeres wurden ausgeführt:

Weizen: 1862 = 33,176 St.; Mais: 1864 = 7564 St.; Mehl: 1865 = 17 Ztr. [1]).

Es ist sehr zu bezweifeln, dass Ungarn so bald wieder

---

1) Movimento della navigazione e del commercio in Trieste, die betreffenden Jahrgänge. — Die Einfuhr Marseilles hat seit 1861 zwar abgenommen, aber nicht so stark, wie die Einfuhr Frankreichs überhaupt. An Körnerfrüchten überhaupt führte ein in metrischen (Doppel-)Zentnern:

	Frankreich	Marseille
1861	11,843,756	4,370,742 oder 37 %
1862	6,363,649	3.678,389 „ 58 %
1863	4,094,050	2,777,235 „ 68 %

Von der Einfuhr Marseilles 1863 kamen 48 % aus Russland, 40 % aus den türkischen Provinzen.

Grund hat, auf einen grössern Markt für seine Producte in Südfrankreich zu rechnen. Frankreich ist aus einem Getreide einführenden Lande ein ausführendes geworden, und wenn auch die südöstlichen Provinzen des Landes längst nicht im Stande sind, ihren eigenen Bedarf zu erzeugen, so liegen diesen doch die Nachbarprovinzen viel zu nahe, als dass Ungarn bei seinem weiten und kostspieligen Transport erfolgreich concurriren könnte. Im günstigsten Falle wird es sich, neben Russland und den Donaufürstenthümern, auf ein kleineres Gebiet an den Rhonemündungen beschränken müssen.

Frankreich war früher in der Lage, einen sehr grossen Theil seiner Bevölkerung mit fremdem Getreide nähren zu müssen; das halbe Land war des Importes bedürftig. Seit einer Reihe von Jahren aber hat die Getreide- und besonders die Weizenproduction derartig zugenommen, dass es jetzt über seinen eigenen Bedarf hinaus erzeugt und beträchtlich ausführt.

In der Periode von 1820 bis 1830 war die jährliche Weizenproduction in Frankreich 57 Mill. Hectolitres, 1850 bis 1860 betrug sie dagegen 87 Mill., und 1860 bis 1865 bereits 97 Mill. Die letztere Steigerung der Production beruht freilich mehr in der Fruchtbarkeit der Ernten als in der grössern Fläche, welche mit Weizen bebaut ist, und desshalb ist dieselbe vielleicht nur vorübergehend, auch wenn die mit Weizen bebaute Fläche ungeschmälert bleibt.

im Jahre	waren mit Weizen angebaut	wurden geerntet	war der Ertrag von 1 Hectare	Preis des Hectolitre
	Hectares	Hectolitres	Hectolitre	Fr.
1861	6,754,000	75,116,000	11,22	24,55
1862	6,881,000	99,292,000	14,43	23,24
1863	6,918,000	116,784,000	16,88	19,78
1864	6,889,000	111,274,000	16,15	17,59
1865	6,891,000	95,431,000	13,85	16,41

Aus diesen Ziffern wird sich sowohl die Abnahme der Einfuhr, wie die Zunahme des Exportes erklären.

Die Weizeneinfuhr Frankreichs, mit Einschluss Algiers, betrug:

im Jahre	Körner	Mehl
1861	9,197,000 Doppel-Ztr.	752,000 Doppel-Ztr.
1862	4,145,000 „	400,000 „
1863	1,625,000 „	158,000 „
1864	361,000 „	34,000 „
1865	240,000 „	17,000 „

Die Ausfuhr dagegen belief sich auf:

im Jahre	Körner	Mehl
1861	604,000 Doppel-Ztr.	617,000 Doppel-Ztr.
1862	807,000 „	926,000 „
1863	631,000 „	1,394,000 „
1864	910,000 „	1,717,000 „
1865	2,253,000 „	2,658,000 „

Demnach darf man Frankreich vorderhand nicht mehr zu den Getreide einführenden Staaten rechnen.

Um so mehr sucht England von Jahr zu Jahr seine Brodconsumtion aus dem Auslande her zu decken. Englands Getreideeinfuhr weist folgende Zunahme auf[1]):

	Weizen		Weizenmehl		Anderes Getreide	
1857	3,437,957	Quarters	2,178,148	Centweights	—	Quarters
1858	4,241,719	Quarters	3,856,127	Centweights	5,946,546	Quarters
1859	4,000,922	Quarters	3,328,324	Centweights	5,317,761	Quarters
1860	5,880,958	Quarters	5,086,220	Centweights	7,125,661	Quarters
1861	6,912,815	Quarters	6,152,938	Centweights	7,366,239	Quarters
	29,955,532	Centweights			27,790,272	Centweights
1862	41,033,503	Centweights	7,207,112	Centweights	25,842,735	Centweights
1863	24,364,171	Centweights	5,218,976	Centweights	30,232,971	Centweights
1864	23,196,714	Centweights	4,512,391	Centweights	19,300,277	Centweights
1865	20,962,964	Centweights	3,904,471	Centweights	24,610,550	Centweights

1) Annual statement of the trade and navigation of the united kingdom. Ein Quarter Weizen ist zu $4\frac{1}{3}$ Centweights, ein Quarter andern Getreides $3\frac{3}{4}$ Centweights gerechnet.

In den Jahren 1861, 1862 und 1863 vertheilte sich der Weizenimport dergestalt, dass $37{,}_5$ % auf Nordamerika, $15{,}_9$ % auf Preussen (worunter auch ungarischer Weizen) und $15{,}_5$ % auf russische Waare trafen. In der Mehleinfuhr überwiegt besonders Nordamerika mit $58{,}_3$ %; Frankreich liefert $14{,}_1$ %; direct von Oesterreich kamen 1865 nur 26,844 Ctwts.[1]).

Ausser Südfrankreich und England könnte Ungarn vielleicht noch auf Belgien als Abnehmer seines Weizens rechnen, welches Land einer jährlichen Einfuhr an Getreide von etwa 2,000,000 Doppelzentnern bedarf. Allein hier ist Ungarn in derselben Lage wie England gegenüber. Der ungarische Weizen ist nicht beliebt. Seine hohe Qualität mag man anerkennen; aber der ungarische Weizen ist bei dem Consumenten noch nicht eingebürgert, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil er zu trocken und hart ist, wesshalb der Müller eine Scheu vor ihm hat. Die Müllerei muss erst für den ungarischen Weizen speziell oder wenigstens für harten Weizen eingerichtet sein. Wo das nicht ist, da wird man zwar den harten Weizen nicht verschmähen, wenn man ihn nicht entbehren kann; aber man wird ihn nicht entsprechend zu würdigen wissen; man wird die Härte, welche ja die Güte ist, nicht höher bezahlen, sondern eher geneigt sein, wegen dieser Eigenschaft zu einem geringern Preise sich zu verstehen.

England, welches früher ganz vorzüglich nur nördliche, weiche Weizen bezog, hat sich derartig an die Consumtion dieser Waare gewöhnt, dass schon aus diesem Grunde Ungarn einen schweren Standpunkt bei dem Kampfe um den Markt in England einnehmen muss. Besonders soll hier die Farbe von Einfluss auf die Beliebtheit sein, und eben weil man der gelben Farbe durchaus den Vorzug gibt, soll der nordamerikanische Weizen der grössten Nachfrage unter den gleich theuern Weizen sich erfreuen. Jedoch hat der immer zunehmende Import Englands auch von den Südländern aus den harten Weizen

1) Nach Triester Angaben dagegen 1865: 35,128 Ztr., 1864: 24,733, 1863: 19,746 Ztr.

nicht ganz ausschliessen können, und es gibt bereits viele Mühlen, welche hauptsächlich für diese Waare eingerichtet sind. Südrussland hat beide Arten von Weizen; es hat weiche, besonders im Westen, und daneben solche, welche den ungarischen an Härte übertreffen. Der harte scheint an Beliebtheit immer zuzunehmen[1]), und das wäre für Ungarn ein grosser Gewinn. Aus Ungarn aber nimmt England bis jetzt nur die leichtern und weichern Weizen. Der serbische 82pfündige ist beliebter als der ungarische, weil er um etwas billiger gegeben werden kann; der Kaufmann, welcher in England neben dem serbischen zugleich den schwerern Ungarweizen ausbieten wollte, würde für diesen letztern höchstens ein ganz unbedeutendes Aufgeld erhalten. In Ungarn aber trägt dieser ein grosses, weil es Länder gibt, wo der schwere Weizen viel besser verwerthet wird; desshalb wird sich der Triester Kaufmann, wenn er von Ungarn kauft, nicht um den schwerern aber theurern, sondern um den billigen leichten Weizen bemühen. Was von Ungarn an Weizen nach England geht, ist hauptsächlich der geringere Weizen der banatischen Militärgrenze, welcher von allen südungarischen der leichteste ist (84—86pfündig). Ausser diesem ist noch beliebt der sogenannte Kanizsaner Weizen, worunter das Erzeugniss des Landes nördlich der Drau zu verstehen ist. Dieser

---

1) Es fehlen uns leider vollständige Preislisten zur Bestätigung dieses Satzes, und wir müssen uns auf dieses Wenige beschränken:

Odessa, Dez. 1851: Weicher Weizen I. Qual. $5,_{71}$ Rub.—$5,_{85}$; II. $5,_{28}$—$5,_{42}$; III. $4,_{57}$—$4,_{85}$;
Harter „ I. Qual. $4,_{71}$ Rub.—$4,_{85}$; II. $4,_{42}$—$4,_{57}$; III. $4,_{14}$—$4,_{28}$.

Galatz, Dez. 1851: Weicher Weizen I. Qual. pro Kilo 125—135 Piaster;
Harter „ I. „ „ „ 120—130 „

Odessa, Juni 1852: Weicher Weizen: I. Qual. 6 — $6,_{04}$ Rub.; II. $5,_{71}$—$5,_{85}$ R.; III. $4,_{42}$—5 R.;
Harter „ I. Qual. $4,_{85}$—5 Rub.; II. $4,_{57}$—$4,_{71}$ R., III. $4,_{42}$—$4,_{78}$ R.

Dagegen 1864 im Jahresdurchschnitt zu Berdiansk:
Harter Weizen 6 — 9 S.-R.
Weicher „ 6—8½ „

Weizen zeichnet sich eben durch seine Farbe aus, während der beste Theisser und Banater einen grauen Bruch hat.

Portugal könnte im Gegentheil für die bessern ungarischen Sorten ein Abnehmer sein, da es in der Consumtion besondere Vorliebe für die feinsten Mehle zeigt. Es ist auch gerade Portugal das Land, welchem die Triester Händler die feinste Waare zusenden; aber bis jetzt hat dieser Absatz nur sehr geringe Ziffern [1]).

In Italien wirkt die russische und moldo-walachiche Concurrenz drückend auf den ungarischen Export. Uebrigens ist Italien nur in einzelnen Theilen fremder Einfuhr bedürftig, andere Theile produziren über den eigenen Bedarf. Der ganze Getreidehandel Triests mit Italien ist kaum mehr als ein Umtausch. Triest führt schlechtere Sorten von dorther ein und dagegen die vorzüglichen dahin aus.

Von grösserer Bedeutung dürfte die Schweiz für den ungarischen Export sein. Dieses Land ist in seiner Ernährung vorwiegend auf die Einfuhr angewiesen. Es herrscht hier eine Vorliebe für feineres Mehl und desshalb kann hier die ungarische Waare sich leicht einen Absatz schaffen. Sie hat es auch bereits gethan; die Müllerei ist bereits vielfach für ungarisches Getreide eingerichtet, und das Aufgeld für schwerere ungarische Waare ist nicht mehr gering, während früher die leichtere und weichere Waare einen höhern Preis hatte [2]). Vor mehrern Jahren konnte man desshalb nur den weissern und weniger harten Kanizsaner Weizen von Ungarn mit Gewinn nach der Schweiz senden, wenn man gegen das bayerische Getreide die Concurrenz aushalten wollte; jetzt geht nicht minder der Theisser und Banater Weizen hin.

1) Von Triest wurde nach Portugal abgesetzt:
Staja Weizen: 1862: 5400; 1863: 4581; 1865: 13,963.
„ Mais: 1864: 4110; 1865: 6201,

2) Uns ist von Lindauer Getreidehändlern gesagt, dass vor einigen Jahren der ungarische Weizen pro bayer. Scheffel um zwei Frank weniger galt, während er jetzt zwei Frank höher im Preise stehe.

Wir glauben in folgenden Ziffern mit ganz unwesentlichen Abzügen nur ungarisches Getreide wiederzufinden.

In den Verwaltungsjahren 1860/3 kamen auf den bayerischen Stationen am Bodensee (Lindau, seit 1861/2 auch Romanshorn und Rorschach) folgende Quantitäten von Feld- und Gartenfrüchten, Mühlfabrikaten und Tabak direct aus dem Auslande an:

	Lindau	Romanshorn	Rorschach
1860/1	458,237 Ztr.	—	—
1861/2	545,989 „	295,625 Ztr.	21,333 Ztr.
1862/3	450,997 „	513,703 „	45,754 „

Ausserdem kam jedoch noch vieles Getreide als aus dem Inland bezeichnet an, welches jedoch nur auf einer bayerischen Station umgefrachtet war, aber aus Oesterreich (Ungarn) herrührte.

Wie sehr übrigens Ungarn seinen Markt in der Schweiz noch erweitern könnte, zeigt sich, wenn man den fremdländischen Bedarf der Schweiz an Getreide ins Auge zieht.

Die Einfuhr der Eidgenossenschaft betrug in Zentnern:

	Getreide überhaupt	davon war Weizen	Mehl
1861	3,263,318	—	315,250
1862	2,666,155	—	198,859
1863	2,915,875	2,276,260	312,301
1864	3,083,140	2,377,957	510,439

Der Hauptabnehmer des ungarischen Weizens ist aber nicht in all den bisher genannten Ländern zu suchen, sondern innerhalb des österreichischen Kaiserstaates selbst. Kärnthen, Krain, Steyermark und die übrigen Alpenländer Oesterreichs erzeugen nur zu einem sehr geringen Theile ihre Brodfrucht und beziehen das Fehlende ausschliesslich von Ungarn; nur die westlichen Alpenländer werden grösstentheils von den deutsch-österreichischen Donaugegenden und von Bayern versorgt. Nicht minder ist Böhmen und Mähren ein bedeutender Abnehmer des ungarischen Weizens und Mehles, und die Stadt Wien

allein hat einen Bedarf an Körnerfrüchten nöthig, für deren Erzeugung ein Gebiet von vielen hundert Quadratmeilen Landes nöthig ist [1]), und Ungarn ist die Kornkammer Wiens.

Nachdem wir nun die Bewegung des Getreideverkehres gegeben haben, so weit es auf die ungarische Getreideproduction Beziehung haben konnte, nehmen wir den S. 341 verlassenen Gedankengang wieder auf.

Ist also Ungarns grösserer Export die Ursache der niedern Getreidepreise? Und ist Ungarn demnach Schuld an der landwirthschaftlichen Krise, oder näher bezeichnet, an der Kornbaukrise?

Die Zahlen werden beweisen, dass dem nicht so ist, wenn wir Oesterreichs Ausfuhr und die süddeutschen Preise in den einzelnen Jahren nebeneinander stellen.

Die Weizenausfuhr Oesterreichs war	der bayer. Scheffel Weizen kostete in München
1855: 369,968 Ztr.	1/7 1855—1/7 1856: 24 fl. — kr.
1856: 1,081,105 „	„ 1856— „ 1857: 23 „ 43 „
1857: 1,607,509 „	„ 1857— „ 1858: 18 „ 29 „
1858: 998,817 „	„ 1858— „ 1859: 15 „ 43 „
1859: 545,962 „	„ 1859— „ 1860: 17 „ 52 „
1860: 2,861,584 „	„ 1860— „ 1861: 21 „ 20 „
1861: 5,829,297 „	„ 1861— „ 1862: 21 „ 8 „
1862: 5,051,961 „	„ 1862— „ 1863: 19 „ 59 „
1863: 1,863,085 „	„ 1863— „ 1864: 19 „ 34 „
1864: 2,445,973 „	„ 1864— „ 1865: 16 „ 53 „
1865: 4,959,686 „	

1) Wir rechnen die Bevölkerung auf der Quadratmeile in der ungarischen Ebene zu 2800 Seelen; die Production ist etwa für 4000 Seelen; es bleiben also für 1200 Menschen Producte zur Ausfuhr übrig. Es wären also auf je 100,000 Menschen 80—90 Quadratmeilen erforderlich, um jene mit dem Ueberschusse über den eigenen Bedarf zu nähren. — 1852 kaufte Wien wöchentlich: 30,000 Metzen Weizen, 8000 M. Roggen, 7000 M. Halbfrucht, 9000 M. Gerste und 30,000 M. Hafer.

Hieraus zeigt sich, dass 1858 die österreichische Ausfuhr sich bedeutend minderte, während der Preis des Weizens um $2^1/_2$ fl. sank; dass 1860 die Ausfuhr sich verfünffachte und dabei der Weizenpreis um $3^1/_2$ fl. in die Höhe ging; dass im folgenden Jahre trotz der enormen Ausfuhr der Preis sich nahezu auf der alten Höhe hielt und erst 1862 auf 20 fl. herabsank; dass die grosse Fehlernte von 1863 und damit der grosse Ausfall in der Zufuhr aus Ungarn den Preis nicht hob, sondern dieser im Gegentheil gegen das Vorjahr noch um 25 kr. herunterging.

Wenn so die ungarische Ausfuhr und die süddeutschen Preise so viel wie gar nicht in den Vorjahren in einer Wechselwirkung zu stehen scheinen, so ist auch kein Grund für die Annahme vorhanden, dass gerade im letzten Jahre die niederen Getreidepreise in einem engern Zusammenhange stehen sollten mit einer Ausfuhr aus Oesterreich, welche doch die Höhe der Jahre 1861 und 1862 noch nicht einmal erreicht hat.

Ungarn ist nicht Hammer, sondern Ambos. Es bewirkt nicht die niedern Getreidepreise, sondern leidet unter denselben selbst am meisten, da sie ja nicht durch eine reichliche Production im eigenen Lande, sondern durch die gesegneten Ernten im Auslande hervorgerufen sind.

Ungarns Production und Ausfuhr ist nicht so bedeutend, dass sie die Preise Europas wesentlich beeinflussen könnte. Zwar ist die Grösse der Production nur annähernd schätzbar und keineswegs bestimmt berechnet. Von Fenyes (1841) wurde die Gesammtproduction an Getreide zu 90 Mill. Metzen berechnet; Korizmics (1862) schätzt sie auf 89; das Kataster (1852) fand 138 und Bontoux 142 Mill. Metzen. Die inländische Consumtion lässt von der gesammten Production nach Jellinek bei einer mittelmässigen Ernte etwa 4 Mill. Metzen zur Ausfuhr übrig, bei einer mittelguten 5 Mill., bei einer guten 8 Mill., und in einem überschwenglichen Jahre wären selbst 15 Mill. Metzen zur Ausfuhr disponibel. Das wäre nicht einmal so viel, wie der Export des einen Hafens Odessa, welcher in den letzten Jahren allein an Weizen nahezu 5 Mill. österr. Metzen ausführte. Russland und Nordamerika sind in

einem ganz andern Grade im Stande, durch ihre Zufuhren den Preis des Getreides herabzudrücken.

Und doch sind es auch diese letztern Länder nicht allein gewesen, welche den niedern Getreidepreis hervorgerufen hätten. Der Grund der Entwerthung des Getreides lag vor allem in einer Reihe günstiger Ernten, welche Westeuropa seit mehreren Jahren beglückten, den Produzenten vielmehr bedrückten. Die hohen Preise des vorigen Jahrzehents mögen wohl auch nicht wenig dazu beigetragen haben, dass der Getreidebau sich mehrte, und wenn derselbe sich über eine grössere Fläche ausgedehnt hatte, so konnte eine Reihe glücklicher Ernten um so eher eine Ueberproduction in Verhältniss zum Bedarf herbeiführen.

Nachdem der Getreidebau aber aufgehört hat zu lohnen, wird man ihm auch das alte Areal nicht mehr gönnen. Und da die reichen Ernten sich nicht jährlich wiederholen, so werden auch Jahre kommen, wo man weniger verlegen ist, wie man seinen Weizen an den Mann wird bringen. Die Ernte von 1866 hat bereits den Anfang in dieser Richtung gemacht.

In so ferne die „landwirthschaftliche Krise" ihren Grund in den niedern Preisen des Getreides hatte, existirt sie bereits nicht mehr; denn die Preise sind nicht mehr niedrig. Sollte aber in nächster Zukunft wieder eine gute Ernte solch niedere Preise zur Folge haben, dass dabei der Getreidebau seine Rechnung nicht findet, so liegt der Grund hiervon wohl weniger in dem Massenexport Osteuropas oder Nordamerikas, als in der eigenen inländischen Ueberproduction. Und gegen diese wird das wirksamste Mittel die Einschränkung des eigenen Kornbaues (in Westeuropa) sein und der Uebergang zu andern Zweigen der Landwirthschaft, anstatt von den bisherigen Getreideexport-Ländern diesen Umschwung zu erwarten.

Nordamerika, Russland, die Donaufürstenthümer und Ungarn führen dem mittlern und westlichen Europa nach den obigen Tabellen etwa 50 Millionen österreichische Metzen Weizen zu; die Zufuhr an andern Brotfrüchten wird 30 Mill. Metzen schwerlich übersteigen. Dieser ganze Import wird etwa 18—20 Millionen Menschen ernähren, oder etwa 10 Prozent der

mittel- und westeuropäischen Bevölkerung. Es fragt sich nun, wenn zu viel Getreide gebaut wird, wer derjenige sein soll, der zuerst vom Kornbau absteht, und wer fortfahren soll, im alten Umfange Getreide zu bauen. Man sollte glauben, dass jene Staaten zunächst vom Getreidebau ablassen würden, welche am weitesten vom Markte entfernt sind, und welche bei der immer zunehmenden Rentabilität der Fleischproduction und der Viehzucht überhaupt sich schon desshalb viel besser stehen würden, weil das Vieh und die Producte der Viehzucht eines viel weitern Transportes fähig sind als das Getreide. Allein dem steht die Natur des Landes bei den hauptsächlichsten Korn produzirenden Staaten Europas allzusehr entgegen. Russland und die Donaufürstenthümer theilen das continentale Klima, welches auch in Ungarns Landwirthschaft so einflussreich und meist nur zu hemmend ist. Die Viehzucht wird in allen drei Ländern nur hinvegetiren, weil der Futterbau am Don und Dnjepr nicht minder schlechten Boden findet, wie an der mittleren und unteren Donau. Und ein ungünstiger Getreidebau dürfte in diesen Ländern bessere Resultate liefern, als die Viehzucht bei günstigen Conjuncturen. Nur der gänzliche Mangel an Communicationsmitteln kann dort die Viehzucht noch längere Zeit in grossem Massstabe erhalten, aber nicht desshalb, weil diese sich rentirt, sondern desshalb, weil etwas Anderes als extensive Viehzucht sich hier gar nicht rentiren würde. Die Eisenbahn aber wird auch aus Russland das Schaf und das Rind mehr und mehr verdrängen, wie es dasselbe auch in Ungarn zurückgedrängt hat, nicht, weil die Rindvieh- und Schafzucht an und für sich dem Getreidebau nachstände, sondern weil die russische Steppe derselben von Natur nicht zusagt.

Wir glauben desshalb, dass die heutigen Kornbaustaaten im Osten viel schwerer dahin werden zu bringen sein, ihre Getreideproduction zu Gunsten eines andern Betriebszweiges einzuschränken, als die westlichen Länder des Erdtheils.

Dieses zeigt sich in Ungarn. Wenn hier die Ausdehnung der Viehzucht auf vielen Gütern Raum gewinnt, so ist es

hauptsächlich die Einsicht, dass eine solch ausraubende Wirthschaft, wie sie seit einer Reihe von Jahren an der Tagesordnung war, nicht lange mehr aushalten werde, dass man nicht mehr Korn auf Korn dem Boden entziehen dürfe, sondern auch für stärkere Düngung sorgen müsse. Die grössere Rentabilität der Viehzucht an und für sich ist es weniger gewesen, welche zur Einschränkung des Kornbaues und zur Ausdehnung des Futterbaues Veranlassung gegeben hat. Dieser Grund hat nur vereinzelt gewirkt und nur dort, wo das hinlängliche Kapital vorhanden war, um den Viehstapel zu vermehren, und wo man nicht nöthig hatte, jedes Jahr sein Kapital und dessen Erträgniss flüssig zu machen. Wenn man aber in diesen Fällen darauf gerechnet hat, die Viehzucht werde sich in sich selber mehr lohnen als der Getreidebau, so halten wir das höchstens für den Augenblick bei den abnormalen Zuständen für zutreffend, wo der Getreidebau ungewöhnlich schlecht, die Viehzucht dagegen ungewöhnlich gut gestellt ist. Wenn jedoch sowohl der Kornbau wie die Viehzucht im normalen Geleise sich befinden, glauben wir, wird auch der Kornbau in Ungarn den Vorzug behaupten.

Es hat aber bei der grossen Masse der Landwirthe der niedrige Getreidepreis gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, als man vermuthen sollte. Der Getreidebau dehnte sich aus, weil er weniger lohnte. Man musste sich um so mehr anstrengen, wenn man das alte Einkommen nicht geschmälert sehen wollte; man musste um so mehr Felder dem Kornbau widmen. Gerade weil man im Kornbau so wenig Ertrag fand, gerade weil es also nicht möglich war, in den letzten Jahren bedeutende Ersparnisse bei demselben zu machen, desshalb konnte man nicht daran denken, den Getreidebau durch Viehzucht oder sonst etwas zu ersetzen. Man hatte das Kapital nicht, um eine solche Umwandlung durchsetzen zu können; die ungarische Landwirthschaft, welche nie reich an Kapital war, ist in den letzten Jahren geradezu eine Wirthschaft von der Hand in den Mund geworden.

Nicht die niedrigen Getreidepreise werden das vornehmste

Motiv sein, welches auf die Viehzucht hinweist, sondern die Nothwendigkeit einer stärkern Düngung und eines weniger forcirten Ackerbaues. —

Es liegt freilich noch immer viel fruchtbarer Boden als Hutweide da, welcher über kurz oder lang das Pflugmesser ebensogut fühlen wird, wie die übrige Puszta, welche bereits dem Kornbau dient. Aber wahrscheinlich wird neben dieser Vermehrung des Ackerfeldes die Fläche des Kornfeldes eher geringer als grösser werden. Denn wenn man nur so viele Felder für den Futterbau verwenden wollte, als heute noch die natürliche Hutweide an Fläche einnimmt, so wird man schwerlich schon jenen Viehstand davon ernähren können, den man bereits für nothwendig erachtet, um die Felder in ihrer Fruchtbarkeit zu erhalten. Wo man die Hälfte des Feldes für den Futterbau und die Viehzucht fordert, um jedes zehnte oder elfte Jahr eine schwache Düngung geben zu können, wie viel wird man dort gebrauchen, wenn man erst einmal jedes sechste Jahr einer stärkern Düngung bedarf?

Wenn man desshalb von der Zukunft einen bedeutend höhern Export ungarischen Getreides erwartet, so darf man nicht an die Puszten denken, welche erst noch aufgebrochen werden sollen: was bei den noch aufzubrechenden Puszten der Kornbau an Feld gewinnt, das wird er an einer andern Stelle an den Bau von Futter- und Handelsgewächsen wieder abtreten müssen. Die Mehrung der Getreideproduction wird von nun an nur mehr durch Mehrung des Ertrages auf gleicher Fläche bewirkt werden können; die intensivere Bearbeitung wird es sein, welche die Production der Kornfrüchte und deren Export vor Allem heben kann und heben wird, wenn dazu die Zeit wird gekommen sein.

Ungarn hat eine dünne Bevölkerung, und die Ebene hat eine rein landwirthschaftliche. Wäre die Bevölkerung dichter, so würde bei gleichem landwirthschaftlichen Betriebe eine stärkere Consumtion im Inlande stattfinden, und wäre die Bevölkerung nicht so rein landwirthschaftlich, sondern zu einem grössern Theile gewerbetreibend, so würde bei gleicher Dichtigkeit

derselben die Bearbeitung des Bodens von weniger Händen betrieben und extensiver, die Production aber geringer sein. In beiden Fällen würde desshalb die Production die inländische Consumtion nur um Wenigeres überschreiten und für den Export würde weniger übrig bleiben als jetzt, wo die sämmtlichen Hände der wenigen Bevölkerung im Dienste der Landwirthschaft sind. Im Verhältnisse zum Stande seiner Landwirthschaft führt Ungarn viel aus. Besonders wirken die grossen Güter hierauf hin. Diese beschäftigen weniger Menschen und der Ueberschuss der Production über die eigene Consumtion ist ein grösserer, als bei den Bauern, wo sich die Consumenten in grösserm Verhältniss mehren als das Product.

Dieses Letztere ist für den ungarischen Getreideexport von nicht geringer Bedeutung. Wo der Ueberschuss grösser ist, da wird ein Ausfall an der Ernte von diesem Ueberschuss nur weniger Prozente ausmachen als dort, wo er gering ist, und umgekehrt, wird dort eine gute Ernte diesen Ueberschuss nur um geringere Prozente heben als hier; es wird also in jenem Falle der Export constanter sein, wie in diesem.

Zur Erläuterung nehmen wir an, dass eine Fläche von 4000 Joch ($^2/_5$ Quadratmeile) einmal als ein einziges grosses Gut, das andere Mal in Bauernwirthschaften ausgetheilt bewirthschaftet werde. Im Alföld finden sich auf der Quadratmeile, wenn der ganze Boden aufgetheilt und benützt ist, bis zu 4000 Seelen (z. B. Vásárhely), bei den grossen Herrschaften kann man etwa 2000 auf die gleiche Fläche rechnen. Wir nehmen demgemäss eine Bevölkerung auf der angenommenen Wirthschaftsfläche von 1600 und 900 Personen an. Wenn nun in beiden Fällen der vierte Theil mit Weizen angebaut wird (1000 Joch) und wir den Ertrag zu 12 Metzen vom Joch als eine volle Ernte annehmen, so wäre die Weizenproduction in beiden Fällen 12,000 Metzen. Die Bevölkerung consumirt aber auf den Kopf etwa $4^1/_2$ Metzen, also $4^1/_2 \times 900$ oder 4050 Metzen in dem einen und $4^1/_2 \times 1600$ oder 7200 Metzen in dem andern Falle. Als Ueberschuss für den Export verbleibt bei der Herrschaft 7950, bei den Bauern aber nur 4800

Metzen. Dieses Verhältniss ändert sich jedoch, wenn die Ernte einen Ausfall von z. B. $^1/_{10}$ erleidet. Dann ist

	bei der Herrschaft	bei den Bauern
die Production	10,800 M.	10,800 M.
die Consumtion bleibt	4,050 „	7,200 „
Ueberschuss für die Ausfuhr	6,750 „	3,600 „
Bei einem Ernteausfall von $^3/_{10}$ ist		
die Production	8,400 „	8,400 „
die Consumtion	4,050 „	7,200 „
	4,350 M.	1,200 M.

Bei einem Ausfall von $^3/_{10}$ der Ernte wird desshalb die Ausfuhr im erstern Falle um 45,₁, im zweiten aber um 75 Prozent abnehmen, wie umgekehrt bei einer überdurchschnittlichen Ernte um den gleichen Betrag die Zunahme des Exportes dort nur 45,₁ und hier 75 Prozent sein wird.

Weil also das Verhältniss der Production zur Consumtion in Ungarn günstiger ist, und weil also der zur Ausfuhr verwendbare Ueberschuss einen grössern Theil der Production ausmacht, so wird dadurch der Export weniger schwankend als dort, wo die inländische Consumtion von der Production einen grössern Theil vorwegnimmt.

Das ist ein Umstand, der die grossen Schwankungen des Ernteertrages in den einzelnen Jahren im Export weniger grell wird erscheinen lassen, als sie sein würden, wenn Ungarn eine dichtere Bevölkerung, wenn es weniger grosse Güter hätte, und wenn es, bei gleicher Bevölkerung, weniger Hände im Dienste des Ackerbaues und mehr im Gewerbe hätte. Leider aber ist dieses noch kein genügendes Gegengewicht gegen die ausschreitenden Schwankungen des ungarischen Klimas und in deren Gefolge der Ernteerträge.

Ungarn wird noch lange Zeit den vornehmsten Abnehmer seines Getreides im Auslande suchen müssen. Der inländische Consument fehlt, und voraussichtlich wird es in Ungarn viel

schwieriger sein, diesen zu schaffen, wie anderwärts. Dieses Land hat keinen Boden und wenig Sinn für eine Industrie. Es wird desshalb noch lange Zeit den Aufschwung seiner Landwirthschaft nach der Grösse seines Exportes bemessen können.

Dieses Symptom eines landwirthschaftlichen Aufschwunges aber, der Export, wird zu gleicher Zeit der Vorbote des schnellern Verfalles der ungarischen Landwirthschaft sein; denn die Verarmung des Bodens und eine fortgesetzte Ausfuhr der Bodenproducte ohne Rückersatz von deren Düngstoffen ist ein Ding, nur mit zweierlei Namen.

Besser wäre es, wenn die Hoffnung da wäre, dass wegen des Aufblühens einer heimischen Industrie die Consumtion des Inlandes sich so mehrte, dass die Ausfuhr sich schwächen würde. Dann würde der Boden des Landes seine Kräfte wieder zurückerhalten und dabei sein Product sich viel besser verwerthen. Aber wie uns scheint, berechtigt die nächste Zukunft zu dieser Hoffnung noch durchaus nicht.

Desshalb wird Ungarn auf der niedrigeren Stufe eines Getreide-Export-Landes noch lange bleiben. Das ungarische Ausland aber, welches in Ungarn bisher einen Concurrenten sah, welcher ihm den Markt streitig machte, hat wenig Aussicht, dass die ungarische inländische Consumtion es so bald von diesem Concurrenten befreien werde.

Zwölftes Kapitel.

Der Getreidehandel.

In dem ungarischen Getreidehandel hat die landwirthschaftliche Production des Landes einen so mächtigen Gehülfen, dass es nöthig ist, auch diesem eine nähere Besprechung zu widmen.

Wenn man dem Getreidehandel keine weitere Bedeutung zuschreibt, als dass er berufen ist, den Bedarf und den Vorrath mit einander auszugleichen, so bezeichnet man zwar den Hauptzweck desselben richtig, aber man erschöpft damit noch seine Wirkung nicht.

Wenn der Getreidehandel Ungarns nichts weiter thäte, als dass er jährlich dem Produzenten seinen Ueberschuss abnähme und diesen dorthin brächte, wo man der Einfuhr des Getreides bedarf, so wäre das allerdings schon von der grössten Bedeutung. Allein er thut mehr: indem er jedes Jahr der Abnehmer des Produzenten ist, reizt er diesen an, mit Fleiss auf einen Ueberschuss hinzuarbeiten, während ohne den Handel die Erzielung eines Ueberschusses nur in nächster Umgebung könnte verwerthet werden.

Wir halten den Getreidehandel für einen der bedeutendsten Factoren in der ungarischen Landwirthschaft. Und wir würden weder die bisherige Entwickelung der letztern gehörig würdigen können, wenn wir nicht dabei des Einflusses des Getreidehandels gedächten, noch würden wir ohne diesen die Zukunft der landwirthschaftlichen Production abzuschätzen wissen.

Warum kannte man Ungarn vor 1848 im Auslande gar nicht als kornbauendes Land, etwa die östlichen Alpenländer und Wien abgerechnet? Nicht bloss desshalb, weil der Kornbau damals sich nicht gelohnt hätte — er würde sich auch gelohnt haben, wenn man für den Export produzirt hätte; — nicht bloss, weil das Unterthanenverhältniss den Gutsherrn sorgloser

und den Bauern unthätiger machte, oder weil die hohen Steuern noch nicht an einen intensivern Betrieb der Landwirthschaft mahnten. Auch das war ein Grund von der geringen Getreideproduction, und in der That nicht der unbedeutendste, dass damals noch der exportirende Getreidehändler fehlte, welcher den jährlichen Ueberschuss abgenommen hätte, so dass sich eine reichliche Production hätte verwerthen lassen.

Wenn damals schon der Getreidehandel ins Ausland in dem Umfange sich organisirt hätte, wie er heute dasteht, so zweifeln wir nicht, dass er in ein paar Jahren die Production dahin würde gehoben haben, dass auch damals schon der ungarische Weizen alljährlich seine Reise nach Deutschland, Italien und Marseille, vielleicht auch nach England würde gemacht haben. Warum hätte er es nicht sollen? Die Transportmittel, deren sich der Getreidehandel jetzt noch grösstentheils bedient, waren auch damals schon. Die Flüsse und Ströme trugen auch damals schon die grossen Fruchtschiffe, und wahrscheinlich kam damals die Fracht im Verhältniss zum Productenpreise nicht theurer wie jetzt. Die Preisdifferenz zwischen Ungarn und dem consumirenden Lande aber mochte grösser sein als heute, da die Preise in Ungarn nicht viel über Null standen.

Wenn trotzdem kein regelmässiger Export in ferne Länder stattfand, so lag es daran, dass es keinen Händler gab, welcher dem Produzenten die Gewissheit gegeben hätte, für seine überschüssigen Producte Verwerthung zu finden. Erst mit der Organisation des Handels nahm die Production von Getreide zu.

Wir wollen hiermit keineswegs behaupten, dass die Organisation des Getreidehandels bloss die Ursache der stärkern Getreideproduction gewesen sei; sie war wohl vorwiegend die Folge von guten Ernten in Ungarn und von schlechten im Auslande, also eine Folge erhöhter Production der ungarischen Landwirthschaft. Aber jene erste Seite möchten wir besonders hervorheben, dass der Handel nicht bloss vom Getreidebau belebt wurde, sondern dass er diesen auch wiederum selbst belebt hat.

Wir, in Westeuropa, bei unsern entwickelteren Verhältnissen, sind gewohnt, den Handelsstand als eine gegebene Grösse anzusehen und denken höchstens dann über den Nutzen desselben nach, wenn wir etwa eine national-ökonomische Theorie aussinnen wollen. Es ist gewiss, wenn auf einmal der Handelsstand aufgehoben und seine Thätigkeit sistirt würde, dass dann nach wenigen Wochen unsere grossen Städte entweder bis auf den letzten Mann verhungert sein würden, oder dass sie durch Auswanderung ihre Bevölkerung verloren hätten. Aber wenn wir uns diese Möglichkeit auch noch so lebhaft vergegenwärtigen, so können wir doch nicht jene l e b e n d i g e Ueberzeugung von der Bedeutung des Handels haben, wie das Land, welches nur ein paar Jahre zurückzugreifen braucht, um das Fehlen des Handels und dessen Folgen sich anschaulich zu machen.

Man rühmt den Ungarwein vor allen Weinen Europas; aber man trinkt ihn im Auslande nicht. Und warum? Nicht bloss desshalb, weil man in Ungarn noch nicht gehörig zu keltern und die Flaschen zu stöpseln versteht. Auch nicht bloss desshalb, weil sich die ausländischen Zölle als eine unübersteigliche Schranke der Einfuhr in fremde Länder entgegensetzten; denn andere Weine müssen ja bei der Einfuhr nicht weniger Zoll bezahlen. Es fehlt noch an einem genugsam organisirten Weinh a n d e l; und wenn sich dieser auch in den letzten Jahren sehr gehoben hat, so ist doch die Zeit noch kurz hinter uns, wo der Liebhaber des Ungarweines nicht wusste, wie und bei wem er seine Bestellung anbringen sollte, und wo der betraute Vermittler regelmässig in Verlegenheit kam, wie er in den Besitz der verlangten Waare kommen wollte, ohne Zeit zu verlieren und ohne in der Qualität hintergangen zu werden. Wer damals eine halbwegs bedeutende Weinbestellung in Ungarn machte, der musste sich von vornherein darauf gefasst machen, dass er lange auf die Zustellung der Waare zu warten habe, dass er möglicherweise nicht die verlangte Qualität erhalten werde u. s. w. Das schreckte den Ausländer ab, seine Vorliebe für Ungarwein durch Weiteres als durch Worte kund

zu geben. Ungarns Wein blieb der berühmteste Europas, aber dieser Ruhm war Alles, was man von ihm hatte; einen Weg ins Ausland fand er nicht. Freilich fehlte und fehlt es vielfach an der rechten Behandlung; allein das ist eben nicht bloss die Ursache, sondern nicht minder die Folge davon, dass man ihn nicht in den Handel zu bringen weiss. Wenn erst einmal der Weinhändler sich mit Opfern und Ausdauer im Auslande einen Markt wird erobert haben, und wenn der ungarische Weinbauer für die grössere Sorgfalt in der Behandlung auf eine entsprechend bessere Bezahlung wird rechnen können, dann wird sich die zweckmässigere Behandlung auch von selbst einführen. Die Zukunft des ungarischen Weinbaues wird vom Handel geschaffen werden, und bevor dieser nicht organisirt ist, wird auch die Weinproduction nicht zur Blüte kommen, und wenn bei jedem ungarischen Dorfe eine Tokajer Hegyallja läge.

So war es früher mit dem Getreide auch. Man denke sich zu jener Zeit eine Missernte in Bayern. Ungarn konnte die beste Ernte haben, aber wie wollte es der Münchner Bäcker z. B. anfangen, um Banater Weizen zu erhalten? Es gab auch damals schon Getreidehändler, besonders Wiener Kaufleute, welche für den Wiener Bedarf aufkauften. Aber dieser Händler gab es nicht viele, und ein jeder beschränkte sich auf die Versorgung seiner gewöhnlichen Consumenten. Diese wenigen Kaufleute hätten wohl dem einen oder andern Münchner Bäcker aus der Verlegenheit helfen können, aber einem ganzen Lande seinen Ausfall an Nahrungsmitteln zuzuführen, dazu reichten ihre Kräfte nicht hin, wenn auch in den Magazinen der ungarischen Landwirthe noch mehr als die begehrten Getreidemengen wären aufgespeichert gewesen. Ehe die verlangten Vorräthe aufgekauft wären, ehe man die nöthigen Schiffe gefunden hätte, um dieselben zu verfahren, hätten die Consumenten des Münchener Bäckers vielleicht schon von der nächsten Ernte gezehrt, wenn sie nicht unterdess verhungert waren. Wollte man rasche Abhülfe des Kornmangels, so musste man sich dorthin wenden, wo der Getreidehandel ständig betrieben

wurde, wo die Vorräthe schon bereit lagen, oder wo es nur eines Federstriches bedurfte, um sie flüssig zu machen.

Jetzt stehen wir auch mit Ungarn auf diesem Fusse. Und das, was uns früher abschreckte, die Langwierigkeit, kann jetzt kein Grund mehr sein, uns fern zu halten. Der Bestellung kann die schnellste Erfüllung des Auftrages nachfolgen.

Aus diesem Grunde wenden wir uns jetzt aber auch in jeder Noth gerne an den ungarischen Händler; wir mehren jetzt die Nachfrage nach ungarischem Getreide in jeder Verlegenheit, während wir früher von jeder andern Seite unsere Wünsche besser befriedigt fanden, als von Ungarn aus, selbst wenn dieses Land in seiner überreichen Ernte erstickt wäre. Unsere Nachfrage wirkt aber auf die Production.

Der Getreidehändler spielt aber nicht bloss diese passive Rolle bei der Mehrung der Nachfrage und mit ihr der Production. Er ist auch unmittelbar thätig dabei. Er ist es, welcher mit dem Producte des Landes neue Märkte bedenkt, auch wenn diesem Angebote keine Nachfrage vorherging. Um hier sich Kunden anzugewöhnen, muss er seine Waare billiger ausbieten und so den Gewinn schmälern; erst mit der Zeit ist es möglich, die Bevölkerung an sich zu gewöhnen und an ihr einen regelmässigen Abnehmer zu finden. Auch hier ermöglicht der Getreidehändler die Verwerthung einer grössern Production.

Somit steht der ungarische Getreidehandel in unmittelbarem Zusammenhange mit der Production; durch ihn hat sich diese gehoben, und in dem Grade als jener fähig ist, sich weiter zu entwickeln, wird auch die Production einer Entwickelung fähig sein. Denn der Ueberschuss wird nur durch den Handel ins Ausland verwerthet werden können, da für die Mehrung der inländischen Consumtion nur schlechte Aussichten vorhanden sind.

Vor 1848 gab es keinen eigentlichen Handel, keine Vermittlung des Vorraths und Bedarfs zwischen zwei Orten, sondern nur die Vermittlung zwischen verschiedenen Zeiten an demselben Orte; der Getreideüberschuss wurde in den Silos

aufgespeichert, um den Ausfall in schlechten Jahren zu decken. Ein Handel von Ort zu Ort ging nur vor sich in dem vorderungarischen Theile und im Banat, um den Bedarf der Städte Pest und Wien und der an Ungarn grenzenden Alpenländer zu decken. Damals hatte der Getreidehandel einen sehr ruhigen Charakter. Man hatte auch in dem ungünstigsten Jahre noch Vorräthe aus dem Vorjahre; und zwischen einer guten und einer geringen Ernte war der Hauptunterschied oft nur der, dass man nach jener eine grosse, nach dieser eine geringe Menge Korn eingrub. Solche ungeheure Schwankungen im Vorrath kamen nicht vor wie jetzt, wo man nach der reichlichsten Ernte, wie z. B. 1861, gleich Alles absetzt.

Jetzt mildert sich ein Nothjahr in Ungarn nur dadurch, dass man von Aussen her Nahrungsmittel herbeischafft; früher konnte man dieses wegen der schlechten Verbindungen nicht; damals aber hatte man meist ein besseres Linderungsmittel darin, dass man sich selbst zu helfen wusste, indem man die aufgespeicherten Vorräthe anbrach.

Wahrscheinlich wird desshalb das Schwanken in den Preisen der einzelnen Jahre grösser sein als früher, wenn auch, oder vielmehr weil die Verbindung mit dem Auslande eine viel leichtere geworden ist. Wie im Ganzen der grössere Verkehr mehr die Wirkung hatte, Ungarn aus dem Lande, als jene, die Welt nach Ungarn zu führen, so ist es auch mit dem Getreide: der Export ist ein Leichtes; wenn man aber in der Lage ist, nur zwischen Einfuhr und Hungersnoth wählen zu können, so wird die Noth hartnäckig um den Vorrang vor der Einfuhr kämpfen.

Das Getreideland Ungarn hat selten mehr Vorrath, als nöthig ist, um bis zur nächsten Ernte auszukommen. Die Kapitalarmuth des Landes erlaubt nicht allgemein, mit dem Ernteüberschusse lange zurückzuhalten; mögen die Preise hoch oder niedrig stehen, Ungarn muss verkaufen, sobald es seine Waare marktgerecht hat.

Bei dem ungarischen Produzenten ist der höhere oder geringere Marktpreis meist weniger für Verkauf oder Rückhalten

massgebend, als ein Regenwetter, welches ihn verhindert, im Freien zu dreschen, oder welches ihn vom nächsten Markte abhält, weil er fürchten muss, auf der Strasse zu versinken. Aus diesem Grunde ging z. B. im Frühjahr 1853 das Getreide in die Höhe, aus jenem ersten im Herbste 1858, und es sank 1864 trotz der guten Ernte erst im Dezember. Weil man nicht immer die genügenden Thiere zum Austreten und selten die nöthigen Hände zum Dreschen hat, so fällt auch die verhältnissmässig billigste Zeit für das Getreide gewöhnlich erst in den October, trotzdem die Ernte schon im Juli vor sich geht. Bei der Vorliebe des Ungarn, so viel wie möglich gleich auf dem Felde mit der Ernte auch das Dreschen abzumachen, wird die Einführung der Dreschmaschinen dahin wirken, schon eher den relativ niedrigsten Getreidepreis herbeizuführen.

Der Charakter des ungarischen Getreidehandels ist ein sehr unruhiger.

Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt wohl in der Unsicherheit des Ertrags der Production. Wie soll da der Handel regelmässig sein, wo man in dem einen Jahre bis zu 30 Metzen vom Joch erzielt und zwei Jahre darauf nicht einmal die Aussaat zurückerhält, wie es in den Jahren 1861 und 1863 vorkam? In Ungarn kann eine Wolke, welche nur den Anschein hat, als würde sie ihren Inhalt entleeren, schon um mehrere Kreuzer den Preis des Getreides drücken, und ein einziger Nachtfrost ihn um einen Gulden heben [1]; es liegt aber auch in einer Wolke oft nicht weniger als die Entscheidung über das Gedeihen und das gänzliche Fehlschlagen der Ernte; und ein Nachtfrost kann nicht weniger die Saaten gänzlich zu Grunde richten.

Aber der einzige Grund für das unruhige Verhalten des Getreidehandels in Ungarn ist die Unsicherheit des Ertrages doch nicht. Auch die Donaufürstenthümer leiden an der gleichen Unsicherheit und Russland nicht minder; und dennoch rühmt man den Handel von Galatz und Ibraila wie jenen von

---

1) So geschah es z. B. 1866 nach dem Froste vom 23. Mai.

Odessa und Taganrog als einen sehr ruhigen und regelmässigen; hier ist die Ausfuhr das ganze Jahr hindurch beständig, und nur wenn der Winter die Schifffahrt unmöglich macht, wird der Export unterbrochen. In Ungarn dagegen exportirt man, wenn man und was man hat. Das Kapital ist zu rar, um auf lange Zeit die Waare zurückzuhalten. Aber auch hiergegen lässt sich wieder das Beispiel von den untern Donaustädten und den südrussischen Häfen setzen, welche sich ebenfalls nicht durch Kapitalreichthum auszeichnen.

Der Triester Kaufmann, welcher den Zwischenhändler zwischen dem ungarischen und dem Händler des Consumtionslandes bildet und allen Grund hat, über die stossweisen und grellen Schwankungen des Exportes sowohl wie des Preises nicht in guter Stimmung zu sein, schreibt dieselben der K i n d h e i t des ungarischen Getreidehandels zu, hofft aber desshalb, dass mit der Zeit mehr Regelmässigkeit an die Stelle des heutigen Schwankens treten werde.

Aber auch das scheint nicht zu genügen, um die genannte Erscheinung zu erklären. Auch die übrigen Exportplätze des östlichen Europas haben als solche noch kein Alter und die der untern Donau kein grösseres als die ungarischen. Uns will scheinen, als liege ein grosser Grund der Schwankung in dem sanguinischen ungarischen Charakter, welcher das Uebel so leicht zu schwarz, das Gute eben so leicht zu rosig sich ausmalt. Zwar kommt es allerwärts vor, dass die Kornpreise lange Zeit hindurch steigen oder fallen, ohne dass man einen Grund dafür wüsste als den, dass sie bisher gestiegen oder gefallen sind. Aber in Pest soll dieser Fall noch häufiger sein und entschiedener sich geltend machen als anderswo.

Wie es heisst, hat der Getreidehandel nirgends so viele Leute arm gemacht, als in Pest. Der Grund wird eben darin gesucht, dass die Preise des Pester Platzes sich mehr auf die Vorstellungen einer reichen Phantasie, als auf thatsächliche Verhältnisse gründeten. Wer den Getreidepreis nicht von dem Verhältnisse des Vorrathes und der Nachfrage abhängen lässt,

der wird in der That mehr Chancen für Verluste, als für Gewinn haben. Beim Steigen des Getreidepreises wird man möglichst bald loszuschlagen suchen, um doch einen sichern, wenn auch kleinen Gewinn zu erzielen. Nur der waghalsige Speculant wird hier länger zurückhalten. In der Regel wird also der Gewinn beim Steigen der Preise ein mässiger sein. Wenn aber umgekehrt die Preise sinken, so wird der Kaufmann mit dem Verkaufe seiner Vorräthe nicht so eilig sein; er wird sich nicht beeilen, einen kleinen aber gewissen Verlust zu erleiden, um einem möglichen grössern vorzubeugen, sondern er wird immer noch abwarten wollen, bis wenigstens etwas die Preise sich wieder heben. Wenn nun die Preise fortfahren zu sinken, so muss der Händler, wenn er überhaupt verkauft, mit einem sehr niedrigen Preise vorlieb nehmen, dessen Differenz vom Einkaufspreise aller Wahrscheinlichkeit nach grösser ist, als die günstige Differenz bei der Preissteigerung. Während so der Gewinn in der Regel ein mässiger ist, wird bei dem Verluste ein grösserer Betrag viel häufiger sein. Dieses Missverhältniss kann jedoch nur dort sich häufig wiederholen, wo man nicht den Bedarf und den Vorrath an Waare mit einander vergleicht, sondern wo man in der Speculation rosige Hoffnungen und düstere Anschauungen zum beisitzenden Rathe ernennt, welche indess keine statistischen Tafeln mitbringen, um aus ihnen die zukünftigen Preise zu berechnen, sondern nur ein Buch voller Prophezeiungen, deren Wahrheit erst die Zukunft bestätigen kann.

Wie will man auch in Ungarn sichere Angaben über die jährliche Production erhalten können? Und noch mehr, wie will man die Nachfrage des Auslandes berechnen, wenn man dessen Ernteergebnisse ebensowenig kennt? Wo man sein Absatzgebiet in der Nähe hat, da ist man hierin viel besser gestellt, weil man dort viel leichter den Bedarf abschätzen kann. Auch dort geht es an, wo man, wenn auch in der Ferne, einen beständigen Abnehmer hat; dort lernt man allmälig den Bedarf des Landes kennen und weiss, was es zu bedeuten hat, wenn man die Ernte als mittelmässig, gut oder schlecht bezeichnet.

Wo man aber mit seinem Getreide in aller Welt umhervagiren muss, in Italien, Aegypten, Frankreich, England, Deutschland und der Schweiz, wie es beim ungarischen Getreidehandel zutrifft, da kann man höchstens Ernteberichte lesen, aber einen bestimmten Begriff über die Grösse der Nachfrage wird man sich schwerlich machen können.

Vormals, als das ungarische Getreide nur zur Versorgung Wiens die Donau hinaufging, und sämmtlich auf den Handelsplätzen Raab und Wieselburg zur Umladung und Magazinirung kam, konnte man allerdings nahezu den letzten Metzen bestimmen, welcher noch nöthig war, um bis zur nächsten Ernte die Reichshauptstadt zu ernähren. Wenn man damals wusste, dass die Magazine der genannten Städte einen Vorrath hatten, um bis zum nächsten Herbste wöchentlich 25—30,000 Metzen abliefern zu können, so war der Exporthandel für das laufende Jahr geschlossen, und im Banat fielen die Preise und man verkaufte um jeden Preis, wenn man überhaupt noch verkaufen wollte. Diese Einfachheit hörte aber auf, als auch die Wiener Dampfmühlen (1850 etwa) anfingen, ihre Banater Aufkäufe mit Schleppschiffen auf dem grossen nördlichen Donauarm direct nach Wien zu verfahren, wozu später noch die Verfrachtung der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft kam. Damals beklagte man sich im Banat sehr darüber, dass nun Niemand mehr wisse, wie die Nachfrage zum Angebot gestellt sei. Die Eisenbahnen machten später diese Berechnung nur noch schwieriger; der grössere Absatzmarkt aber über Wien hinaus machte sie unmöglich.

Da es von Ungarn keine Ackerbaustatistik gibt, so ist eine zuverlässige Erntestatistik um so weniger zu erwarten. Das Einzige, was geschieht, und was geschehen kann, ist, dass der Handelsstand jene Daten sammelt, welche ihm zugänglich sind. Die Handelsstatistik der grossen Handelsplätze Pest und Raab gibt einen Blick in die jährlichen Verkehrsverhältnisse des Landes, so gut es nur möglich ist, unter den obwaltenden Verhältnissen ihn zu geben. Aber über die Production des Landes kann man nur mehr oder minder ungenaue Schätzungen machen.

Wenn aber einmal für die ungarische Statistik mehr wird gethan sein wie bisher, wenn man aus der Production des Vorjahres, der heimischen Consumtion und dem Exporte die noch vorhandenen Vorräthe wird berechnen können, und wenn man aus der Vergleichung früherer Ernten auf die Grösse der heurigen zu schliessen im Stande ist, dann wird auch der Getreidehandel auf einer sicherern Grundlage operiren können, und die Schwankungen, welche aus unbegründeten Ansichten entspringen, werden sich in engern Grenzen bewegen.

Wenn übrigens die Preise in Ungarn viel mehr schwanken, als in Triest und Odessa, so hat das auch noch einen andern, sehr einfachen Grund. Die Häfen setzen sich mit einem viel grössern Gebiete in Austausch, wie das Binnenland. In Ungarn bestimmt sich der Preis des Getreides hauptsächlich, oft ausschliesslich nach dem Bedarfe der Nachbarländer [1]); Triest und Odessa stehen mehr oder minder mit ganz Europa in einem Austausch von Getreide. Hier wird die Missernte des einen Landes durch die reichlichere eines andern eher compensirt, und die sehr niedrigen wie die sehr hohen Preise werden desshalb an diesen Plätzen seltener sein, denen alle Welt zugänglich ist.

Die genannten Seehäfen haben weiter in ihrem Getreidepreise bereits einen guten Theil Fracht, und wenn nun der Preis des Getreides sich am Productionsorte verdoppelt, so wird die Steigerung des Preises in Triest aus dem Grunde schon eine geringere sein, weil die Frachtspesen dieselben bleiben. Wenn z. B. der Weizen im Banat von 2 fl. auf 5 fl. steigt und die Fracht nach Triest $1^1/_2$ fl. beträgt, so wird er in Triest nicht von 4 fl. auf 8, sondern nur auf $6^1/_2$ sich erheben, oder anstatt 100 nur um $62^1/_2$ Prozent in die Höhe gehen. Und umgekehrt, wenn in Triest der Weizen um $62^1/_2$ Prozent steigt, so würde

1) Hiermit steht nicht im Widerspruch, dass Ungarn, wie wir vorher sagten, mit seinem Absatze in aller Welt umhervagire. Die Getreidemengen, welche Ungarn aus dem Kaiserreiche ausführt, sind nur gering im Verhältniss zu jenen, welche es in den österreichischen Nachbarprovinzen absetzt. Diese bestimmen daher den Preis hauptsächlich.

man unter den angenommenen Umständen in Ungarn um 100 Prozent seine Forderung steigern können.

Ungarns Getreidehandel war früher ganz und ist jetzt noch grösstentheils passiv, d. h. der fremde Käufer kommt nach Ungarn, oder er lässt wenigstens seine Nachfrage dem Angebot des ungarischen Verkäufers vorausgehen. Die Entstehung des ungarischen Getreideexportes über Wien hinaus ist nicht einer Anregung vom Lande des Produzenten aus zu verdanken, sondern dem Bedürfnisse, welches den Fremden in Ungarn Abhülfe suchen liess. Der Fremde kam aber nur dann, wenn er in Verlegenheit war; zur andern Zeit liess er den ungarischen Produzenten im Stiche. Wenn Ungarn einen regelmässigen Absatz sich im Auslande gründen wollte, so musste es sich selbst darum bemühen; es musste den Consumenten an sich gewöhnen, indem es ihm wiederholt seine Waare zu so annehmbaren Preisen anbot, dass er gerne seiner alten Gewohnheit entsagte. Hierzu gehörte aber einige Ausdauer und die Aufopferung des temporären Gewinnes, in vielen Fällen selbst das Erleiden eines nicht unbedeutenden Verlustes. Dazu war nun freilich Ungarn nicht das rechte Land; seine Kapitalarmuth erlaubte ihm nicht, in Hoffnung weitaussehender Gewinne vorderhand auf den Ertrag zu verzichten und selbst positive Einbusse zu erleiden. Das wird einem kapitalreichen Lande leichter werden.

Dennoch ist auch in dieser Richtung schon viel geschehen. Man ist auf dem besten Wege, den bisherigen Passivhandel in einen activen umzuwandeln. So befinden sich schon seit einigen Jahren in den Städten am Bodensee ungarische Getreidehändler, welche dort Kunden für ihre Waare werben. Ohne diese Einrichtung würde schwerlich die Schweiz ein so starker Abnehmer ungarischen Getreides geworden sein. Es gibt in Lindau und den Nachbarstädten auch viele einheimische Händler; aber diese werden nur dann ungarische Waare nehmen, wenn sie ihnen einen grössern Vortheil bietet, als die bayerische. Der ungarische Händler dagegen kann sogar auf allen Gewinn am Verkaufsgeschäfte verzichten. Er kann schon zufrieden mit

seinem Resultate sein, wenn er durch ausgedehntern Absatz eine grössere Gelegenheit bekommt, in seiner Heimat Ankäufe zu machen, bei denen er Gewinn machen kann. Eben so kann er umgekehrt auf den üblichen Handelsgewinn beim Ankauf verzichten, wenn er dafür beim Verkauf des grössern Absatzes wegen einen grössern Gewinn erzielt [1]).

Jener Theil des ungarischen Getreidehandels, welcher die Länder des Mittelmeeres und England mit Waare versorgt, trug und trägt am meisten den Charakter der Passivität, und zwar so zu sagen einer Passivität zweiten Grades. Der Triester Kaufmann, welcher den Handel vermittelt, ist ebenfalls nur ein passiver Händler, oder noch weniger, er ist nur Commissionär. Er kauft nur dann, wenn er vom Auslande den Auftrag bekommt zu kaufen, und zwar meistentheils ohne eigene Gefahr und nur gegen Beziehung von Commissionsspesen. Dass Triest keinen activen und keinen selbstständigen Handel treibt, hat zum grössten Theile wiederum nur der Kapitalmangel in Schuld. Wer in eigner Rechnung einen Handel zwischen zwei entfernten Ländern betreiben will, der bedarf nicht nur eines grossen Kapitales, sondern er muss auch lange auf den Umsatz seines Kapitales und somit auf den Gewinn warten können; er muss, um sich Kunden zu verschaffen, eine Zeit lang auf den Gewinn ganz verzichten, oder wenigstens mit einem geringern vorlieb nehmen, um später einen desto grössern Gewinn machen zu können.

Wenn Triest einen Activhandel mit Getreide ins Leben riefe, so würde es ohne Zweifel den Absatz bedeutend zu mehren im Stande sein, und diese Mehrung würde grösstentheils Ungarn zu Gute kommen, da der Handel Triests mit russischem, moldauischem und italienischem Korn doch nur gering

---

1) Wenn auch in der Praxis der Gewinn des Verkäufers und des Käufers in einer Hand zusammenkommen, so muss man doch in der Theorie beide streng von einander halten. Practisch kommt es darauf hinaus, dass der active Getreidehändler seinen Umsatz vergrössert und dass er einen grössern Gewinn hat, wenn er bei 50,000 Metzen je 10 kr., als wenn er bei 30,000 M. je 15 kr. reinen Ueberschuss hat.

ist und sich hauptsächlich entweder darauf beschränkt, geringere Sorten für den Consum des Küstenlandes, z. B. aus Italien zu holen, oder darauf, für die Kunstmühlen der Umgebung (Triest, Görz, Udine) so viel russischen Weizen zu beschaffen, als nöthig ist, um den ungarischen mit ihm zu vermischen, damit das Mehl dieser Mischung haltbarer und desshalb zum Export über die Linie geeignet sei.

Dem Triester Platze hängt aber noch ein anderer Uebelstand an, der ihn verhindert, jenen Nutzen für das exportirende Hinterland zu gewähren, den man erwarten sollte. Wir meinen nicht zunächst die hohen Lagerspesen, welche man in Triest zu zahlen hat, da bisher die Errichtung von hinreichenden Magazinen wegen Mangels an Räumen nicht thunlich war und der Hafen eben so wenig für das Bedürfniss hinreichte. Zunächst denken wir an die ungünstige Stellung Triests im Welthandel.

Aller österreichische Handel ist eine doppelte Speculation, die eine geht auf den Silberpreis der Waare, die andere auf das Steigen oder Sinken des Papiergeldes. Möglicher Weise können beide Theile der Speculation den entgegengesetzten Weg gehen und sich aufheben, dadurch würde der Handel ruhiger werden. Wenn also z. B. der Preis einer ausländischen Waare in die Höhe geht, das Agio des Silbers aber sinkt, so würde dieselbe Summe Papier noch die gleiche Kaufkraft haben können, wie vorher, und für die Abnahme der Consumtion würde hierin kein Grund liegen. Aber umgekehrt ist es eben so gut möglich, dass beide Seiten der Speculation sich gegenseitig unterstützen, dass also, wenn die ausländische Waare im Silberpreise steigt, zu gleicher Zeit auch das Disagio des Papieres in die Höhe geht; dann wird die Waare doppelt vertheuert und der Consum wird eine viel grössere Stockung erleiden, als wo eine feste Valuta ist. Bei der Speculation auf das Steigen oder Sinken des Waarenpreises liegt doch immer eine Berechnung des Verhältnisses von Bedarf und Vorrath zu Grunde; diese operirt also doch auf einer reellen Grundlage; wo man aber auf Steigen und Fallen des Papiercurses speculirt, da fehlt

überhaupt jede Unterlage; denn die subjective Meinung, was man nach Verlauf einer gewissen Zeit über den Werth des Papieres denken werde, ist kaum in einem Falle mit Gründen zu belegen, und ist immer mehr oder weniger willkürlich.

Eine Speculation, welche auf eine Berechnung des Verhältnisses von Bedarf und Vorrath gegründet ist, gleicht die Schwankungen aus, welche bei dem Fortgange des Handels in dem alten Geleise schliesslich um so greller ausbrechen würden, und ist desshalb nicht nur für den Privaten, sondern für den ganzen Handel segenbringend. Wenn ich desshalb mit der Nachfrage nach einer Waare zurückhalte, weil ich die Ueberzeugung hege, der Vorrath dieser Waare sei im Verhältniss zum Bedarfe grösser, als dem jetzigen Preise entspreche, so wirke ich jetzt schon durch meine verminderte Nachfrage dahin, den Preis etwas tiefer zu drücken und das gerechte Verhältniss herzustellen. Aber ich verhindere dadurch auch, dass die Preisminderung später ganz plötzlich und zwar um so heftiger eintritt, wenn sich schliesslich herausstellt, dass der Vorrath gross ist und grösser, als um die bisherigen Preise zu rechtfertigen.

Diese Art von Speculation ist also nützlich und sogar nöthig, damit der Handel seine Stellung in der Volkswirthschaft ausfülle, Bedarf und Vorrath mit einander in Ausgleich zu bringen. Ganz anders aber ist es mit der Speculation auf die Veränderungen im Kurse des Geldes. Wenn diese sich zum Kaufe oder Verkaufe drängt oder sich davon zurückhält, so fragt sie nicht nach dem Verhältniss von Nachfrage und Angebot[1]), und desshalb befördert sie in den meisten Fällen

1) Es bedarf hier wohl nicht erst der ausdrücklichen Bemerkung, dass wir es hier nur mit der Theorie zu thun haben. In der Praxis gibt es im Waarenhandel keine Speculation, die sich bloss auf die Valuta bezöge; der Waarenhändler speculirt immer in erster Linie auf das Verhältniss von Nachfrage und Angebot der Waare. In die Sprache der Praxis übersetzt, heisst obiger Satz etwa: Die Speculation auf die Veränderung der Valuta neben der auf den Waarenpreis mindert die reine Wirkung dieser letztern und schwächt desshalb das Bestreben, den Bedarf von Waare und ihr Angebot in möglichst vollkommenen Ausgleich zu bringen.

die Schwankungen des Handels, in Nachfrage und Angebot wie im Preise.

Die Papierwährung halten wir nicht für den geringsten Grund, aus welchem die grosse Schwankung auch des ungarischen Getreidehandels resultirt. Auch dieser richtet sich oft mehr nach dem Curse des Papieres, als nach dem ausländischen Getreidebedarfe. Ebendieselbe erzeugt aber auch überhaupt die grossen und unerquicklichen Schwankungen des internationalen Verkehres mit Oesterreich. Der Export Triests ist desshalb nichts weniger als regelmässig, und der Import ist es ebenfalls. Wo man selbst nicht regelmässig ist, da kann man auch vom Auslande schwerlich eine regelmässige Abnahme seiner Producte erwarten.

Für Triest liegt aber noch ein anderer Umstand vor, welcher dem Exporte aus diesem Hafen ungünstig ist. Triest hat kein Hinterland, wohin es genügenden Absatz für eine grosse Einfuhr hätte.

Das erscheint kaum glaublich, wenn man sich die äusserlich so günstige Lage Triests vorstellt. Man sollte glauben, ganz Oesterreich müsse das Hinterland des einzigen Hafens in diesem Kaiserstaate sein, welcher durch einen Schienenweg mit dem Innern verbunden ist. Allein dem ist längst nicht so. Die Hauptstadt des Reiches gehört zum grössten Theile dem Gebiete der Hansestädte an! Und warum? Weil die billigen deutschen Bahntarife eher die weite Fracht von den Hansestädten aus möglich machen, als die theuren der Südbahn den Verkehr zwischen Triest. Nicht weniger sind die Seefrachten ab Triest sehr hoch; es fehlte bis in die neueste Zeit an genügender Concurrenz. Und dazu fehlen Triest jene Verbindungen im Auslande, welche den Hansestädten zu Gebote stehen; es fehlt besonders an Filialen in fremden Ländern. Diese hätten nicht nur einen billigern Aufkauf fremder Waare ermöglicht, also einen billigern Import, sondern hätten auch sehr viel für die Ausdehnung des Exportes thun können. Nur in Aegypten hat man bis jetzt solche Filialen; ausserdem

soll es in England, Brasilien, Westindien u. s. w. kein österreichisches Handelshaus geben [1]).

Darin, dass Triest keine genügende Einfuhr hat, liegt der vornehmste Grund, warum die Ausfuhr mit so vielen Hindernissen verknüpft ist. Wenn Triest, wie es 1865 z. B. der Fall war, bei einem Import vom Lande, woraus sich die Ausfuhr zur See ergibt, von 11,567,760 Zentnern nur eine Einfuhr von der See von 1,967,349 Zentnern hat, so liegt es auf der Hand, dass die Schiffe auf dem Wege nach Triest grösstentheils sich mit Ballast beladen müssen, um die Ausfuhrwaaren abzuholen. Es muss also behufs der Ausfuhr anstatt der einfachen Fracht die doppelte, die Hin- und Herfracht gezahlt werden.

Das ist der Grund, warum die Ausfuhr über Triest in Bezug auf das Getreide im Ganzen erst noch so wenig Fortschritte gemacht hat. Der Weizenexport Ungarns nach England ging desshalb auch nicht über Triest, sondern den langen Landweg über Stettin, wo man doch vom Banate aus bis Sisseck die billige Wasserfracht hatte. Freilich waren es nicht die Fruchtsätze allein, welche diese Richtung bestimmten, sondern der Umstand, dass der Triester Kaufmann nur Commissionshandel betreibt, der norddeutsche dagegen activ handelt. Aber gerade in dieser Thatsache zeigt sich deutlich, was ein activer Handel Triests dem ungarischen Getreidehandel und der Getreideproduction werth wäre.

Da aber keine Aussicht vorhanden zu sein scheint, dass Triest so bald in die Reihe der activen Handelsplätze treten werde, so weit es den Getreidehandel angeht, so ist es um so erfreulicher, dass in Ungarn selbst der Handel mit den Ländern des Mittelmeeres und mit England die besten Fortschritte zum Activhandel macht. Je mehr diese Aenderung

---

1) Vgl. Revoltella, Oesterreichs Stellung im Welthandel, und besonders den „Bericht des Revoltella-Comités“ über genannte Schrift. Leider waren uns beide Schriften bei der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes nicht mehr zugänglich, um sie näher als nach Auszügen benützen zu können.

Platz greift, um so mehr wird der Triester Zwischenhändler aufhören und der blosse Transit wird sich mehren [1]).

Aber selbst als blosser Verfrachter lässt Triest Vieles zu wünschen übrig, wie aus dem bereits Gesagten zu entnehmen ist. Theure Frachten und Mangel an Gelegenheit zur Versendung: mehr kann man von einem Seehafen nicht verlangen, um vor dem Verkehr mit demselben abzuschrecken. Oesterreich könnte seine vorzüglichen Mehle in alle Welt versenden; die Abnahme würde gesichert sein. Aber man kann in Triest keine regelmässige Gelegenheit nach den transatlantischen Ländern finden; die Regelmässigkeit aber ist nöthig, wenn man seinem Kunden den Verkehr nicht verleiden will. Man kann natürlich den Mehlhandel mit einem Lande nicht damit beginnen, dass man dieses mit einer ganzen Schiffsladung überschüttet, sondern muss eine andere Fahrgelegenheit dazu benützen, um mit ganz geringen Mengen dasselbe an die Abnahme allmälig zu gewöhnen. Da diese Gelegenheit aber in Triest fehlt, so ist man in Ungarn genöthigt, das nach Asien und Südamerika zu versendende Mehl über Hamburg und nach Liverpool zu senden [2]).

---

1) Einer der ersten Getreidehändler Pests betreibt jetzt einen directen Mehlhandel nach Bahia (Südamerika). Uebrigens ist dieser Handel noch nicht erprobt, und da der Bahianer Kaufmann nicht allein riskiren will, für das Mehl keinen Absatz zu finden, so theilt er sich mit dem Pester Kaufmann in das Risico. Er bezahlt diesem loco Triest drei Viertel der Waare baar und auf festen Kauf; ein Viertel dagegen nimmt er für den Pester Kaufmann in Commission zum Verkaufe an. Dieses ist gewiss der förderlichste Weg, um zwischen zwei so entfernten Ländern den directen Verkehr anzuknüpfen. —

Wir könnten hier mehrfacher Versuche Erwähnung thun, den Export durch Handelsgesellschaften zu heben. Allein sie scheinen in Oesterreich keinen gedeihlichen Boden zu haben, und meistens ist es beim blossen Versuche geblieben.

2) Ein bedeutendes chinesisches Haus hatte sich angetragen, monatlich 1000 Fass Mehl zu nehmen, wenn die Ablieferung regelmässig Monat für Monat erfolgte. Diese Bedingung jedoch konnte Niemand in Triest eingehen. Gleiche Anerbietungen wurden von Hongkong aus gemacht. — Nach dem erwähnten Bericht des Revoltella-Comités.

Der ungarische Getreidehandel ist sehr reeller Natur. Er kennt im Ganzen und Grossen nur Effectivgeschäfte, d. h. Geschäfte in wirklich disponibler Waare. Die Terminkäufe oder Differenzgeschäfte, d. h. solche, wo es dem Käufer und Verkäufer nicht auf den Bezug der Waare ankommt, sondern wo er nur an der Preisdifferenz gewinnen will, und wo desshalb der Verkäufer weder in dem Besitze der Waare zu sein braucht, noch der Käufer immer beabsichtigt, nach Ablauf der bestimmten Frist die Waare wirklich in Empfang zu nehmen, sondern nur das Steigen oder Sinken des Preises soll ausgeglichen werden: diese Geschäfte, welche in Norddeutschland so häufig sind, haben sich in Ungarn noch nicht einbürgern können. Der ungarische Getreidehändler kauft nur, wenn er die Waare in Natur übernehmen will; und er verkauft nur ausnahmsweise auf Lieferung auf einen entfernt liegenden Termin.

Nur im Repshandel sind die Spielgeschäfte üblich, und es scheint, dass hier das effective Geschäft vor dem Spiele oft ganz in den Hintergrund tritt. Zwar haben die norddeutschen Kaufleute auch bei dem Getreidehandel den Lieferungskauf mehr und mehr einzuführen gesucht, sind jedoch bei den ungarischen Händlern auf starken Widerstand gestossen. Es ist auch wohl kaum ein Schaden dabei, wenn dieser Lieferungskauf nicht aufkommt. Man könnte zwar denken, dass man beim Getreidehandel eben so gut berechtigt sein sollte wie anderwärts, seine Scharfsicht sich bezahlt zu machen, vermöge deren man das Steigen oder Fallen des Preises vorauszubestimmen vermag. Aber es ist eben gar nicht möglich zu wissen, wie die Ernte ausfallen werde, wenn es noch Winter oder Frühjahr ist, und es ist desshalb nicht die Belohnung für eine feine Berechnung, wenn man an der Preisdifferenz Gewinn erzielt, sondern reines Spielglück. Dem jungen und dazu kapitalarmen ungarischen Getreidehandel aber dürfte es besonders gefährlich werden, wollte er seine Kräfte dem Spiele zuwenden; dieses wäre wohl nicht der Weg, auf die Erweiterung des Absatzes im Auslande hinzuarbeiten und einer grössern einheimischen Production Verwerthung zu verschaffen.

Wenn jedoch auch das Differenzgeschäft im Getreidehandel bis jetzt in Ungarn nur einen schwachen Boden gefunden hat, so scheint es doch leider mehr und mehr Wurzel zu fassen. Der ungarische Kaufmann lässt sich wenigstens schon passiv auf dasselbe ein, wenn er auch noch Bedenken trägt, auf eigene Anregung dasselbe zu betreiben.

Seitdem sich der Getreidehandel Ungarns zu einer grössern Bedeutung emporgeschwungen hat, und besonders seitdem die Eisenbahnen sich zum Theile des Transportes des Getreides bemächtigten, hat sich der innere Handel sehr bedeutend umgestaltet. Früher gab es der kleinen Handelsplätze sehr viele; von diesen holte sich der Wiener Kaufmann seine Waare. Jetzt sind die meisten dieser Plätze eingegangen; der Handel konzentrirt sich mehr und mehr, und der Pester und Raaber Kaufmann ist es, welcher den Activhandel mit Wien und Deutschland betreibt.

Früher gab es vier grosse Handelsplätze in Ungarn: Wieselburg und Raab an dem kleinen Donauarm, welcher die Insel Schütt im Süden umzieht; Pest, und Sisseck in Kroatien am Zusammenflusse der Sau und Kulpa. Exportplatz war Pest weniger; es handelte hauptsächlich für den eigenen Bedarf. Die Bedeutung von Raab und Wieselburg lag einzig in den Schiffbarkeitsverhältnissen der Donau. Wien bezog sein Getreide, wie erwähnt, durchgängig aus dem Banat, von wo dasselbe durch den Franzenskanal die Donau aufwärts so weit gefahren wurde, als es nur anging. Nun ist aber der Hauptarm der Donau zwischen Pressburg und Gönyö erst in der letzten Zeit schiffbar gemacht und zwar nur für Dampfschiffe. Der Leinpfad fehlt hier auch jetzt noch, um Zugschiffe auf dieser Strecke befördern zu können. Für diese war nur die kleine Donau schiffbar und zwar für die grössern Fahrzeuge bis Raab, für die kleinern bis Wieselburg. Die beiden genannten Städte waren also der Endpunkt der Schifffahrt. Es lohnte sich aber damals bei den schlechten Wegen noch, die grössern Schiffe umzuladen, um sie noch etwa acht Meilen bis Wieselburg auf-

wärts fahren zu können. Somit war Wieselburg der Hauptplatz für das ungarische Getreide, welches nach Deutsch-Oesterreich bestimmt war.

Das änderte sich aber sehr durch das Eintreffen zweier Ereignisse. Die Dampfschifffahrt fing an, den Zugschiffen Concurrenz zu machen, und wenn sie auf gleicher Strecke auch viel theurer fuhr als die Zugschiffe, so glich sie dieses doch schon dadurch wieder aus, dass sie schneller beförderte, und ganz besonders dadurch, dass ihr die Fahrt auf dem Hauptarm der Donau zwischen Gönyö und Pressburg möglich wurde, so dass sie direct bis Wien fahren konnte, wobei sie in Gönyö nur umzuladen brauchte. So umging man die sehr theure Landfracht von Raab, bez. Wieselburg bis Wien. Dazu kam die Eisenbahn von Wien nach Raab. Zwar berührte diese auch Wieselburg und zwar kam sie hier dem Hafen näher als in Raab. Aber jetzt lohnte sich in Raab das Umladen nicht mehr, um in Wieselburg noch einmal diese Arbeit vorzunehmen, weil die Bahnfracht nicht mehr so theuer war, wie vorhin die Wagenfuhr. Jetzt wurde Raab der Endpunkt der Zugschifffahrt, und Wieselburg sank ganz zur Unbedeutendheit herab [1]).

Raab dagegen hielt sich besser wie Wieselburg. Es ist

---

1) In Folgendem zeigt sich die Abnahme des Wieselburger Handels, wie wir sie nach den Gefällen aus den Büchern des dortigen Stadthauses berechnet haben. Man zahlte vom Metzen 1 kr. W. W. an die Stadt. Nur was aus herrschaftlichen Magazinen kam, war frei; dieses mag etwa ein Drittel des Ganzen betragen. Die zu verzollende Ausfuhr aus Wieselburg war:

Jahr	Menge		Jahr	Menge
1844 :	4,250,755 Mtz.		1855 :	2,102,675 Mtz.
1845 :	3,667,188 „		1856 :	2,207,335 „
1846 :	3,153,338 „		1857 :	1,799,382 „
1847 ;	2,866,586 „		1858 :	1,793,245 „
1848 :	2,490,814 „		1859 :	2,007,788 „
1849 :	173,177 „ (Krieg !)		1860 :	2,004,655 „
1850 :	1,388,312 „		1861 :	1,612,684 „
1851 :	2,771,525 „		1862 :	837,508 „
1852 :	4,076,182 „		1863 :	483,078 „
1853 :	2,643,690 „		1864 :	397,683 „
1854 :	2,571,287 „		1865 :	263,212 „

noch heute die Umladestation für jene Waaren, welche mit Zugschiffen aufwärts befördert werden, um nach Deutschland zu gehen. Entweder wird die Zufuhr hier der Eisenbahn zur Weiterbeförderung übergeben, oder man ladet dieselbe in kleinere Schiffe um, welche dann den kleinen Donauarm bis Gönyö wieder zurückfahren, um von dort auf dem Hauptarme mit Schleppdampfern nach Wien befördert zu werden. Es ist gewiss auffallend, dass man immer noch Raab zur Umladestation benützt. Man könnte ja die doppelte Fahrt auf der kleinen Donau von Gönyö bis Raab sparen, wenn man die Umladung in Gönyö oder in Neuzsöny (Komorn gegenüber) vornähme. Es fehlt auch nicht an Magazinen an den genannten Orten; allein trotzdem hat man den Handel nicht hierher ziehen können. Die Raaber Kaufleute und Spediteure war man zu sehr gewöhnt, und das Geschäft des Umladens und der Magazinirung vollzieht sich auf diesem alten Getreideplatze so zufriedenstellend, dass dabei der doppelte Umweg nicht in Betracht kommt.

Dennoch hat Raab in den letzten Jahren bedeutend verloren. Die Dampfschifffahrt sucht die Umladung so gut wie möglich zu vermeiden und richtet es so ein, dass sie bloss die Anzahl der Schlepper zu vermindern hat [1]). Aber gerade die Dampf-, d. h. die Schleppschifffahrt hat den Zugschiffen immer mehr Abbruch gethan, und da die Zufuhr Raabs gerade von der Zugschifffahrt besonders ihre Nahrung hat, so ist die Abnahme des Raaber Handels hieraus von selbst zu folgern [2]).

Was Raab für die Ausfuhr im Nordwesten, das ist Sisseck in Kroatien für jene im Südwesten. Eine an sich unbedeutende Ortschaft, welche vielleicht nicht über 3000 ständige

1) Unterhalb Gönyö fährt ein Remorqueur mit einem Convoi von 8—10 Schiffen zu Berg, von denen jedes einzelne bis zu 5000 Zentner fasst. Bei hohem Wasserstande gehen auch tiefergehende Fahrzeuge bis Wien; jedoch ist ein langer Convoi wegen der sehr starken Krümmungen des Bettes nie möglich.

2) Die Zufuhren vermittelst Zugschiffen in Raab und Pest zeigen folgende Mengen Getreides:

Einwohner zählt, bildet genanntes Städtchen am Zusammenflusse der Kulpa und Sau nebst Triest das Mittelglied zwischen dem südlichen Getreideexport Ungarns. Während die Drau erst im laufenden Jahrzehnt der Schifffahrt zugänglich gemacht wurde, war die Sau schon lange fahrbar. Bis Sisseck ist die Sau mit grössern Schiffen zu befahren. Früher gingen dann von hier Fahrzeuge mit mittlerer Ladung die Kulpa aufwärts bis Karlstadt. Von dort aus zieht sich die vortreffliche Karolinenstrasse über das Gebirge zu dem Fiumaner Hafen; diese Strasse war vordem der Weg, den die ungarischen Producte meerwärts machten. Als die Wien-Triester Bahn eröffnet wurde, ging die Ausfuhr die Sau aufwärts bis Steinbrück, wo die Eisenbahn von Wien kommend die Sau erreicht; man lud zu diesem Zwecke die Waare in Sisseck in kleinere Schiffe (sog. Tumbasse) von 1300—1700 Ztr. Tragkraft um.

Die überseeische Ausfuhr wurde erst in den Jahren 1860 und 1861 von Belang; bis dahin beschränkte sich der Export, der über Sisseck ging, auf die Länder Steyermark, Krain, einen Theil der Militärgrenze und Civil-Kroatiens.

Wie uns scheint, hat Sisseck seine frühere Bedeutung weder eingebüsst, aber auch eben so wenig dieselbe gehoben. Zwar ist der Abfluss des ungarischen Getreides nach dem Südwesten hin seit 1860 ein steigender gewesen; jedoch haben die

	in Raab		in Pest	
	Schiffe	Metzen	Schiffe	Metzen
1858	817	6,304,833	405	1,222,719
1859	630	4,366,398	440	1,375,397
1860	744	4,909,297	362	998,242
1861	602	4,055,317	574	2,277,530
1862	425	3,048,185	381	1,175,089
1863	197	1,351,679	503	1,838,792
1864	265	1,926,399	318	1,094,560
1865	469	3,019,344	291	968,522

letzten Jahre wieder einen Nachlass hierin gezeigt[1]). Daneben hat Sisseck in der Versorgung des Südwestens und jener Länder, welche hinter ihm liegen, zwei Concurrenten erhalten. Die Regulirung der Drau bis Kottori und die Bahnlinie Ofen-Pragerhof erschliessen Triest nunmehr das westliche Ungarn und verbinden den Zentralpunkt des ungarischen Handels direct mit dem Meere durch einen Schienenstrang. Auf der andern Seite hat dagegen Sisseck das Monopol der Sauschifffahrt an sich gerissen. Während früher viele Schiffe direct bis Karlstadt durchfuhren, oder auch auf der Sau bis Agram gingen, bleibt jetzt Alles in Sisseck zur Umladung, da hier die kroatische Eisenbahn mündet, welche sich in Steinbrück an die Wien-Triester Bahn anschliesst[2]).

Der ungarische Handel fühlte um so mehr das Bedürfniss sich zu conzentriren, je mehr er activ wurde und je mehr er nach aussen auseinander ging. Wieselburg, Raab und Sisseck, eben so wie Kanizsa hatten meistens nur Speditions- oder Commissionshandel.

Wieselburg und Sisseck haben auch jetzt noch keinen eigenen Handel. Raab dagegen ist ein eigentlicher Handelsplatz.

Alle überragt jedoch seit wenigen Jahren Pest. Wenn nicht der Handel an sich schon das Bedürfniss nach einem starken Mittelpunkte gefühlt hätte, so hätten die Verkehrsver-

---

1) Die Südbahn beförderte nach Triest an Getreide in Zollzentnern:

1860	1861	1862	1863	1864
3,923,183	8,594,320	7,893,509	4,666,796	5,084,507

S. Bericht der Börsendeputation von Triest über den Verkehr von 1860 bis 1864, S. 38.

2) Wir haben uns in Sisseck vergebens bemüht, für die einzelnen Jahre einen Ausweis der Zufuhr zu erhalten. Nur Folgendes können wir mittheilen.

1851 war die Zufuhr auf Zugschiffen 1,512,824 Metzen
auf Dampfschiffen 307,976 „
Im Ganzen 1,820,800 Metzen.

1864 versandte die Südbahn von hier 1,166,028 Ztr. Getreide und 20,767 Ztr. Mehl.

hältnisse darauf hingewirkt, in Pest einen grossen Getreidehandel zu schaffen. Schon die beständig und rasch zunehmende Einwohnerzahl Pest-Ofens (nahe 200,000) machte einen starken Getreidehandel nöthig, um den innern Bedarf zu decken; es ist aber leichter, dass dort, wo bereits zwanzig Getreidehändler sind, sich zwanzig neue dazu setzen, als dass zehn derselben sich an einem Platze niederlassen, wo sie erst einen Getreidemarkt schaffen müssen. Der fremde Käufer wird sich erst mit Opfern und mit Anstrengung zu dem neuen Platze hinziehen lassen. Und während der Getreidehändler an einem alten Getreideplatze bereits Alles vorfindet, dessen er bedarf: Magazine, Geldinstitute, Transportmittel und besonders Kunden, muss er auf dem neuen Alles entweder erst schaffen, oder sich dessen begeben.

Pest ist der Knotenpunkt von vier Eisenbahnen [1]. Zwei dieser Bahnlinien, nebst der untern Donau die Arterien des Pester Getreidehandels, verbinden die obere und mittlere Theiss und das Banat mit der Hauptstadt; die andern beiden, mit der obern Donau die Venen, führen das Getreide den südöstlichen Alpenländern und Triest, wie den deutschen Donauländern, der Schweiz und Böhmen zu. All jenes Getreide, welches demnach aus Unterungarn nicht über die Sau nach Sisseck und nicht etwa über die Drau geht, muss desshalb Pest berühren, und nur bei jenen Sendungen, welche mit der Bahn aus dem Unterlande direct nach Wien befördert werden, wie bei jenen, welche von der untern Donau zu Schiffe bis Raab oder Wien aufwärts gefahren werden, kann eine Umladung in Pest umgangen werden. Wo sonst innerhalb Ungarns eine Umladung vonnöthen ist, da ist es ausser Raab nur Pest, wo sie zweckmässig vollzogen werden kann. Was von den Bahnen des linken Donaugebietes auf jene des rechten gebracht werden soll, also was von der Theiss nach Kärnthen, Steyermark, Triest geht, muss in Pest umgeladen werden, da hier die Bahnverbindung

---

1) Die Pest-Losonczer, wahrscheinlich nicht so bald zu vollendende, nicht eingerechnet.

über die Donau zwischen Pest und Ofen noch mangelt. Was ferner von den genannten Gegenden nicht gleich in Schiffe zu verladen war, wird mit Vortheil in Pest der Donau zur Weiterbeförderung anvertraut.

Die Eisenbahn hat Pest erst den Vorrang vor Raab verschafft. Nur die Zugschifffahrt ist für Raab noch von grösserer Bedeutung als bei Pest. Im Jahre 1865 belief sich die Pester Getreide zufuhr auf folgende Summen:

Zufuhr			
der Staatsbahn [1])	3,752,368 Ztr.		
„ Südbahn	9,362 „		
	3,761,730 Ztr.	reduzirt auf	4,047,198 Metz.
„ Zugschifffahrt			968,522 „
„ Dampfschifffahrt			662,898 „
			5,678,618 „
mit Landwagen zu 10 % gerechnet . . .			567,862 „
		Summa	6,246,480 „

Die Ausfuhr des Platzes war:

mittelst			
der Staatsbahn	900,511 Ztr.		
„ Südbahn	992,105 „		
	1,892,616 „	reduzirt auf	2,063,345 Metz.
Dampfschiffen			851,597 „
Zugschiffen			34,656 „
		Summa	2,949,598 „

Trotz der günstigen Lage der Hauptstadt hat diese viele Hindernisse zu bekämpfen, welche davor abschrecken, dieselbe

1) Unter Staatsbahn ist die Strecke von Marchegg (bei Wien) über Waitzen und Pest, dann von Pest über Szegedin und Temesvar bis Bazias an der Donau zu verstehen. In Czegléd schliesst sich die Theissbahn an, welche von hier über Szolnok und Debreczin nach Kaschau geht, mit zwei südlichen Abzweigungen von Szolnok nach Arad und von P. Ladany nach Grosswardein. Die Südbahn begreift in Ungarn die Strecken Ofen-Pragerhof in sich mit zwei nördlichen Abzweigungen von Stuhlweissenburg nach Neuszöny und von Kanizsa über Oedenburg nach Wien.

zum Lagerplatz zu wählen. Es fehlt an den nöthigen Ankerplätzen. Die hohen Pflastermauthen halten davon ab, ohne Noth von einem Transportmittel zum andern zu gehen, wie bei der Versendung vom Alföld nach Oesterreich z. B. die Verladung auf Schiffe es mit sich bringt. Die schlechte und theure Verbindung des Ofener und Pester Bahnhofs ist für den Pester Handel nicht minder lästig [1]).

Es wirken zwei Tendenzen wider einander, von denen die eine die Bedeutung Pests zu heben, die andere sie zu mindern strebt: die Zentralisation und die Dezentralisation.

Die Bahngesellschaften scheinen der Dezentralisation Vorschub zu geben; sie finden es in ihrem Interesse, den Versendungen auf weite Entfernung Vortheile zu gewähren, welche sie bei Versendungen auf kurze Strecken nicht zugestehen. Das setzt den Pester Kaufmann in grossen Nachtheil. Wenn er die Waare aus der Provinz bezieht und in Pest aufspeichert oder nur umcartirt, so hat er eine viel höhere Fracht zu bezahlen, als wenn der Getreidehändler aus der Provinz direct nach Wien oder darüber hinaus versendet [2]).

Ob übrigens die Zentralisation dem Getreidehandel Ungarns dienlicher sei oder deren Gegentheil, ist eine stark besprochene Frage. Es ist natürlich, dass die Pester Handelsleute sich für dieselbe aussprechen; wenn sie auch nicht die Ueberzeugung für das Wohl des Landes dazu triebe, so wäre es das wohlverstandene eigene Interesse, welches sie zu Verfechtern dieser Meinung machen würde. Denn eine künstliche Begünsti-

---

1) 1865 lagen folgende Lasten auf dem Transport von einem Bahnhof zum andern: Am Pester Bahnhof $0{,}_{80}$ kr. p. Ztr.; Pflastermauth in Pest und in Ofen $2{,}_{20}$ kr.; Brückenzoll $1{,}_{12}$ kr.; Tunnelzoll $0{,}_{42}$ kr., im Ganzen $4{,}_{54}$ kr. Der eigentliche Fuhrlohn fehlt noch. (Pester Lloyd.) Seit 1865 besteht ein directer Güterverkehr zwischen beiden Bahnhöfen zu $10{,}_{2}$ kr. (Ofen-Pest) und $12{,}_{1}$ kr. (Pest-Ofen) à Ztr. — Die Verbindungsbahn ist schon zwei Jahre concessionirt, aber noch ist gar nichts geschehen, sie auszuführen.

2) Gegenwärtig (Dezember 1866) stellt sich zu Ungunsten Pests eine Differenz von 16 kr. p. Ztr. gegen Szolnok, Temesvar u. s. w. heraus, abgesehen von den Umladungskosten. Die Donau-Dampfschifffahrt dagegen hat die Differentialfrachten beseitigt. (Allg. Zeitg.)

gung des Pester Platzes als Zentralpunkt des ungarischen Getreidehandels löst sich auf in einen Vortheil der Pester Getreidehändler, der ihnen vor den Concurrenten in der Provinz künstlich gegeben ist. Ein Frachtsatz, welcher von und nach Pest z. B. bei gleicher Entfernung geringer ist, wie von und nach Szegedin, wird dem Pester Kaufmann nicht nur die Concurrenz des Szegediner Händlers unschädlicher machen, sondern — insofern die Differenz eine positive Ermässigung für Pest und nicht etwa eine Erhöhung für Szegedin in sich schliesst — er wird ihn auch in den Stand setzen, seine Waare billiger wie vordem zu liefern und desshalb bei grösserm Absatze eine gleiche Gewinnsquote zu erhalten. Im umgekehrten Falle befindet sich der Händler in der Provinz, welcher in jeder Bevorzugung der Metropole eine Erschwerung der Concurrenz erblicken muss.

Es ist desshalb nur natürlich, wenn die Pester Getreidehändler die Zentralisation des Handels verfechten, dahingegen aber die in der Provinz die Dezentralisation anempfehlen. Und es ist sehr menschlich, dass auch hier eigenes Interesse und innere Ueberzeugung auf beiden Seiten Hand in Hand gehen.

Der Zentralist beruft sich hauptsächlich darauf, dass es für den fremden Käufer viel erwünschter sei, wenn er an Einem Platze nicht nur die Auswahl zwischen den verschiedenen Händlern, sondern auch zwischen den verschiedenen Sorten des Getreides habe. Aus dem ersten Grunde würde er nicht Gefahr laufen, von einem Verkäufer überfordert zu werden, da er sich ja sonst an einen andern Händler wenden würde. Aus dem zweiten würde ein Käufer, welcher diese oder jene Sorte haben wolle, dieselbe immer auf demselben Platze finden, wenn er auch in der Sorte selbst wechsele. Der Kaufmann, welcher heuer harten Banater Weizen, im nächsten Jahre aber weichen (Käse-) Weizen begehrt, wird es vorziehen, dass er sich im nächsten Jahre nicht auf einem andern Platze einzuführen braucht; er wird lieber jährlich nach Pest, als heuer etwa nach Becse und das Jahr darauf nach Kanizsa zu gehen. Besonders aber ist ein grosser Zentralmarkt ein Vortheil für den Fall, dass

derselbe Käufer mehrere Sorten Getreides auf einmal aufkaufen will. Wie umständlich würde es sein, slowakische Gerste in einer Stadt der Slowakei, dann Banater Weizen im Banat und schliesslich noch Kanizsaner in Kanizsa aufzusuchen! Es ist aber besonders für die Müllerei von Wichtigkeit, dass sie beim ungarischen Weizen ein bestimmtes Mischverhältniss einhält, je nachdem sie mehr oder weniger trocken mahlt. Wie bequem kann der Käufer dieser verschiedenen Getreidesorten auf einem grossen Zentralmarkte sein Geschäft zu Ende führen!

Gegen dieses Letzte wird der Dezentralist kaum etwas Anderes einwenden können als das, dass im Ganzen und Grossen der einzelne Getreidehändler meist nur in einer und selten in mehr Sorten zu handeln pflege. Dann ist es freilich auch wahr, dass der Käufer einer bestimmten Sorte diese lieber am Orte der Erzeugung erhandelt, wo er gewiss ist, die rechte Sorte zu bekommen, und zwar auf jedem Platze gerade von einer ganz bestimmten Qualität, als dort, wo er den eigentlichen Ursprung der Waare nicht gut mehr nachforschen kann, wo man ihm leicht Banater für Theiss u. s. w. anbieten kann, wenn er auch ziemlich vertraut mit seinem Geschäfte ist. Der erste Einwurf aber, dass der Käufer nur an einem grossen Zentralmarkte sicher sei, nicht überfordert zu werden, weil er hier mehrere Verkäufer treffe, welche sich gegenseitig Concurrenz machen, dass dagegen in der Provinz der Käufer nur einem oder wenigen Verkäufern gegenüberstehe, scheint uns nicht immer von Bedeutung zu sein. Zwar ist es wahr, dass der Getreidehändler, welcher von einem fremden Käufer in der Provinz aufgesucht, wird, diesen Käufer mehr in seiner Gewalt hat, welcher ja nur desshalb hergekommen ist, um ein Geschäft zu machen. Der Verkäufer wird darauf rechnen können, dass der fremde Käufer, nachdem er sich einmal die Mühe gemacht hat, ihn aufzusuchen, auch nicht gerne unverrichteter Dinge wieder fortgehen möchte, und sich desshalb zu ungünstigern Bedingungen zum Geschäfte herbeilassen wird. Dadurch, meint man, würde der Käufer zurückgeschreckt, ein solches Geschäft zu wiederholen, und sich allmälig aus dem Lande zurückziehen.

Wir glauben nicht, dass dieser Grund wirksam sein wird, wo der Getreidehändler in der Provinz sein eigenes Interesse versteht und wo derselbe die Absicht hat, nicht nur einmalig ein gutes Geschäft zu machen, sondern dauernd den Getreidehandel zu seinem Berufe zu nehmen. Er wird seinen eigenen Vortheil am besten zu wahren wissen, und er wird ihn dann am besten wahren, wenn er den Käufer durch eine billige und reelle Behandlung einladet, die Geschäftsverbindung mit ihm fortzusetzen.

Wahr bleibt dagegen, dass ein augenblicklicher geringer Vortheil oft verführerischer wirkt, als ein nachhaltiger aber ferner liegender Gewinn, und dass desshalb viele Versuchung kommen kann, gegen den nachhaltigen Vortheil das Verkaufsmonopol auszubeuten, welches der einzelne Verkäufer an einem Platze in der Provinz dem Käufer gegenüber hat, ein Monopol, dessen Wirksamkeit von der Zeit und den Unkosten bestimmt wird, welche der Käufer aufwandte, um den gedachten Händler aufzusuchen. Auch wird jeder Einzelne, welcher dieses Monopol ausbeutet, den augenblicklichen Gewinn ungetheilt geniessen, während in der Zukunft, wenn sich der wiederholt geprellte Käufer zurückzieht, Mehrere, vielleicht das ganze Land sich in den Verlust zu theilen haben.

Der grosse Handelsplatz erfreut sich vieler Vortheile für den Verkäufer wie für den Käufer, welche man in der Provinz nicht wiederfinden wird. Wo ein grosser Handel getrieben wird, da ist der Verkehr einfacher und rascher; der Handel verliert die gemüthliche, aber sehr schleppende Seite, welche er auf dem Lande und in der kleinen Stadt hat; er wird börsenmässiger und dabei pünktlicher und präziser; man schliesst das gleiche Geschäft rascher und in gleicher Zeit viel mehr Geschäfte als dort, wo man erst ein Glas Wein und ein Frühstück mit einander verzehren muss, um zu wissen, ob man einig wird.— Der fremde Käufer wird auf dem grossen Handelsplatze seine fremden Papiere mit viel geringerer Mühe und höher verwerthen können. Dem Platzkaufmann aber gewähren die Kreditinstitute in der Metropole die Möglichkeit einer Unterstützung, wie sie der Provinzialhändler entbehren muss.

Das Alles sind Vortheile, denen zu Liebe sowohl der ausländische wie der inländische Getreidehändler sich wird bewogen finden, das Zentrum des Handels aufzusuchen, wenn er dabei auch den einen oder den andern Kreuzer weniger Gewinn an der Fracht hat; der Gewinn an Zeit und die Minderung anderer Unkosten gleichen das gewiss wieder aus. Dass Neuzsöny und Gönyö gegenüber Raab sich zu keiner Spur von Bedeutung erheben konnten, trotzdem sie mit Magazinen versehen sind und trotzdem durch eine Aufstapelung und Umladung an diesen Orten die Hin- und Rückfracht zwischen Gönyö und Raab gespart würde, zeugt genügend davon, dass ein Platz mit organisirtem Handel grössere Vortheile bietet, als die Abkürzung und Minderung der Fracht. Pest hatte einen ähnlichen Concurrenten in Téteny, wie Raab in den genannten Orten deren zwei hatte. Aber auch Téteny hat ebensowenig vermocht, dem Pester Handel Abbruch zu thun und ihn zu sich herüber zu ziehen. Téteny liegt an der Donau unterhalb Pest. Die Südbahn von Ofen nach Triest berührt hier die Donau unmittelbar. Man wird also bei jenen Waaren, welche aus der Gegend von Baja und weiter aufwärts die Donau hinauf kommen, um mit der Südbahn weiter befördert zu werden, sowohl die Fracht von Téteny nach Ofen, wie die Ofener Pflastermauth, als auch die Fracht von Ofen nach Téteny auf der Eisenbahn sparen, wenn man diese Waare in Téteny, anstatt in Ofen umladet. Allein alle diese Vortheile waren nicht vermögend, Téteny eine Bedeutung zu geben; das Getreide geht nach wie vor nach Pest; nur Fassdauben und andere bei der Umladung und in der Conservirung weniger heikle Waaren bleiben in Téteny zur Umfrachtung.

Es scheint aber unbestreitbar zu sein, dass ein grosses Handelszentrum nicht bloss für den einzelnen Platzkaufmann der Metropole und nicht bloss für den fremden Käufer grosse Vortheile gewährt, sondern dass auch der Handel des ganzen Landes und die hinter diesem Handel stehende Production durch ein grosses Zentrum mehr gefördert wird, als durch die vielen Provinzialplätze. Ein grosser Platz hat das Gute, dass das

Ausland weithin über die Vorgänge auf demselben auf die leichteste Weise sich zu jeder Zeit unterrichten kann. Wenn der Ausländer nach einem unbedeutendern Platze sich begibt, so weiss er viel weniger, welche Geschäfte er dort wird zum Abschluss bringen können; auf dem grossen Markte dagegen kann er immer darauf rechnen, dass sich ein anderes Geschäft anstatt des ursprünglich beabsichtigten einleiten lasse, wenn dieses nicht nach Befriedigung zum Abschluss zu bringen ist. Wer kam, um Hafer oder Gerste zu kaufen, wird immer noch ein Weizengeschäft machen können, wenn er nach Pest gegangen ist, und wenn ihm die Bedingungen für Hafer und Gerste nicht zusagen. Das kann er aber nicht, wenn derselbe Fall ihm in der Slowakei begegnet. Und umgekehrt wird er an der Theiss, wo er Weizen kaufen wollte, keine Braugerste zum Ersatz handeln können, da das Unterland nur Futtergerste produzirt. In Pest aber findet er was er will; und weil er das im Voraus weiss, so wird er ohne Bedenken sich nach Pest begeben, während er vielleicht einen andern, nicht ungarischen Platz vorziehen würde, anstatt nach einem kleinern ungarischen Platze zu gehen, wo er eines erfolgreichen Handels weniger gewiss ist.

Dieses gälte für den Fall, dass Ungarn nur passiven Getreidehandel triebe. Nicht weniger wird sich bei dem activen Handel die Wage zu Gunsten des Handelszentrums neigen. Der Händler der Provinz hat meist nur ein kleines oder mittleres Geschäft; die Hauptstadt dagegen bildet das grosse heran, und das ist von grösster Wichtigkeit. Ein grosses Geschäft gilt im Auslande mehr, als mehrere kleinere, welche zusammen denselben Umfang haben. Die grosse Firma gewährt dem Ausländer mehr Sicherheit, wenigstens erweckt sie mehr Zutrauen. Besonders aber ist nur eine bedeutende Firma im Stande, den Activhandel ins Leben zu rufen und so den Absatz des inländischen Productes möglichst zu erweitern. Commissionäre, deren sich auch der kleinere Kaufmann bei seinem Handel ins Ausland bedienen könnte, zeigen selten den nöthigen Eifer und die nöthige Sorgfalt. Filialen kann aber

nur ein grösseres Geschäft gründen, und auch einen Associé im Auslande wird dieses leichter finden, als der kleine Händler.

Der Handel an einem kleinen Platze ist viel unruhiger; der Käufer tritt hier weniger regelmässig auf; und das Zusammentreffen mehrerer Abschlüsse ist hier ein viel grösseres Ereigniss; demgegenüber herrscht dann oft wieder eine absolute Geschäftslosigkeit Monate hindurch. In der Haupthandelsstadt gibt es natürlich auch flaue Tage neben den lebhaften; aber die Schwankung ist doch nicht so bedeutend; hier finden sich täglich Käufer, wenn auch noch so wenige, und hier ist immer Vorrath, wenn er auch zeitweilig nicht bedeutend ist.

Die Bedeutung eines grossen Zentrums für den ungarischen Getreidehandel ist desshalb keineswegs gering anzuschlagen, und Alles was darauf hinzielt, dieses Zentrum weiter auszubilden und zu verstärken, dürfte dem Handel des Landes nur wohlthätig sein.

Wenn aber eine Stadt des Landes dazu berufen ist, das Zentrum des Getreidehandels zu bilden, so kann es nur Pest sein. Dieses hat nicht nur ohnehin die meisten Platzconsumenten und schon dadurch das Bedürfniss nach einem grössern Getreidehandel; es besitzt ferner nicht nur die meisten Kreditinstitute, sondern auch die Transportverhältnisse machen Pest zu dem einzig günstigen Platze. Die Mündungen von vier Bahnlinien [1]) und die Donau bilden Pest zu dem Knotenpunkte von sechs Verkehrsstrahlen. Dazu hat Pest die Gunst der Lage für sich, dass es vorne auf der grossen fruchtbaren Ebene liegt, d. h. dem Absatzmarkte des Getreides am nächsten. Der fremde Käufer erreicht Pest bälder als die andern Städte des Alföld. Das meiste Getreide, vielmehr Alles was nicht über die Sau und Drau ins Ausland geht, kann den Weg über Pest nicht umgehen. Was nach Deutschland von jenen Punkten des Unterlandes geht, wo keine Flussschifffahrt ist, sucht Pest mit der Eisenbahn zu erreichen, um von Pest aus die billigere

---

1) Eigentlich nur d r e i, da die Theissbahn in Czegléd in die Staatsbahn mündet, was jedoch für den Verkehr Pests durchaus gleich ist.

Wasserfracht zu benützen. Was dagegen bis Pest auf der Donau gekommen ist, um in der Richtung nach Triest weiter zu gehen, oder um eine raschere Beförderung nach Deutschland zu finden, kann wiederum in Pest am besten zur Eisenbahn gebracht werden.

Aber eben weil Pest schon so viele natürliche Vortheile besitzt, scheint es weder nöthig noch gerechtfertigt, durch künstliche Massregeln den Unterschied zwischen Pest und den Provinzialplätzen zu Gunsten der ersten Stadt noch zu vergrössern; denn jede künstliche Begünstigung ist eine Benachtheiligung des Händlers in der Provinz, dem die Concurrenz erschwert, der Gewinn geschmälert wird.

Es ist genug für Pest geschehen, wenn nur die Hindernisse beseitigt sind, welche Pest vor den übrigen Städten des Landes zu überwinden hatte. Dahin gehören wohl auch die Differenzialfrachtsätze, welche die directe Versendung von den unterhalb Pest gelegenen Stationen begünstigen. Bei den Transportanstalten müssen freilich auch andere Normen massgebend bei der Bestimmung des Tarifs sein als jene, welche eine aller Voraussicht nach nützliche Umänderung der Organisation des Getreidehandels hervorrufen könnten. Neben der staatlichen Aufgabe hat die Bahn auch eine private, und zumal eine Privatbahn. Diese erfüllt sie unter Anderm auch dadurch, dass sie dazu anreizt, den Verkehr immer directer zu machen, anstatt der öftern Umschreibungen auf den Zwischenplätzen. —

Wenn wir die heutige Ausbildung des ungarischen Getreidehandels zu einem Theile der Vervollkommnung der Verkehrsmittel zuschrieben, so müssen wir jetzt noch des Nähern beleuchten, inwiefern dieselben eine Stütze zu gewähren im Stande sind, und wiefern sie noch nicht das geleistet haben, was man von ihnen erwartete und zu erwarten berechtigt ist.

Von den Landwegen können wir hierbei von vorneherein Umgang nehmen, da sie bereits im ersten Kapitel eine Besprechung gefunden haben; es wird daraus schon zur Genüge

klar, dass sie weniger zu den Verkehrsmitteln, als zu den Verkehrshindernissen zu rechnen sind.

Früher waren die Flüsse die einzige Strasse, auf denen man einen Verkehr in die Ferne unterhalten konnte. Aber es gibt vielleicht kein Land auf der Welt, wo die Lage der Flüsse so ungünstige Verhältnisse bewirkt, als in Ungarn. Zwar hat die Niederung verhältnissmässig viele schiffbare Flussadern; aber die Schifffahrt auf denselben hatte bis auf die neueste Zeit viele Hindernisse zu bekämpfen. Schlechtes Gefäll und widerstandlose Ufer verursachen viele Verschlammungen, und besonders die zahllosen Krümmungen machten und machen das Vorwärtskommen so schwierig [1]). Die Regulirung der Flüsse hat indess allmälig die Hauptschwierigkeiten überwunden, obschon die Hauptverkehrsader des Landes, die Donau, noch zwei ganz verwilderte, freilich auch schwer zu zähmende Strecken hat, die Strecke von Pressburg bis Gönyö und jene am eisernen Thore.

Hierin liegt jedoch der Hauptübelstand nicht. Wären die Flüsse auch technisch noch so vortrefflich für die Schifffahrt geeignet, so würden sie doch in der Volkswirthschaft nicht jene Bedeutung haben, welche man sonst von einem schiffbaren Flusse erwartet. Wir wissen wohl, dass bis vor Kurzem aller Verkehr und auch jetzt noch der grösste Theil auf den Flüssen vor sich geht. Aber die Bedeutung der Flüsse liegt nicht in ihnen selbst, sondern eben in der gänzlichen und theilweisen Unbrauchbarkeit der übrigen Verkehrsmittel. Hätte Ungarn so gute Strassen, wie die westeuropäischen Länder sie haben oder doch haben können, und wären dort die Eisenbahnen so billig wie hier, so würde man sich um die ganze Theiss wohl weniger kümmern wie jetzt.

---

1) Das Theissthal von Huszt bis Titel ist 85½ Meilen lang; vor der Regulirung aber hatte das Flussbett die Länge von 164½ M.; nach vollständiger Durchführung dieser wird es noch etwa 100 Meilen lang sein. Eine Abkürzung von 75 Meilen wird indess für möglich gehalten. S. Lónyay M., A Tiszaszabályozás története (Geschichte der Theissregulirung), in dessen Közügyekröl, S. 149.

Der Uebelstand ist der, dass die ungarischen Flüsse nicht in Kulturländer und Kulturgegenden führen, sondern immer tiefer in volkswirthschaftliche Unkultur und Unthätigkeit. Fast überall ist das Unterland eines Flusses durch Kultur vor dem Oberlande ausgezeichnet und die Strömung des Verkehrs geht meerwärts wie das Wasser, und hierin gerade liegt für ein Binnenland die Bedeutung seiner Ströme, dass diese es mit dem hochentwickelten Küstenlande und mit dem Meere, d. h. mit der ganzen Welt in Verbindung bringen. In Ungarn ist es anders. Die untern Donauländer haben nur wenig Reiz für Ungarn, um einen regen Verkehr dorthin aufzuwecken; diese Länder haben denselben Ueberfluss und denselben Mangel wie Ungarn. Das schwarze Meer und seine Länder befinden sich in derselben Lage und sind noch weniger kultivirt wie Ungarn.

Ungarns Verkehr geht westwärts. Das ungarische Meer ist nicht durch einen Fluss mit dem Inlande verbunden, sondern vielmehr durch die unwegsamsten Bergrücken von demselben getrennt. Die Sau, welche sich dieser Seite am meisten nähert, bildet fast in ihrem ganzen schiffbaren Laufe die Grenze des Reiches und besonders liegt ihre Mündung für das eigentliche Ungarn viel zu abgelegen. Es erfordert schon einen grossen Umweg, um nur in die Mündung zu gelangen und die grossen Krümmungen des Sauflusses mehren die übergrosse Entfernung nur noch mehr [1]).

Die Drau ist viel günstiger gelegen als die Sau, indem sie tiefer ins Innere des Landes dringt; dagegen entfernt sie sich um so weiter vom Meere. Sie ergänzt die Sauschifffahrt auf eine sehr vortheilhafte Weise, indem beide Flüsse ihr Hoch-

---

1) Die Schiffer rechnen von Semlin bis Sisseck 110 Meilen (Hunfalvy 78½ M.), während die geographische Entfernung nur etwa 40 Meilen beträgt; der gefügige Lehmboden und das geringe Gefäll (von Sisseck bis Semlin nur 105 Fuss) erklären die vielen Krümmungen. — Von Semlin bis Sisseck ziehen 18—20 Pferde 8000 Zentner, von dort bis Rugvicza 4000, bis Agram 2000 Ztr.

wasser und ebenso ihren niedrigen Wasserstand zu ungleicher Zeit bekommen; die südliche Sau früher, die Drau später. Hierdurch wird der fast ganz parallele Lauf beider Ströme, welcher sonst eher als eine Verschwendung der Natur erscheinen könnte, da ja beide Flüsse sich nur um wenige Meilen von einander entfernen, für den Verkehr des Landes vortheilhaft ausgenützt werden können. Uebrigens ist die Drau erst seit etwa fünf Jahren der regelmässigen Schifffahrt erschlossen [1]).

Halten wir jedoch die Theiss dagegen. Das ganze obere und mittlere Theissgebiet steht mit dem Banat in durchaus keiner Verkehrsverbindung. Die Richtung des Verkehres geht hier nach Pest und Wien; und desshalb müssen die Waaren, welche man diesem Flusse zur Beförderung übergibt, den grossen Umweg durch das Banat machen, um durch den Franzens-Kanal in die Donau und von dort aufwärts zu gelangen. Die Wasserstrasse von Szolnok nach Pest ist etwa achtmal so lang als der Landweg. Es ist aber gerade die Theissgegend jener Theil Ungarns, welcher am meisten zu der Production des Landes beizutragen im Stande ist, und gerade desshalb ist die ungünstige Richtung des Flusses um so hinderlicher für die Aufblüte des Landes.

Das geringe Gefäll der Theiss und der Donau ermöglicht übrigens eine grosse Ladung auf eine Pferdekraft, nämlich bei der Bergfahrt zu 200 Ztr.

Die Frachten stellten sich im Sommer 1866 für den Metzen Weizen bei einer vollen Ladung (5000 Metzen) für die Schleppschifffahrt in Kreuzern ö. W. folgendermassen:

---

1) Die Drauschiffe fassen bis 1000 Ztr. Die hauptsächlichste Schifffahrt geht bis Légrád und Kottori an der Mur. Durch Regulirung des Bettes wurden von 1784—1848 die $71\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb Kottori mittelst 62 Durchstichen um $24\frac{1}{2}$ Meile verkürzt. Das Gefälle auf die Meile ist 4 Fuss.

Von	nach Sisseck	Pest	Raab	Wien	Straubing
Tokay	63	60	67	89	108
Szolnok . . .	52	49	56	78	100
Szegedin . . .	42	39	46	68	88
Neu-Becse . . .	38	35	42	64	88
Semlin	33	33	40	62	91
Esseg	42	25	32	54	84
Pest	—	—	16	35	74
Raab	—	—	—	22	60

Dass das ungarische Flussnetz nicht genügen konnte, um auch nur einem halbwegs ausgebildeten Verkehr zu dienen, ergibt sich bald. Die Eisenbahnen hatten desshalb für Ungarn um so mehr Bedeutung, zumal ja die Landwege so gut wie gar nicht in Berechnung zu ziehen waren. Die Bahnen haben in der That das Innere des Landes erst zugänglich gemacht, und das ist gewiss schon Erfolg genug, ein Land dem Verkehr zu erschliessen.

Dennoch haben die grossen Hoffnungen sich vielfach getäuscht gefunden, welche von einem ungarischen Bahnnetze ein unmittelbares und grossartiges Aufblühen des Landes erwarteten. Zwar stehen die ungarischen Bahnen unendlich höher über den ungarischen Landstrassen als das Verhältniss in andern Ländern zwischen beiden Verkehrsmitteln sein mag. Aber gegen die Bahnen anderer Länder stehen sie ziemlich zurück, da sie ungleich höhere Frachtsätze haben.

Oesterreich ist überhaupt das Land der hohen Bahnfrachten. Man sagt diesem Lande nach, dass es nicht verstanden habe, auch nicht unter günstigen Verhältnissen, billig zu bauen, und man nennt auch Gründe dafür. Die ungarische Ebene ist dazu in einer sehr ungünstigen Lage, da sie so steinarm ist, und das Beschotterungsmaterial vom Rande der Ebene her geholt werden musste. Die Bahnbauten sind hier desshalb verhältnissmässig theuer zu stehengekommen, und die Zinsen dieses Kapitals sind dem entsprechend hoch. Nun hat aber

Ungarn einen sehr schwachen Verkehr. Ein inländischer Verkehr von einem Orte zum andern ist kaum auf der ersten Stufe, da ja Jeder in Ungarn mit seinem Mitbürger dieselben Producte anbaut, also denselben Ueberfluss und denselben Mangel hat; die Grundlage des Verkehrs aber ist die Verschiedenartigkeit der Producte. Der Verkehr Ungarns ist ein ausländischer, und der ist nie im Stande, wenn er auch noch so lebhaft wäre, den innern zu ersetzen. Der Güterverkehr ist also gering und desshalb fällt auf ein bestimmtes Frachtgut eine grössere Quote von der jährlichen Zinsenlast, als es bei lebhaftem Verkehr der Fall wäre.

Die Klagen über die hohen Tarife gaben die Veranlassung zu einer Enquête der Handels- und Gewerbekammern des Kaiserstaates, deren Ergebniss sich auf die einfache Anerkennung beschränkte, dass eine Verminderung der Frachtsätze nöthig sei. Die Vergleichung der Frachten auf den österreichischen mit den deutschen Bahnen wird den Beweis davon liefern, dass die Forderung eines billigern Tarifes nicht ganz unbillig ist. Die Fracht bei Körnerfrüchten in vollen Wagenladungen betrug 1865 [1]):

bei der	auf der Strecke	Kr. ö. W. pr. Z.-Ztr.	Mehlfracht
Südbahn	Wien-Gratz 30 M.	32	49
Staatsbahn . . .	Pest-Marchegg $30{,}_5$ M.	49	49
Nordbahn	Wien-Pohl 30 M.	49	49
K. Elisabethbahn	Wien-Lambach 30 M.	40	40
Theissbahn . . .	Miskolcz-Fegyvernek 30 M.	49	49
Carl-Ludwigsbahn	Lemberg-Dombica 30 M.	61	61
Dagegen:			
Preuss. Ostbahn	Frankfurt a/O.-Osiek $30{,}_{84}$ M.	26	—
Rhein-Nahebahn	Bingerbrück-Nieukerk $30{,}_{40}$ M.	26	—
Saarbahn	Trier-Bingerbrück 30 M.	30	—

1) Bericht der Oedenburger Handelskammer 1865. — Obschon die Kreuzer in Oesterr. Währung angesetzt sind, so ist doch Silber darunter zu

Es ist jedoch nicht die Höhe der Tarife allein, welche Gegenstand der Beschwerde bilden, sondern auch deren Unregelmässigkeit und Willkürlichkeit. Besonders ist dieses von den ungarischen Bahnen zu sagen. Sie lieben es, einen Winter- und einen Sommertarif zu haben, von welchen der erstere 20 bis 30 Prozent über dem andern steht, aus keinen andern Gründen, als weil im Winter die Schifffahrt nicht concurrirt. Während des Sommers dagegen gewährt die südöstliche Staatsbahn einen Tarif vom Getreide, unter Berücksichtigung freilich beträchtlicher Refactien, bis auf $0{,}_7$ Kr. von Zentner und Meile, während sie sonst das Doppelte und mehr verlangt. Die Refactie ist nicht weniger ein Grund der Klage; der Nachlass, der in der Form von Refactie gewährt wird und oft bis zu 20 und 30 Prozent des Tarifsatzes geht, ist keine Ermässigung des Frachtsatzes, sondern nur eine Privatbegünstigung, da sie nur auf besondere Bewerbung gegeben wird. Auch bei Gewährung der Refactie muss die volle Fracht eingezahlt werden, da nur am Directionssitze über die Refactie entschieden wird, und deren Höhe nur hier bekannt ist. Der bewilligte Nachlass wird erst nach Ablauf einer gewissen Zeit zurückgezahlt. Da die Gewährung der Refactie ganz von dem Belieben der Direction abhängt, so dass sie weder Jedem, selbst unter gleichen Umständen, noch zu jeder Zeit zugestanden wird und nicht in die Oeffentlichkeit gelangt, so ist die Unzufriedenheit des Publikums nicht ganz ungerechtfertigt.

Man schreibt die Höhe der Bahntarife zum grossen Theile dem Conzessions-Systeme zu. Der österreichische Staat hat sich zu Bedingungen herbeilassen müssen, um das nöthige Kapital in die Bahnbauten zu ziehen, dass durch dieselben viele Vortheile wieder verloren gehen, welche sonst im Gefolge eines Bahnsystems sich einzustellen pflegen. Gerade in der Zeit, als der Bahnbau in Oesterreich die grössten Dimensionen annahm, traten so ungünstige Verhältnisse zusammen, welche man nur

verstehen, da die Verkehrsanstalten das Disagio des Papiergeldes durch einen monatlich zu bestimmenden Zuschlag ausgleichen.

durch ein Uebermass von Conzessionen überwinden konnte: die Genehmigung hoher Frachtsätze von Seiten des Staates ist nicht die geringste und nicht die am wenigsten nachtheilige unter denselben. Zwar sind die wirklichen Tarifsätze der Bahnen meist unter jenem Satze, welchen diese kraft der Conzessionsurkunde aufzustellen berechtigt sind. Allein dennoch beklagt man sich, dass sich der Staat nicht das Recht vorbehalten habe, auch die Höhe der geltenden Tarife noch herabzudrücken. Ob es möglich wäre, die Frachten noch weiter zu ermässigen, ohne dem Erträgnisse der Verkehrsanstalten grossen Abbruch zu thun, wissen wir nicht. Man beruft sich wohl leicht darauf, bei billigen Tarifen würde sich der Verkehr heben und somit den Anstalten durch mehrere kleine Gewinne die wenigen grossen ersetzt werden. Es ist gewiss zu erwarten, dass sich der Verkehr dann heben würde; aber es kommt nur darauf an, ob er sich so sehr heben wird, um wirklich den Ausfall zu decken, und gerade dieses ist nicht so ganz ausgemacht, und schwerlich wird es anders als auf dem Wege der Probe auszumachen sein.

Die hohen Frachten der Transportanstalten erhöhen die Differenz des Getreidepreises am Erzeugungs- und am Verzehrungsorte. Da aber die Nachfrage nach ungarischem Getreide im Ganzen im Auslande schwächer — weniger intensiv, wenn auch nicht weniger extensiv — ist, wie das Angebot des Produzenten, da der ausländische Consument auch anderes Getreide findet, der ungarische Produzent aber in jedem Falle verkaufen muss, so wird die hohe Fracht mehr von dem produzirenden als von dem consumirenden Lande getragen werden. Die Wirkung der hohen Fracht wird besser gekennzeichnet als eine Entwerthung des Getreides in Ungarn, denn als eine Vertheurung desselben im Auslande.

Die hohen Frachten sind einer Steuer gleich, welche keineswegs gering ist und die neben den Staatssteuern nicht wenig zur fernern Entwerthung des Bodens beiträgt [1]).

1) Von Szegedin bis Salzburg ist die Entfernung $103^{1}/_{2}$ Meile. Denken wir uns anstatt des Tarifsatzes von 1,00 Kr. von Ztr. und M. einen solchen

Wir haben die Besprechung des Getreidehandels damit eingeleitet, dass wir seinen Einfluss hervorhoben, den er auf die Production des Landes geäussert hat. Wir schliessen mit der Wiederholung jener Behauptung. Was die Production Ungarns in den letzten zwei Jahrzehnten so gewaltig gehoben hat, ist nicht der eiserne Pflug, nicht die bessere Behandlung des Ackers, nicht die Aufbrechung der Hutweide. Warum brach man denn die Hutweide auf, warum war man fleissiger auf seinem Felde, warum griff man zu den bessern Werkzeugen? Der auflebende Getreidehandel war es, welcher diese Umgestaltungen räthlich machte. Hätte sich in Ungarn dieser Handel nicht organisirt, so würde sich der Export des Landes vielleicht nicht zur halben Bedeutung erhoben haben. Das Ausland hätte Ungarn nur aufgesucht, wenn es durch Noth dahin wäre getrieben worden; denn ohne einen ausgebildeten Stand von Getreidehändlern wäre der Getreideverkehr mit Ungarn nur unerquicklich gewesen. Und selbst wenn sich das Ausland allmälig auch ohne den ungarischen Getreidehändler an das ungarische Getreide gewöhnt hätte, so würde der Absatz des letztern doch hinter dem zurückstehen, den der einheimische Getreidehändler bewirkt, besonders wenn er im Auslande als activer Händler auftritt.

Wohl ist es wahr, dass der Getreidehandel nur vermitteln kann, dass er nichts weiter zu thun im Stande ist, als das Getreide von dort zu nehmen, wo es zu viel, und es dort hinzustellen, wo es zu wenig ist. Wo im Auslande kein Bedarf nach ungarischem Getreide vorhanden ist, und wo in Ungarn keine

von 0,80 Kr. ö. W. für Getreide in vollen Wagenladungen, so würde das Getreide um 21 Kr. billiger nach der österreichischen Grenze verfahren werden. Wir rechnen, dass von dieser Frachtermässigung etwa 9 Kr. dem Consumenten zu Gute kommen, indem er um diese Summe das Getreide jetzt billiger erhält, dass aber 12 Kr. davon der Produzent geniesst, indem er um diesen Betrag den Preis seines Getreides zu steigern vermag. Wenn nun im Durchschnitt jedes Jahr $8^1/_2$ Metzen Getreide vom Joch gezogen werden, so wird der reine Ertrag nach der Ermässigung der Fracht um 1 fl. grösser sein wie vordem; kapitalisirt man diesen Gulden zu 6 %, so ergibt sich eine Werthsteigerung des Bodens um $16^2/_3$ fl. das Joch.

überschüssige Production erzielt wird, da hört auch der Getreidehandel auf. Aber darin liegt die Bedeutung des Getreidehandels, dass er die Anhäufungen und Lücken der Production heraus s u c h t und sie auszugleichen bestrebt ist. Ohne den Getreidehandel würden viel mehr Lücken unausgefüllt und viel mehr Anhäufungen unabgetragen bleiben. Das ist für ein kornausführendes Land so viel als Mehrung des Absatzes. Der Getreidehandel m a c h t keine Lücken, um die Ueberproduction in dieselben hinein zu schütten; er sucht sie nur auf und findet sie besser; und desshalb wird er mehr Waare unterbringen, wenn auch diese Lücken im Auslande nicht gerade grösser werden.

Würde wohl ein einziger Metzen ungarischen Getreides in den drei letzten Jahren über die Zollvereinsgrenze gegangen sein, wenn der ungarische Getreidehandel jetzt noch auf derselben Stufe stände, wie vor zwanzig Jahren? Wir glauben kaum.

Wir möchten den ungarischen Getreidehandel zu den Hauptgegenständen der ungarischen Landwirthschaft rechnen; wir haben es bereits gethan, indem wir ihn hier zum Gegenstande der Besprechung gemacht haben. Wie die heutige Getreideproduction Ungarns in so hohem Grade in Abhängigkeit vom Getreidehandel steht, so wird auch die Zukunft jener stark von den Massnahmen beeinflusst werden, welche die Hebung oder Schwächung des Getreidehandels zur Folge haben.

Es drängt uns, das Wort zu wiederholen, dass man nirgends mehr Gelegenheit hat, sich von der grossen Bedeutung des organisirten Handels zu überzeugen als dort, wo man es leicht hat, die Zustände mit jenen zu vergleichen, in denen man sich noch nicht eines solchen erfreute.

Dreizehntes Kapitel.

Die Handelsgewächse[1]).

Wenn sich die Exportfähigkeit eines Productes bloss nach dessen Transportfähigkeit richtete, so wären die Handelsgewächse mehr wie die übrigen Früchte geeignet für jene Zonen, welche vom Weltmarkte weiter abliegen und deren Producte desshalb einen langen Weg zurücklegen müssen, bevor sie am Bestimmungsorte angelangt sind.

Es ist aber das geringere Volumen einer Waare nicht allein bestimmend, um dieselbe aus den innern in die äussern Kreise der Weltwirthschaft zu drängen. Das Klima hat hier auch ein Wort mitzusprechen. Und in soweit der Anbau von Handelsgewächsen ein grösseres Kapital erfordert, wenn auch nur so viel, um dem Landwirth zu erlauben, auf einige Jahre auf den Gewinn zu verzichten, wie beim Wein-, Seiden- und Hopfenbau, insofern wird die betreffende Kultur weniger für ein kapitalarmes Land geeignet sein. Ein intensiver Anbau, und das ist der Anbau der Handelsgewächse grösstentheils, passt weniger für ein Land, in dem die extensive Wirthschaft noch die naturgemässere ist. Nicht allein, dass hier die Arbeit theurer ist; sie ist auch weniger sorgfältig und nett, und Handelsartikel verlangen vor Allem den äussern Anstrich.

Wenn auch das Klima Ungarns vielen Handelsgewächsen recht zusagend ist, so erzeugt dieses Land doch so gut wie keine vortreffliche Waare. Seide, Tabak und Wein haben hier einen Boden, wie er nur zu wünschen ist; allein die erstere kann kaum Fuss fassen; der andere, wo er gebaut wird, bleibt von der geringsten Qualität, und der Wein, der hochgerühmte, macht neben seines Gleichen den Eindruck eines zwar grossen, aber auch eines verkommenen Genies. Ausgezeichnete Leistungen sind erst dann

---

1) Wir fassen unter dieser Bezeichnung alle landwirthschaftlichen Producte zusammen, welche nicht Futtergewächse und Körnerfrüchte sind; also neben den Oelsaaten, Gespinnstpflanzen u. s. w. auch den Wein, Maulbeerpflanzung u. dgl.

vom Lande Ungarn zu erwarten, wenn das Volk mehr und mehr in der Schule der Arbeit und Gewerbthätigkeit erzogen ist. Auf der andern Seite wiederum wäre man eben so berechtigt zu sagen, dass eben durch den Fleiss und die Sorgfalt beim Anbau der Handelsgewächse das Volk sich zur Arbeitstüchtigkeit erziehen solle.

Nachdem wir gezeigt haben, dass Futterbau und Viehzucht auf der ungarischen Ebene im Ganzen eine ungünstige Lage haben und dass der Getreidebau in den letzten Jahren aufgehört hat einträglich zu sein, bleibt die Frage noch offen, in wiefern der Anbau der Handelsgewächse im Stande sein dürfte, einen höhern Ertrag abzuwerfen. Man sieht die Nothwendigkeit ein, den Getreidebau einzuschränken und auf den Anbau von anderen Producten hinzuarbeiten. Aber von dem Anbau der Handelsgewächse kann nur in sehr beschränktem Masse die Rede sein. Handelsgewächse haben selten einen grossen, wenn auch einen weit ausgedehnten Markt. In Ungarn aber heisst der Anbau eines Productes immer eine Massenproduction. Wenn ein Bauer dort von dem Anbau einer Pflanze Gewinn zieht, wenn für den Einen die Verhältnisse günstig sind, so liegt selten viel Grund vor, warum nicht ein jeder Bauer in dieselbe Lage kommen könnte, bei dem betreffenden Anbau ebenfalls grossen Gewinn zu machen. In Ungarn sind die Verhältnisse von Boden und Klima viel zu gleichmässig. Was Einem nützt, kann hier Allen nützen.

Eine Abhülfe gegen die Unrentabilität des Getreidebaues kann in dem Uebergange zum Anbau von Handelsgewächsen nur in engen Grenzen liegen. Wollten sich Viele den Handelspflanzen zuwenden, so würde man mit demselben Elend bei den Handelsproducten beginnen, mit welchem man im Getreidebau aufgehört hat: mit der Ueberproduction und unverhältnissmässigen Concurrenz, also mit der Unrentabilität. Die Mannigfaltigkeit fehlt in Ungarn nicht nur in der Gegend, in Klima und Boden, sondern auch, als Folge davon, in den Producten. Wie jene Pflanzenarten, welche im wilden Zustande auf der Ebene gedeihen, auf derselben aller Orten wuchern und

nur wenig andere Arten neben sich dulden, so geht es auch mit den künstlich angebauten Pflanzen: ihre Zahl ist gering, weil die ungarische Ebene nur einen botanischen Standort hat; aber was einmal auf diesem eine feste Wurzel gefasst hat, das überwuchert sehr gerne.

Entweder ist die Concurrenz des ungarischen Produzenten gänzlich unbedeutend, oder, wenn sie einen höhern Grad erreicht hat, hat sie eine grosse Hinneigung, erdrückend zu wirken. Das ist eine weitere Fortsetzung der unvermittelten, wenigstens schwach vermittelten Gegensätze, welche die ungarische Volkswirthschaft so sehr charakterisiren. —

Es würde weder in unsern Kräften liegen, eine Darstellung des Anbaues aller einzelnen Handelsgewächse zu geben, noch könnte es unserer Absicht entsprechen, da wir die ungarische Landwirthschaft keineswegs im Detail schildern, sondern nur ihre Bedeutung für In- und Ausland im Ganzen würdigen wollten. Wir beschränken uns desshalb auf die hauptsächlichsten Producte.

Der Tabak.

Vom Tabak hat man nicht mit Unrecht gesagt, dass er dem Ungarn ausser der Verfassung das Theuerste sei; doppelt theuer aber mag er ihm geworden sein, seitdem die Einführung des Monopols ihm die freie Production dieses Krautes verboten hat. Das Tabakemonopol, welches in Oesterreich bereits seit zweihundert Jahren besteht und allmälig über alle Länder der österreichischen Monarchie ausgedehnt wurde, traf Ungarn bei Durchführung der Zentralisation im Jahre 1851. Seitdem durfte nur mit Bewilligung des Aerars auf einer bestimmten, sehr beschränkten Fläche der Tabak angebaut werden. Das Aerar war der einzige Käufer der Ernte und bestimmte die Preise einseitig. Eine strenge Ueberwachung der mit Tabak angebauten Fläche wie der eingeheimsten Fechsung musste sich der Produzent gefallen lassen, wie er sich nicht weniger an bestimmte oft sehr lästige Bedingungen zu halten hatte. Der Bauer hätte sich wohl die Ueberwachung und die lästigen Bedingungen immerhin gefallen lassen, wenn ihm nur der Anbau überhaupt

wäre erlaubt worden; allein das ging eben nicht gut, denn man konnte nur dort die Anbaulizenz geben, wo mehrere Tabaksbauer nebeneinander sich befanden, weil ein einzeln und abseits gelegenes Grundstück die Ueberwachung nicht thunlich gemacht hätte. Und hauptsächlich wollte das Aerar nicht eine grössere Production zugestehen, als es auf inländische Consumtion rechnen konnte; denn da es die ganze Ernte des Jahres zu einem bestimmten Preise übernehmen musste, so hätte es den Ueberschuss im Auslande müssen suchen abzusetzen; ein vielleicht nicht lohnendes, aber jedenfalls lästiges Geschäft für ein Aerar.

Wer aber die Lizenz zum Anbau des Tabaks erhielt, der hatte einigen Ersatz für die unselbstständige Stellung, in welche das Monopol den Tabaksbauer versetzte. Er hatte jetzt einen sichern Abnehmer, der ihm immer einen guten Preis zahlte, und er fiel nicht mehr in die Hände des Speculanten, der ihm früher seine Waare so leicht zu Spottpreisen abzudrücken vermochte. Was damals der Getreidehandel war, das galt auch vom Tabakshandel: der eine und der andere war viel zu oft nichts weiter, als eine freiwillige Execution in Folge nicht rückgezahlter Vorschüsse, welche vom Darleiher gewöhnlich nur in der Voraussetzung gegeben waren, zur Zeit der Ernte den unglücklichen Schuldner zu Nothverkäufen zu prellen. Damals war die Organisation im Getreide- wie auch im Tabakshandel nur organisirter Wucher, und dieses war eben nur darum möglich, weil es sonst an einer Organisation im Handel fehlte.

In dem ersten Jahre nach Einführung des Monopols nahm freilich die mit Tabak bebaute Fläche enorm ab. Wahrscheinlich hatte man sich die Unbequemlichkeiten des Monopols allzugross vorgestellt. In den folgenden Jahren nahm daher die Zahl der Anbauer und auch die angebaute Fläche wieder bedeutend zu, so dass man bald wieder die Höhe der alten Production erreichte. Nur gewechselt hatte man seine Kunden, indem man früher viel Waare ins Ausland schickte, wenn auch damals schon das österreichische Aerar der Hauptabnehmer war. Die Production an ungarischem Tabak von 1836—1847 wird aus folgenden Zahlen erhellen.

Nach amtlichen Handelsausweisen wurden in genannter Periode jährlich ins österreichische Ausland geführt 66,305 Ztr.
das österreichische Aerar kaufte an . . . . 263,103 „

Summa des Exports aus Ungarn 329,408 „

Für inländischen Consum und Contrebande ist wenigstens zu berechnen . . . . 130,592 „

Summa der Production 460,000 „

Seit Einführung des Monopols dagegen zeigt sich die Production aus folgender Tabelle 1). Es gab

im Einlösungsjahre	Anbauer	Anbaufläche in Jochen	Eingeliefertes Product Ztr.	Preis des Ztrs.		1 Joch trug	
				fl. C.M.	kr.	Ztr.	fl. C.M.
1851	40,489	35,145	271,649	6	30	7,70	49,4
1852	56,200	41,416	213,937	8	1	5,16	41,0
1853	72,115	44,961	481,477	8	9	10,70	85,3
1854	79,941	49,898	518,352	8	33	10,38	87,2
1855	78,142	50,146	529,352	8	49	10,55	91,5
1856	85,578	60,244	489,916	9	11	8,13	73,4
1857	108,031	89,464	704,068	9	7	7,87	70,7
1858	124,495	125,712	1,479,941	7	58	11,77	92,4
Durchschnitt	80,624	62,123	586,087	8	22	9,42	79,3

Von der Fläche von 62,123 Joch entfielen durchschnittlich 1304 Joch auf Siebenbürgen, 941 auf Kroato-Slavonien; das Uebrige auf das eigentliche Ungarn.

Die Ausdehnung der Conzessionen und die überaus günstige Ernte des Jahres 1858 brachte das Aerar in grosse Verlegenheit. Der Bedarf der Tabaksregie war auf mehrere Jahre gedeckt, die Magazine überfüllt. Man beschränkte jetzt den Anbau für das folgende Jahr auf 68,042 Joch, wobei 50,019 Anbauer betheiligt waren 2).

1) Lónyay, Közügyekröl, S. 294.

2) Wenn wir nicht irren, so zahlte die Regierung eine Entschädigung von 20 Gulden auf das Joch, dem sie die Anbaulizenz entzog. Die Aufregung wegen

Es ist aus der vorgelegten Tabelle ersichtlich, dass das Tabaksmonopol die Ausdehnung des Tabaksbaues nicht gehindert hat, sondern dass sich die Production im Durchschnitt von 1851—1858 gegen jenen von 1836—1847 um mehr als 100,000 Ztr. gehoben hat. Geschadet hat dasselbe ohne Zweifel dennoch. Ungarn hatte durch dasselbe seinen Absatz nach den italienischen Staaten und Frankreich für die dortige Regie und auch nach Deutschland verloren; es hätte ohne Monopol neben dem inländischen (österreichischen) Absatze auch den Export nach dem Auslande mehren können.

Seit 1860 werden nun freilich auch Conzessionen zum Anbau für den Export gegeben. Anfangs waren leider die Controlmassregeln und die Bedingungen so verleidend, dass nur Wenige sich um die Conzessionen für den Exportbau bewarben [1]). Allmälig jedoch ist eine Besserung eingetreten, und die nächste Zukunft wird hoffentlich dem ungarischen Tabak im Auslande einen zufriedenstellenden Absatz geben. Wir stellen nachstehend den Export Oesterreichs und die Production für

---

der Einschränkung des Anbaues war so gross, dass die Regierung zu diesem bedeutenden Opfer sich verstand, trotzdem sie gar nicht dazu verpflichtet war, indem sie ja die Lizenz jedesmal nur auf ein Jahr austheilte. Dennoch beschwichtigte jene Massregel die Gemüther nur wenig.

1) Man bestimmte die Zeit für die Einlieferung des gebüschelten Tabaks zu früh (Dezember und Januar) und strafte jede Woche über den Endtermin mit 1 fl. pro Zentner; die Anbauer für das Aerar hatten viel länger Zeit. Die Exporthändler wurden nicht weniger mit viel zu umständlicher Sicherstellung belästigt. Siehe Jahresbericht der Pest-Ofener Handelskammer 1860—1862, S. 72 ff. Auch empfand es der Exportbauer besonders lästig, dass die Conzession jedesmal nur auf ein Jahr gegeben wurde. Hier konnte ihm nach einem Missjahre die Gelegenheit genommen werden, durch wiederholten Anbau unter günstigen Verhältnissen den erlittenen Verlust wieder gut zu machen. Die nöthigen Vorrichtungen blieben gewiss unvollkommener, wo man nur die Lizenz für ein Jahr hatte, als wo man mehrere Jahre hintereinander bauen konnte. Auch ist es nur im letzten Falle möglich, im Voraus mit dem Auslande Abschlüsse zu machen. Durch Finanz-Ministerialerlass vom 2. Februar 1864 wurden die Finanzdirectionen und Directionsabtheilungen ermächtigt, Conzessionen bis zu fünf Jahren zu ertheilen, und zwar den Exportpflanzern unmittelbar, den Regiepflanzern im Einvernehmen mit den Einlösungsämtern und der Zentraldirection der Tabaksfabriken.

Export in Ungarn neben einander. Selbstverständlich kommt die Production für Export nicht immer, und nie in demselben Jahre zur Ausfuhr, und dagegen gibt es auch manche Ausfuhr, wo nicht für den Export, sondern für das Aerar produzirt wurde, wenn nämlich das Aerar die ganze Fechsung nicht im Inlande unterbringen kann.

	Oesterreich exportirte Tabak roh	Oesterreich exportirte Tabak Fabrikat	Ungarn produzirte für den Export
1860	— Ztr.	— Ztr.	3,500 Ztr.
1861	51,726 „	76 „	11,000 „
1862	38,614 „	326 „	30,000 „
1863	71,501 „	283 „	50,000 „
1864	81,983 „	5977 „	200,000 „
1865	158,278 „	2923 „	320,000 „

Im Jahre 1864 bezog das Aerar von Ungarn 840,000 Ztr., so dass sich für dieses Jahr die Gesammtfechsung Ungarns auf 1,040,000 Ztr. belief.

Noch mehr zeigen sich die vortheilhaften Folgen der Verordnung vom Jahre 1860, die Erlaubniss von Exportanbau betreffend, wenn man die vom Aerar bewilligten Preise mit jenen vergleicht, welche der Exporthändler gab. Die Preise stellten sich vom Zentner

	beim Exporteur	beim Aerar
1860 im Durchschnitt auf	13½ fl.	8½—9 fl.
1861 „ „ „	12 — 13½ „	8½—9 „
„ exquisit. Debrecziner	18 — 20 „	
1862 Durchschnitt	12 — 15 „	8½—9 „
„ exquisit. Debrecziner	15 — 18 „	
1863 Durchschnitt	11 — 14 „	8½—9½ „
„ exquisit. Debrecziner	bis 15 „	
1864 Durchschnitt	8 — 13 „	9½—10½ „
„ exquisit. Debrecziner	13½—14 „	

Anders dagegen steht es um das Jahr 1865; der grossen Production von Exporttabak entsprach kein Bedürfniss im Aus-

lande, und die Preise sanken desshalb so sehr, dass man bei den Exporthändlern selbst zu 6 und $6^1/_2$ fl. nicht immer absetzen konnte, während das Aerar die gewöhnlichen Preise zahlte.

Hier zeigte sich schon, was wir zu Eingang dieses Kapitels erwähnten, dass der Anbau von Handelsgewächsen, wenn er überhaupt lohnend ist, in Ungarn eine grössere Tendenz hat, durch eine Massenproduction sich selbst den Gewinn zu verderben, weil das, was für den einen ein Grund ist, sich einer gewissen Production zuzuwenden, fast in gleichem Grade für die ganze Ebene und für jeden Landwirth auf derselben gilt.

Dennoch wäre diese Ueberproduction des Jahres 1865 wohl keine solche gewesen, wenn nicht Ungarn durch die ersten zehn Jahre des Monopols seinen Absatz im Auslande ganz und gar verloren hätte. Es musste sich seit 1860 einen solchen erst wieder ganz von neuem schaffen, und es ist die Production eben schneller angewachsen, als es möglich wurde den Markt zu erweitern. Nicht die Grösse der Production an sich war es, welche die Preise so drückte, sondern das geringe Absatzfeld, das sich Ungarn bisher erst erworben hatte.

Die ungarischen Tabake sind zum weitaus grössten Theile ordinär. Der Grund hiervon liegt wohl weniger im Klima, als in einer weniger sorgfältigen Behandlung der Pflanze. Wenn der ausgebildetere Exporthandel, welcher vorzüglich die bessern Qualitäten begünstigt, die Differenz im Preise je nach der Güte der Waare steigern wird, so wird man schon von selbst zur bessern Behandlung der Tabake sich bewogen finden [1]. Man

1) Der von Graf Apponyi 1864 gegründete Tabaksbauverein setzt sich das Ziel, vorzüglich auf die Production feinerer Sorten hinzuwirken. Mitglied kann werden, wer entweder allein oder in Verbindung mit Andern eine Fläche von wenigstens 30 Joch anbaut. Die Gesellschaft hat eigene Magazine, in welchen das Product so lange aufbewahrt wird, bis der Export angezeigt scheint. Die Waare wird von der Gesellschaft bei der Einlieferung baar eingelöst, so dass die Produzenten immer und bald den Abnehmer finden. Gewinn und Verlust wird unter die Theilnehmer vertheilt. — Auch diesem Verein liegt mehr Patriotismus als Privatspeculation zu Grunde.

klagt das Monopol an, dass es dieses bisher verhindert habe, indem das Aerar einen gar zu geringen Unterschied im Preise zu Gunsten der bessern Sorten bewilligte.

Der Anbau des Tabaks geschieht, der Natur der Sache gemäss, ganz im Kleinen. Wenn dagegen Jemand eine Lizenz für eine grössere Fläche erlangt [1]), so lässt er dieselbe mit Theilbauern besetzen und anbauen, welche die Hälfte des Rohertrages an den Pachtlasser abgeben. Da sich der Rohertrag vom Joch zwischen 70 und 80 fl. stellt, so entfällt also eine Pacht von etwa 35—40 fl. Dafür gibt jedoch der Pachtlasser den Theilbauern (Tabaksgärtner oder Kertés genannt) häufig noch einige kleinere Reichnisse.

Im Jahre 1859 ergab sich folgendes Anbauverhältniss. Es gab

Anbauer				im Ganzen	
43,890	(87,7 %)	bis zu 2 Joch	mit	28,400 Joch	(41,8 %)
4,585	(9,2 %)	von 2—5 „	„	14,235 „	(20,9 %)
1,465	(2,9 %)	„ 5—50 „	„	16,140 „	(23,7 %)
79	(0,2 %)	über 50 „	„	9,267 „	(13,6 %)
50,019	(100 %)	—	— „	68,042 „	(100 %)

Der Reps.

Ungarn zieht sowohl den Rübsen wie den Kohlreps; der erstere ist besonders im Banat zu Hause, der andere dagegen im eigentlichen Alföld und in der Gegend von Stuhlweissenburg.

Der Anbau des Repses ist erst seit etwa dreissig bis vierzig Jahren etwas Allgemeines in Ungarn. Zwar gab es vielleicht keine zweite Frucht, für welche der noch unerschöpfte jungfräuliche Boden des Landes so sehr gepasst hätte, wie gerade

1) Eine solche Lizenz wird zwar immer nur auf ein Jahr gegeben. Da man jedoch ohne besondere Gründe dieselbe in der Folge nicht verweigert, wo sie einmal ertheilt ist, so kommt es in der Praxis so heraus, als wenn das betreffende Gut die Lizenz zum Anbau von so oder so vielen Jochen besässe. Ein solches Gut erzielt desshalb in Anbetracht der grossen Rente des Tabaksbaues nicht nur einen höhern Pacht-, sondern selbst einen höhern Kaufpreis.

der Reps. Aber andere Gegenwirkungen haben bis jetzt noch verhindert, dass er sich in entsprechendem Masse ausgedehnt hätte.

Zunächst ist das Klima dem Repsbau recht ungünstig; die Nachfröste bringen der Saat das meiste Verderben. Besonders aber ist für den Sommerreps auf der grossen Ebene gar kein Aufkommen. (Vgl. die auf S. 323 f. angeführten Resultate.) Mehr aber als im Klima liegt in der Art des Anbaues der Grund des häufigen Misslingens und des durchschnittlich niedrigen Ertrages. Der Repsbau erfordert mehr als einen guten Boden; er fordert vor allem eine sehr sorgfältige und eine tiefe Bearbeitung, und beides verträgt sich mit der extensiven Kultur schlecht.

So stellen sich zwei Missverhältnisse zu Ungunsten des ungarischen Repsbaues heraus. Die Qualität des ungarischen Productes ist viel geringer als die des ausländischen. Der Samen ist z. B. um etwa zehn Prozent weniger ölhaltig als der böhmische. Dazu kommt noch ein schlechter Drusch, eine sehr unvollkommene Reinigung und meist eine schädliche Aufbewahrungsweise, da dem Bauern hierzu geeignete Räumlichkeiten fehlen [1]). Neben der Qualität aber ist die Menge des Productes eine nur mittelmässige. Wenn auch einzelne Ernten zwanzig Metzen vom Joch liefern, ohne dass der Anbauer sich gerade ein besonderes Verdienst in Betreff fleissiger und guter Bearbeitung zuschreiben darf, so giebt es dem gegenüber allzuviele Missernten, wo man, wie 1852 im Alföld, in einem ganzen Landstriche nur 2—4 Metzen erzielt. Der Durchschnitt stellt sich desshalb sehr niedrig. Dennoch aber würde der Repsbau immerhin einträglich sein, wenn man jährlich den mittlern Durchschnitt erzielte; allein das Schwanken ist für den Handel und die Production allzuschädlich; es verhindert die Schaffung eines regelmässigen Absatzgebietes und bereitet desshalb in den günstigen Jahren fast so viel Verlegenheit als Segen.

Wie stark die Schwankungen der Repsproduction in den

---

1) Jahresbericht der Pest-Ofener Handelskammer 1860—1862, S. 40.

einzelnen Jahren auftreten, zeigt folgende, so viel wie möglich zuverlässige Schätzung [1]), nach welcher erzeugt wurden:

1854:	250,000 Metzen	1860:	1,400,000 Metzen
1855:	400,000 „	1861:	700,000 „
1856:	600.000 „	1862:	200,000 „
1857:	2,000,000 „	1863:	150,000 „
1858:	300,000 „	1864:	1,300,000 „
1859:	800,000 „	1865:	300,000 „

Im Durchschnitt entfällt also auf das Jahr eine Ernte von 700,000 Metzen, was den inländischen Verbrauch nicht bedeutend übersteigen dürfte. Freilich ist der Export grösser als der Ueberschuss der Production über den eigenen Bedarf, da viel Oelsaat in die deutschen Provinzen geschickt wird, um dort geschlagen zu werden, worauf sie als Oel wieder nach Ungarn zurückkommt. Besonders die feineren Oele muss Ungarn aus dem Auslande beziehen.

Das durchschnittliche Schwankungsverhältniss beim Repsbau stellt sich nach obigen Zahlen auf die beträchtliche Höhe von $64{,}_3$ Prozent [2]), so dass der Repsanbau fast mehr als ein landwirthschaftliches Productions s p i e l, denn als ein sicherer Productionszweig erscheint.

Um das Jahr 1848 glaubte man im Repsbau eine Hauptproduction der ungarischen Landwirthschaft zu bekommen; allein diese Hoffnung hat sich wenig bewährt, vielmehr wurde der Anbau der Oelfrucht in Folge der hohen Getreidepreise mehr und mehr zurückgedrängt. Seitdem aber das Getreide so tief herabsank, litt das Land mit Ausnahme zweier Jahre (1860 und 1864) beständig an Missernten. Die häufige Wiederkehr derselben mag vielleicht mehr von dem grössern Anbau der Oelsaat abgeschreckt haben, als das günstigere Verhältniss des

1) Jahresberichte über den Pester Productenhandel in dem Pester Lloyd.

2) Die Summe der Abweichungen vom jährlichen Durchschnitt ist 5,400,000 M., die Gesammtproduction der 12 Jahre 8,400,000 M. Das Schwankungsverhältniss also $\frac{54}{84}$ oder $64{,}_3$ %.

Reps- zum Getreidepreise zu demselben verlocken konnte. Dass eine mittlere Repsernte höhern Reinertrag abwirft, als eine gute Getreideernte, ist für den ungarischen Landwirth ausgemacht; allein er hat weniger Zuversicht auf jene als auf diese.

Die Hauptsitze der Repsproduction sind das Stuhlweissenburger Comitat, das Banat und ein Theil des Alföld: im Ganzen genommen sind die Reps bauenden Gegenden gerade die höchst entwickelten der grossen Ebene. Wir halten dieses nicht für Zufall, sondern in der Natur des Repsbaues begründet, welche schon eine höhere und eine intensivere Kultur erfordert. Freilich ist seit dem allgemeinern Aufbruch der Hutweide der Schwerpunkt des Repsbaues etwas verrückt worden. Die noch nicht geschwächte Kraft der erst jüngst dem Pfluge unterworfenen Puszta musste dem Repsbau vor Allem dienen, und er war dort immer am stärksten, wo man gerade die meisten Puszten aufgebrochen hatte. Wäre hierdurch nicht der Anbau des Repses erhalten worden, so würde er durch die im Verhältniss zum Getreide ungünstigen Preisverhältnisse des vorigen und durch die Missernten des laufenden Jahrzehents nur zu um so geringerer Bedeutung gesunken sein. Wenn aber der Repsbau einen dauernden Boden auf der grossen Ebene haben soll, so wird man ihn auf eine andere Unterlage stellen müssen, als auf die vorübergehende grosse Fruchtbarkeit des jungen noch unerschöpften Ackerfeldes. Will man dem ungünstigen Einfluss des Klimas die Spitze abbrechen, so wird es nur durch eine bessere und tiefergehende Bearbeitung des Bodens einigermassen möglich sein.

Der Wein.

Wenn irgend ein Product den deutlichen Beweis liefert, dass zu dessen Gedeihen mehr gehört, als bloss ein günstiges Klima, und dass der Anbau von Handelsgewächsen nur dann für die Region der extensiven Landwirthschaft passt, wenn nur wenig Sorgfalt für den Anbau der Pflanze erfordert

wird, und wenn schon ein geringerer Kulturgrad hinreicht, um diese Sorgfalt ins Leben zu rufen und zu erhalten, — so ist es der Wein.

Wer hätte nicht schon in Versen und in Prosa vom feurigen Ungarwein gehört? Und wer theilte nicht die Ueberzeugung, dass der Tokajer der König der Weine in Europa sei? Wie Viele aber mag es in Deutschland geben, die bereits diesen hochbesungenen Ungarwein gesehen, und wie Viele vollends, welche ihn wirklich gekostet haben? Gewiss nur Wenige, und unter diesen Wenigen kann man vielleicht jene namentlich zählen, welche regelmässige Consumenten des ungarischen Productes sind.

Man kennt den Ungarwein im Auslande sehr gut vom Hörensagen, aber eben so wenig aus persönlicher Bekanntschaft. Derselbe hat sich trotz seines grossen Rufes noch keinen Markt im Auslande erobern können.

Die Ausfuhr an Weinen in die ausserösterreichischen Länder war aus Ungarn, ausser dem Banat und Kroato-Slavonien [1]):

	nach Süddeutschland	nach Sachsen	nach Preussen	nach der Türkei	über Triest	im Ganzen
	Zollzentner					
1860	1958	4916	314	1669	818	9,675
1861	1910	4624	687	1736	1871	10,828
1862	2774	2712	1251	952	815	8,842

In der Summe für 1862 sind 211 Ztr. nach Russland und 127 Ztr. nach Italien eingerechnet.

1) Aus „amtlichen Quellen" mitgetheilt bei Schnierer, A vamügy reform, S. 39. Wenn, wie wir annehmen, hierunter die amtlichen Zollausweise verstanden sind, so gibt obige Tabelle jedoch nur Auskunft über die in Ungarn zollamtlich behandelten Weine, nicht aber über jene ungarischen Weine, welche z. B. nach Wien oder Triest versandt wurden, um von dort aus über die Grenze geschickt zu werden. Die Ausfuhr Gesammt-Oesterreichs, in welcher der ungarische Wein gewiss eine grössere Rolle spielt, als wie sie sich aus obiger Tabelle ergibt, war 1860: 191,412 Zentner, 1861: 201,394 Ztr., 1862: 170,469 Ztr., 1863: 214,122 Ztr., 1864: 308,487 Ztr.

Das ist Alles, was Ungarn von dem Product eines Weinbergareals von mehr als 590,000 Joch oder von etwa 60 Quadratmeilen im österreichischen Auslande absetzen konnte.

Mehr wie durch alle künstlichen Hindernisse, zu denen besonders die hohen ausländischen Zölle und die hohen Bahnfrachten gehören, wird dieses Zurückbleiben durch die schlechte Bearbeitung des Bodens und durch die schlechte Behandlung der Rebe wie der Traube herbeigeführt. Das Graben und Düngen des Bodens geschieht nur selten. Die Reben aller Sorten, gute und schlechte, selbst weisse und rothe, stehen nicht nur in den Weingärten durcheinander, sondern werden auch vermischt gekeltert. Für Veredlung wird vom gewöhnlichen Weinbauer so viel wie gar keine Sorge getragen. Mag desshalb auch die Lage für den Weinbau noch so geeignet sein, so ist das Product dennoch durchschnittlich von geringer Handelsgüte. Dazu kommt noch, dass die Verschiedenheit der einzelnen Jahrgänge in demselben Weinberge oft so gross ist, dass man die Identität des Gebirges nicht wieder erkennen kann. Das ist ein grosser Nachtheil für den Handel; denn Käufer sowohl wie Consument verlangen, dass der Wein von möglichst gleicher Güte und Stärke sei, wenn sie sich an denselben gewöhnen sollen.

Wenn sich auch die ungarischen Weine durch einen sehr hohen Zucker- und Alkoholgehalt auszeichnen, so wird doch dieser Vortheil durch das Vorherrschen eines stickstoffhaltigen Körpers wieder sehr geschwächt, welcher der Dauerhaftigkeit der Weine nachtheilig ist[1]).

Wenn man die hohen Zölle der meisten Länder als Ursache des geringen Absatzes ungarischer Weine angibt, so übersieht man, dass diese nicht bloss dem ungarischen, sondern allen fremdländischen Weinen gelten. Und wenn die letztern dennoch auf dem betreffenden Markte einen Absatz finden,

1) Jahresbericht der Pest-Ofener Handels- und Gewerbekammer 1860—1862, S. 31. Der ursprüngliche Zuckergehalt beim Tokajer Ausbruch beträgt 25—32 %. Die Phosphorsäure ($0,_{04}$ — $0,_{065}$ %) wäre stärker im Tokajer als im Malaga vertreten, welch letzterer gerade wegen des starken Gehaltes hieran so sehr als Medizin empfohlen wird.

während die ungarischen ihn nicht erlangen können, so ist gewiss nicht der Zoll daran Schuld.

Etwas Anderes ist es jedoch mit den hohen Versendungskosten aus Ungarn. Gerade die zwei vorzüglichsten Weingegenden, die Hegyalja (Tokaj) und die Ménescher Gegend (an der Siebenbürgischen Grenze im Arader Comitat) liegen für den Export sehr ungünstig, obschon man mit diesen Weinen den Ruf der ungarischen Production begründen und dadurch dem Producte Absatz schaffen sollte [1]).

Man wird wohl nicht daran zweifeln können, dass die ungarischen Weine natürliche Vorzüge haben, welche nur wenig andere Länder ihren Weinen bieten. Aber diese Vorzüge werden dadurch werthlos, wenigstens werden sie beim Verkaufe nicht entsprechend gewerthet, weil die künstliche Vervollkommnung der Natur nicht unter die Arme greift, sondern diese verkommen lässt. Besonders bei Ausfuhrproducten hat man auf Aeusserlichkeiten und Nebendinge oft die Hauptrücksicht zu wenden. Hier hängt die Beliebtheit oft von den kleinlichsten Umständen ab. Gerade hierüber aber klagt man bei den ungarischen Weinen, dass man es nicht verstehe der Waare ein angenehmes Aeussere und eine ansprechende Etiquette zu geben. Schlimmer aber ist, dass man nicht einmal immer die Flaschen ordentlich verkorkt, was die Güte des Weines direct benachtheiligt.

Die besseren ungarischen Weinsorten erzielten desshalb nicht jene Preise, welche man nach der natürlichen Güte desselben zu erwarten berechtigt war. Da aber ferner die bessern

---

1) Während 1865 der Transport eines Zentners Wein von Tokaj nach Breslau 2 fl. 23 kr., nach Krakau 2 fl. 6 kr. zu stehen kam, konnte man denselben von Bordeaux bis Stettin oder Danzig um 55 kr. bis 1 fl. 25 kr. bewerkstelligen, so dass Norddeutschland und Polen billiger von Bordeaux beziehen kann. Von Tokaj nach England war in gleichem Jahre die Fracht für den Eimer: über Pest und Triest 5 fl. 37 kr., über Galatz 3 fl. 99 kr., über Wien und Rotterdam 3 fl. 22 kr., Bremen desgl., Hamburg 3 fl. 1 kr. Dagegen von Cadix nach London 1 fl. 4 kr., von Oporto 94 kr., von Bordeaux 59 kr. ö. W.

Rebensorten einen geringern Naturalertrag geben, so hat man es selbst für lohnend gefunden, die bessern Reben durch minder edle, aber reichlicher tragende zu ersetzen. So ist es besonders in den Oedenburger und Ruster Bergen geschehen, wo man die edelste ungarische Rebe (Zapfner, in der Hegyalja und sonst in Ungarn Furmint genannt) einzuschränken sich bestrebte. Das Gleiche geschah in der Hegyalja.

Jetzt gibt es zwar einen kleinen Weinhandel in Ungarn, welcher früher ganz fehlte; aber eine grosse Bedeutung hat er sich noch nicht errungen. Wie beim Getreidehandel, so halten wir auch hier dafür, dass nicht die Production die Ursache sein soll, welche den Handel hervorruft, dass nicht erst die Production gehoben werden muss, bevor sich der Handel organisirt: sondern es muss auch der Handel seinerseits auf die Production wirken und so mit dieser in Wechselwirkung treten. So viel und so lange man schon über die schlechte Behandlung des Weines geklagt hat [1]), und so wenig im Ganzen diese Klagen die Veranlassung zu einer Verbesserung geworden sind, so gewiss wird sich in viel kürzerer Zeit diese Verbesserung einbürgern, wenn sie erst einmal durch den regelmässigen Handel lohnend gemacht wird. Die Hauptsache bleibt freilich beim Produzenten zu thun übrig: dieser muss die Felsen sprengen, um einen Weg zum ausländischen Consumenten möglich zu machen; der Handel aber muss die gesprengten Stücke zu einer guten Strasse ebenen, welche die Verbindung zwischen Product und Begehr nach demselben zu einer angenehmen und regelmässigen macht. Der Handel muss dem Produzenten im Bauen der Strasse

1) Besonders Széchenyi im Hitel (Kredit) und Világ (Licht). Beide Werke sind in deutscher Uebersetzung erschienen; sie gewähren ohne Zweifel die beste Anschauung von der volkswirthschaftlichen Organisation nicht nur des Ungarns vor dreissig Jahren, sondern überhaupt eines Landes, welches mit dem damaligen Ungarn auf gleicher Stufe steht. Wer die Bemerkungen Széchenyi's über den ungarischen Weinbau liest (Paziazi's Uebersetzung des „Licht", S. 116—131), der wird einen Einblick in die ganze volkswirthschaftliche Lage Ungarns gewinnen, wie wir ihn durch ein ganzes Buch nicht so klar geben konnten.

behülflich sein und ihm schon während des Baues zeigen, dass er die Felsen nicht umsonst sprengt. Die Gewohnheit ist freilich ein harter Fels, aber kein unüberwindlicher.

Ungarn ist noch kein Kulturland, wenn es auch auf dem besten Wege ist, ein solches zu werden. Kann man aber selbst ein Kulturvolk nur mit Mühe durch Theorien lehren, so ist dieses bei einem Volke noch viel schwieriger, welches noch nicht auf jener hohen Stufe steht. Dem Gebildeten kann man Theorien in Büchern lehren, um sie praktisch anzuwenden; aber dem weniger Gebildeten muss man nicht mit Gründen, sondern mit Experimenten demonstriren. Für Ungarn wird eine andere Methode erforderlich sein, um den Weinbauer zu einer bessern Behandlung der Rebe und des Weines zu vermögen, als etwa im Rheinlande. Dem Ungarn kann man am besten mit klingender Münze beweisen, dass eine Verbesserung nöthig ist, und wie sie durchgeführt werden muss, während der gebildetere rheinische Weinbergbesitzer sich schon durch abstracte Beweise dazu wird bewegen lassen. Nicht desshalb, weil der Ungar für die klingende Münze mehr Verständniss hätte, als der Rheinländer — umgekehrt — sondern weil für ihn dieser concrete Begriff immer noch zugänglicher ist, als abstracte Deductionen, welche den Gewinn nur in der Zukunft zeigen, aber ihn nicht zugleich mit der Ueberzeugung mitbringen. Darum betonen wir für Ungarn die Bedeutung des Handels so sehr; wenn dieser hier eine bessere Pflege des Weinbaues hoch lohnt, so wirkt er belebender auf denselben als anderswo; dort kann viel eher der Antrieb vom P r o d u z e n t e n ausgehen und der Handel durch denselben gefördert werden. In Ungarn und allen Ländern, welche eine höhere Kulturstufe noch erst erreichen wollen, muss dagegen der H a n d e l, welcher durch Intelligenz und Reichthum über dem Produzenten stehen soll, den Impuls zur gemehrten verbesserten Production geben.

Der ungarische Weinhandel ist aber leider nicht so sehr im Stande, die Initiative zu ergreifen, als es gut wäre: er ist zu kapitalarm. Er kann nicht jene langen Kredite gewähren, welche der kapitalreichere westeuropäische Kaufmann gibt; das

schreckt den allenfallsigen Abnehmer von ihm ab. Eben so wenig kann er durch einen Verkauf unter dem Ankaufspreise die fremde Consumtion an sich gewöhnen und dadurch sich ein Marktgebiet erobern, — auch wenn er gewiss ist, dass nach einigen Jahren, wenn er diese Gewöhnung bewirkt hat, sein Gewinn ein um so grösserer sein werde. —

Die Weinberge des Landes bilden einen Kranz um die beiden Ebenen; auf der Ebene selbst, wo es an den Abhängen fehlt, wird nur mittelmässiger Wein für den eigenen Consum gezogen; besonders ist hier die Gegend von Félegyháza, Szolnok und Oroszháza zu nennen. Die bessern Weinsorten dagegen haben ihre Heimat dort, wo das Gebirge mit der Ebene Verbindung knüpft, wo die Wärme der Niederung und die sonnige Exposition des Gebirges sich vereinigen.

Der Tokajerwein, der Weinkönig, wird gezogen in der Hegyalja (d. h. „Gebirge" κατ' ἐξοχὴν), welche in einer Ausdehnung von 14 Quadratmeilen einen Theil der Comitate Zemplin und Abauj bildet. Das Weinbergs-Areal der Hegyalja, welche jedoch nur auf etwa 5 Quadratmeilen Weinbau treibt, beträgt 20,000 Joch. Tokaj ist der Hauptort, welcher dem Weine daher den Namen gibt. Hier hat die Formint- oder Furminttraube ihre eigentliche Heimat, wenn sie auch an andern Orten Ungarns sich findet [1]). Die Production beträgt im Durchschnitt 12,000 Eimer Tokajer Ausbruch, 6000 Eimer Nachwein und 250,000 Eimer guten Tischwein. Der Tokajer gehört zu den weissen Weinen. Der Weinbauer ist mit Ausnahme einer deutschen Ortschaft Magyar. Die Keller werden als gut bezeichnet. Das Hernadthal, welches die Hegyalja im Westen begrenzt, ist ebenfalls durch gute Weine bekannt.

Unter den rothen Weinen ist der Ménescher im Arader Comitate der vorzüglichste, welcher sich durch seine dunkelrothe

---

1) Der „Zapfner" in Oedenburg und Rust ist dasselbe; am Plattensee findet sich die Formintraube gleichfalls, und nach Deutschland ist sie unter verschiedenen Namen eingeführt, nicht weniger nach Lyon. Siehe Galgóczy, Magyarország borászata in den Stat. Közlemények II. S. 222 ff.

Farbe, durch sein Feuer, seine Lieblichkeit, durch ein ganz eigenthümliches Bouquet und einen nelkenähnlichen Geruch auszeichnet. Die Production beträgt 8—9000 Eimer. Der Arader Wermuth, welcher ebenfalls hier erzeugt wird, gibt jährlich im Durchschnitt 4—5000 Eimer; der Tischwein von besserer Sorte 120—130,000 Eimer. Der weisse Wein, den diese Gegend liefert, ist im Handel unter dem Namen Magyaráther bekannt.

Viele Aehnlichkeit mit dem Tokajer hat der Ruster am Neusiedlersee, welcher bis zu 7000 Eimer Ausbruch liefert, neben etwa 35—40,000 Eimer guten Tischweinen.

Der Schomlauer im Vesprimer Comitat gilt als der beste Tischwein. An bessern Sorten wird erzeugt gegen 25,000 Eimer. Ausserdem zählen noch zu den berühmteren Weinen der Badacsonyer am Plattensee, der Neszmühler bei Komorn, der Érmellék-Wein im Biharer Comitate, die Erlauer und Visontaer, der Szexarder im Tolnaer, der Villányer im Baranyer, die Ofner und Steinbrucher Weine. Die Comitate Ung, Bereg, Nógrad, Hont, Pressburg, Schümeg, Stuhlweissenburg, Eisenburg, das Banat (Werschetz) und Syrmien (Karlovitz) liefern ebenfalls viele und meist vortreffliche Weine. — —

Wir erwähnen noch in der Kürze einiger anderer Handelsgewächse, welche man theils mit, theils ohne Erfolg auf der ungarischen Ebene anzubauen versucht hat.

Unter den Gespinnstpflanzen findet sich der Flachs nicht auf der Ebene; ihm sagt die Dürre nicht zu. Der Anbau des Flachses bleibt auf die Karpathenländer beschränkt. — Die Ebene verlegt sich um so mehr auf den Hanfbau. Die Gegend von Apatin in der Bácska zieht ihr vorzüglichstes Einkommen aus diesem. Man rühmt den ungarischen Hanf als den allerstärksten, wesshalb er besonders zu Seilerarbeiten verwendet wird. In Feinheit steht er dem italienischen dagegen bedeutend nach, so dass dieser selbst nach Ungarn als Spinnstoff impor-

tirt wird. Der ungarische Hanf hat sich besonders in dem Jahre 1860 im Auslande vielen Ruhm erworben, als er in Deutschland und England, selbst in Italien Absatz fand; freilich bezog sich das Lob, das man ihm zollte, nicht auf die gute Bearbeitung, sondern auf die urwüchsige Vortrefflichkeit und Unverwüstlichkeit des Productes. In Bezug auf die Hechelei ist man freilich sehr zufrieden, und man gibt hierin Ungarn den Vorzug selbst vor Italien. Dagegen ist die Wasserröste um so unvollkommener, was jedoch zum Theil auch seinen Grund in dem schlechten Wasser der Ebene hat, welches oft (z. B. 1862) nicht einmal quantitativ hinreicht. Die Missernte des Jahres 1863 hat dem ungarischen Hanfbau grossen Schaden verursacht, indem der Landwirth im folgenden Frühjahr ohne allen Samen war, so dass er vorzog, seine Hanffelder mit Getreide zu bebauen, anstatt fremden Samen zu beschaffen. Die 1864er Ernte war desshalb wo möglich noch geringer als die des Vorjahres. Ungarn wurde für einige Jahre ein stark importirendes Land von Russland und Italien her; besonders hatte der Bologneser Spinnhanf sich eines grossen Absatzes zu erfreuen, was durch die Baumwollkrisis nicht wenig unterstützt wurde, da wegen der hohen Baumwollpreise das Hanfleinen stärker in Mode kam. Während die übrigen Hanfsorten nach der guten 1865er Ernte sich wiederum vom Lande fern hielten, und der Export an Stelle des Imports trat, hat sich der italienische Spinnhanf dennoch seinen ungarischen Markt nicht nehmen lassen.

Der Hanf ist neben dem Tabak wohl jenes Handelsgewächs, welches sich am meisten eignen dürfte, auf der ungarischen Ebene allgemeiner angebaut zu werden, dadurch der Ueberproduction des Getreides wenigstens in etwas abzuhelfen und in die ungarische Landwirthschaft eine grössere Mannigfaltigkeit zu bringen. Freilich ist die Consumtion des Hanfes keine bedeutende, und schon eine geringere Production wird den Bedarf decken. Wenn auch England einen jährlichen Hanfimport von 800,000 Ztr. hat, und wenn Ungarn auch nur etwa 100,000 Ztr. produzirt, wovon etwa der dritte Theil ausgeführt wird, so ist doch England auch der bei weitem stärkste Consu-

ment, und es trägt die ganze Welt bei, diesen Bedarf zu decken: Amerika, Ostindien, Manilla, Russland, Italien, Holland und Spanien. Hierneben wird für Ungarn doch nur eine kleine Quote bleiben. Dennoch können wir die Zunahme des Hanfbaues als erfreulich bezeichnen. Besonders in der Bácska ist der Hanfbau zu Hause; daselbst bestehen auch Fabriken, um das rohe Product zu Fabrikaten zu verarbeiten [1]).

Die Seidenzucht hat bisher auf dem ungarischen Boden nur wenig Verbreitung gefunden, wenn auch Klima und Boden als noch so günstig geschildert wird, und wenn man sich auch schon seit mehr als einem Jahrhunderte bemüht hat, dieselbe durch Ermunterung im Beispiele und in einer zahlreichen Literatur zu einer grössern Bedeutung zu bringen. Der genannte Erwerbszweig ist ohne Zweifel zu jenen zu rechnen, welche am ersten berufen sein könnten, vielen Unzukömmlichkeiten der ungarischen Landwirthschaft abzuhelfen. Schon das wäre ein grosser Segen für das Land, dass in Folge einer ausgedehntern Seidenzucht die baumlose Ebene mehr Schatten bekäme und dadurch nicht nur dem Boden die Feuchtigkeit wahrte, sondern auch überhaupt auf das Klima mildernd einwirkte. Auch wo man keine Seidenzucht betreibt, wie z. B. in Ungarisch-Alten-

---

1) Leider wurden wir wider Willen verhindert, den Hanfbau der Bácska aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dagegen können wir als einen Beweis für das Aufblühen dieses Zweiges der Landwirthschaft berichten, dass die erzherzogliche Herrschaft Bellye seit zwei Jahren sich mit grosser Vorliebe auf den Hanfbau geworfen hat. Man beabsichtigt hier denselben zum Hauptbetriebe zu machen. Es soll im Jahre 1867 eine Hanffabrik auf der Herrschaft errichtet werden. Bevor man sich jedoch zum Anbau in grösserm Umfange entschloss, untersuchte man die Absatzfähigkeit und schaffte sich ausländische — wir glauben hauptsächlich französische — Kunden. Das ist auf grössern Herrschaften möglich, aber nicht auf kleinen Gütern; hier kann man nicht auf gleiche Weise für ein Landesproduct einen neuen Markt suchen. Hierin fanden wir oben die segenbringende Bedeutung der grossen Güter, und vorliegender Fall war es, an welchen wir S. 247 f. vor Allem dachten. — Als eine durch Hanfbau ausgezeichnete Herrschaft nennt man besonders Futak in der untern Bácska.

burg, konnte man die Anpflanzung des Maulbeerbaumes für räthlich finden, bloss um Schatten zu haben. Unter solchen Verhältnissen kann man entweder das Laub des Baumes als unentgeltliches Material bei der Raupenfütterung ansehen, oder den nicht hoch genug zu schätzenden Schatten als unentgeltliche Zugabe der Seidenzucht. Anderwärts dagegen muss man vom höhern Ertrage des Maulbeerbaumes den Ausfall vorwegnehmen, welcher durch das Werfen des Schattens bei den unterstehenden Früchten bewirkt wird. Und wenn auch in Ungarn in einem feuchteren Jahre die im Schatten stehende Frucht der in freier Sonne stehenden nachstehen mag, so wird dieses in dürren Jahren durch die höhern Erträge an ersteren Orten reichlich wieder ausgeglichen.

Auch wäre die Seidenzucht ein sehr geeignetes Mittel, die Arbeitsgelegenheit in der sonst arbeitslosen Zeit zu erweitern und dadurch die nationale Arbeitskraft zu erhöhen. Die Fütterung der Seidenwürmer fällt gerade in die Zeit zwischen Frühjahrssaat und Ernte, also in eine Zeit, wo man die Arbeitskraft bei dem blossen Getreidebaue ohnehin nicht gehörig verwenden kann.

Man ist schon seit mehr als einem Jahrhundert bemüht, der Seidenzucht einen grossartigen Aufschwung zu geben. Schon seit Karl III. (VI.) wird dieselbe in den südlichen Theilen des Landes betrieben. Auch in der Seidenzucht griff Josefs II. Hand mächtig ein; er theilte das Land in zehn seidenzüchtende Kreise und errichtete Einlösungsstationen für die Cocons. Wenn schon trotz der Fürsorge, welche Josef II. diesem Industriezweige angedeihen liess, die Seidenzucht nicht zum Aufschwung kommen konnte, sondern mehr und mehr rückwärts ging, so war dieses um so mehr der Fall, als im Jahre 1822 der freie Verkauf in ein Ankaufsmonopol zweier Wiener Grosshändler umgewandelt wurde. Das eigentliche Ungarn, ausser dem Banat, hatte im Jahre 1850—51 nur 2,568,000 Maulbeerbäume, welche aber keineswegs alle der Seidenzucht dienten.

Trotz so vieler Bemühungen [1]) und trotz einzelner glänzenden Resultate ist der Erfolg, die Seidenzucht allgemeiner zu machen, bis jetzt noch ganz gering. Die Zeitverhältnisse wären freilich die günstigsten gewesen, da das erste seidezüchtende Land Europas, Italien, an der Krankheit des Seidenwurmes litt. Die meisten Versuche hat man allmälig wieder aufgegeben; man sagt, dass das Volk keine Vorliebe für diesen Erwerbszweig habe und lieber das freie Feld wähle, um sich auf demselben bei Ackerbau und Viehzucht seine Beschäftigung zu suchen. Man erzieht eine neue Industrie nur schwer, besonders in einem Lande, welches nur an eine einzige Industrie gewohnt war, und zwar an eine solche, welche sich zum Hauptprinzip macht, Gottes Einfluss in der Natur nicht vorzubeugen. Mag das ungarische Volk von Hause aus noch so viele Anlage besitzen für eine sorgfältige Arbeit, so genügt diese Anlage dennoch nicht, um die Sorgfalt immer in Wirksamkeit zu setzen. Anderwärts, wo man vielerlei Beschäftigungen nebeneinander betreibt, da ist es leichter, zu zwanzig noch die einundzwanzigste hinzuzufügen, wenn diese lohnend erscheint. Wo man dagegen in einer Gegend nur von seinem Vieh und von seinem Weizen lebt, und von sonstiger Beschäftigung kaum eine Ahnung hat, da sieht sich die Einführung einer dritten Industrie als etwas viel Gewagteres an, welche daher mit viel grössern Hindernissen zu kämpfen hat. Der Ungar hat ein Sprüchwort, welches wohl in dem Bauernevangelium eines jeden Landes mit mehr oder minder fetten Buchstaben geschrieben steht; aber mit solcher apodictischer Warnung und solcher patriarchalischer Autorität spricht es vielleicht keine andere Sprache aus: „der Sohn werde nicht klüger als sein Vater!“ Wir glauben nicht, dass diese Lehre aus den nationalen Eigenthümlichkeiten des Ungarn allein zu erklären ist, sondern dass auch die Volks-

---

1) Unter diese gehört besonders die Einrichtung der Seidenzucht auf der Herrschaft Czenk des Grafen Stephan Széchenyi, welcher auch in diesem Punkte die Aufgabe Ungarns vielleicht nicht nur am besten begriff, sondern dieselbe auch durchzuführen suchte.

wirthschaft dazu mitgewirkt hat: wie das Leben in der Wildniss menschenscheu macht, so schreckt auch die Unbekanntschaft mit verschiedenartiger Industrie vor einer neuen Industrie zurück.

Wie es heisst, hat die Seidenzucht in den letztverflossenen Jahren einigen Aufschwung erhalten.

Die Zuckerrübe wäre aus mercantilischen Gründen ganz besonders geeignet, auf der ungarischen Ebene einen ausgedehnten Anbau zu finden, da das Fabrikat aus derselben, der Zucker, eine weite Versendung am besten erträgt. Auch würde die Landwirthschaft durch den Anbau der Zuckerrübe schon aus dem Grunde viel gewinnen, weil hierbei das Feld eine tiefere und bessere Bearbeitung erführe, und desshalb auch die folgenden Getreideernten einen höhern Ertrag geben würden. Der Boden und das Klima ist dazu keineswegs der Rübe ungünstig; wo es nur nicht durchaus an Feuchtigkeit mangelt, da gedeihet sie vortrefflich. Jedoch ist ein Uebelstand dabei, und zwar der, dass sie verhältnissmässig wenig Zuckergehalt hat, nämlich nur $6^1/_2$—7 Prozent. Die ungarische Zuckerrübe ist viel zu reich an Aschenbestandtheilen. Dieses versucht man daraus zu erklären, dass der Boden, besonders der neu aufgebrochene, zu reich an Salzen sei, und dass man die Rübe desshalb auf dem alten abgelebten Boden mit grösserem Zuckergehalt erziele. Hiermit scheint im Einklang zu stehen, dass die meisten Zuckerfabriken sich auf der vordern Ebene angesetzt haben.

Wenn aber auch der Zuckergehalt ein grösserer wäre, so ist es doch klar, dass der Anbau der Rübe nur dann eine grössere Ausdehnung finden kann, wenn eine Industrie zur Seite steht, welche das Rohproduct verarbeitet. Und da es hieran eben noch fehlt, so hat die Zuckerrübe auf der grossen Ebene sich kaum über die ersten Anfänge erhoben.

Es liegt dem folgenden Kapitel ob, die Lage der Industrie in Ungarn etwas näher vorzuführen; es wird sich daraus auch

ergeben, warum die Rübenzucker-Industrie hierselbst bisher noch so wenig Boden hat fassen können.

Vierzehntes Kapitel.

Das landwirthschaftliche Gewerbe.

Friedrich List theilt die Staaten nach ihrer volkswirthschaftlichen Entwickelung in drei Stufen. Die unterste Stufe nennt er den Agriculturstaat, weil dieser nur Rohproducte der Landwirthschaft auf den Weltmarkt sendet. Ueber diesem steht der Agricultur-Manufactur-Staat, welcher neben einer guten Landwirthschaft eine entwickeltere Industrie besitzt. Am höchsten jedoch ist jene Stufe, wo sich zu beiden Zweigen der Volkswirthschaft noch ein dritter gesellt, der Handel, welcher nicht nur die Producte des eigenen Landes dem Zehrer zuführt, und den Bedarf des Inlandes durch Einfuhr deckt, sondern auch zwischen fremden Nationen den Vermittler von Begehr und Vorrath macht.

Auf welcher Stufe der Volkswirthschaft demnach Ungarn steht, ist unschwer zu bestimmen. Hier fehlen die Gewerbe bis auf die nothwendigsten hinab. Das Land, welches sich so gerne das reiche nennen lässt, und welches davon träumen durfte, mit seinen überschwenglichen Producten die Welt zu überschütten, muss die einfachsten Gewerbswaaren aus dem Auslande beziehen, wenn es auch den Rohstoff dazu in seinem Innern selbst produzirt. Das Land, welches in seinem Viehexport eine so grosse Einnahmequelle besitzt — wenigstens besass — und welches in der Schweinezucht die westeuropäischen Länder sämmtlich überragt, führt für seinen eigenen Consum ausländische Würste ein! Die grossartige Wollproduction hindert nicht, dass der Ungar seine Tuche fast ausschliesslich aus den böhmischen und mährischen Fabriken beziehen muss. Leinöl

kommt von England, andere Oelraffinate von Wien und Prag. Stärkefabriken, welche gewiss nirgends besser als auf der grossen Ebene ihren Standort hätten, gibt es unseres Wissens ausser in Pest noch nicht, und trotz der übermässigen Gewinnung von Soda existirt noch keine grössere Fabrik, welche dieses Product zu einem Fabrikate verarbeitete.

Jene landwirthschaftlichen Gewerbe, welche vor allen dazu berufen sind, die Rohproducte zu veredeln und in ein geringeres Volumen zu bringen, um sie exportfähiger zu machen, fehlen entweder oder leiden an einer zu schwachen Entwickelung. Die Biererzeugung ist verschwindend gering; die Brennereien laboriren an allerlei Uebelständen, welche sie nicht wollen gedeihen lassen; die Zuckerfabriken sind nur in geringer Anzahl da. Und selbst jene Industrie, welche vielleicht unter allen die einzige ist, die eine Bedeutung über die Grenzen des Landes hinaus hat, die Mühlenindustrie, ist noch keineswegs gebührend entwickelt, sondern erst noch in der Entwicklung begriffen.

Ungarn besitzt auch Städte; aber dieser Städte gibt es nur wenige, vielleicht auf je 100 Quadratmeilen eine; wenigstens ist es so in der grossen Ebene. Aber was sind das für Städte! Der Volkswirth wird irre an ihnen. Er findet hier nichts als ein grösseres Conglomerat von Bauernhäusern, wenn es grosse Städte sind; wenn die Stadt aber klein ist, so ist man vollends ohne Schlüssel, um die städtische Eigenschaft herauszufinden. Früher gab es einen Unterschied zwischen Stadt und Land, welcher darin bestand, dass der städtische Bürger auf der städtischen Feldmark freier Eigenthümer und keinem Grundherrn und dessen Gerichtsbarkeit unterthan war. Jetzt aber gibt es zwischen Stadt und Land gar keinen Unterschied mehr, seitdem auch das letztere die Freiheit des Bodens und der Hand erhalten hat. Der Städter ist Bauer wie der Dörfler, und der Dörfler Städter so gut wie jener. Vom Gewerbe findet sich hier wie dort nur die Spur, oft nicht einmal so viel.

Woher rührt dieser Mangel an Industrie denn? Man sollte meinen, dass ein Land, welches der Bildung grosser Ortschaften so günstig ist, dadurch auch das nicht landwirthschaftliche Ge-

werbe etwas gefördert hätte. Man sollte auch glauben, dass ein Land, welches sich wegen seiner schlechten Wege einen Namen erworben hat, und welches der Unfahrbarkeit der Strassen willen besonders darauf hätte bedacht sein müssen, seine Producte in ein geringeres Volumen bei gleichem Werthe zu bringen, dass dieses um so früher zu einer befriedigenden Industrie gekommen wäre. Dennoch hat Ungarn eher die massigen Rohproducte versenden können, ehe es noch die ersten Schritte that, durch Errichtung von Fabriken das höherwerthige Fabrikat für seinen eigenen Bedarf in hinreichender Menge zu produziren, geschweige denn das Ausland hiermit zu versorgen.

Es können gewiss nicht mehr ungünstige Verhältnisse zusammentreffen, welche das Aufkommen einer Industrie erschweren und unmöglich machen, als in Ungarn.

Die Kapitalarmuth des Landes und seine dünne Bevölkerung, deren erste den hohen Zinsfuss, die zweite den hohen Arbeitslohn im Gefolge hat, wären wohl die geringste Ursache, deretwillen die Industrie nicht zur Blüte kommen will. Hieran leidet zu einer gewissen Zeit einmal jedes Land, und die westeuropäischen Länder haben diese Periode allmälig alle überwunden. Ungarn würde es auch thun, wenn nur die Seltenheit des Kapitales und der Arbeitskraft hindernd auf das Entstehen einer Industrie wirkte. Gerade der hohe Zinsfuss würde viel Kapital aus dem Auslande herbeiziehen, und ein hoher Arbeitslohn würde bald eine Bevölkerung heranbilden, welche der stärksten Nachfrage genügen könnte.

Das grösste Hinderniss für das Entstehen einer Industrie liegt in den natürlichen Verhältnissen des Landes. Das ganze Gebiet der beiden Ebenen mit seinen mehr- als zweitausend Quadratmeilen ist für eine Fabrik kaum zugänglich. Hier fehlt es an Allem, was die Natur geben muss, um ein solches Etablissement prosperiren zu lassen. Nicht bloss dass die ganze Ebene gar kein Gefälle hat, so dass man die Wasserkraft nützen könnte: es fehlt gar zu häufig an dem allernöthigsten Wasser, zum Reinigen und als Hülfsstoff (z. B. bei der Bierbrauerei und

Brennerei). Die Dampfkraft ist auf der Ebene zu theuer, weil es an Brennmaterial fehlt; die Holzarmuth wird durch die Kohlengruben am Rande der Ebene[1]) nur sehr unvollkommen gemildert, da die Kohle nur den Gegenden an der Bahn und an den Flüssen zugänglich ist und dabei im Preise hoch steht. Es ist aber schon ein grosses Hinderniss, dass man auf der ganzen Ebene kaum einen ordentlichen Bau aufführen kann. Der Boden hat keinen sichern Halt, und es wird ein grosser und schwerer Bau kein festes Fundament finden, abgesehen davon, dass die Ebene ausser dem Koth und schlechten Ziegeln gar kein Baumaterial hat, so dass man das Material erst vom Rande der Ebene herbeiführen müsste.

Mag nun auch die gesegnetere Hälfte Ungarns für die Fabriken einen sehr ungünstigen Boden haben, so wäre doch in den genannten Verhältnissen noch kein Grund vorhanden, warum das handwerksmässige Gewerbe nicht weniger an Entwicklung leidet wie die Fabrikindustrie. Wer sollte es aber glauben: als seit dem Jahre 1860 die ungarische Mode wieder zur allgemeinen Geltung kam, welche viel Schnürwaaren verbraucht, war es das Ausland, der Zollverein, welches den Markt in Ungarn gewann, trotzdem es einen Zoll von 45 fl. vom Zentner zu tragen und ein hohes Disagio des Papieres zu überwinden hatte, trotzdem dieser Artikel ihm früher ganz unbekannt gewesen war, während er in Ungarn seit alten Zeiten heimisch war[2])!

1) Die vorzüglichsten Gruben sind jene bei Fünfkirchen, welche grösstentheils der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft angehören (Production 3 Mill. Ztr.) und die von Steierdorf und Reschitza im Banat (Eigenthum der Staatsbahn; Production $1^1/_2$ Mill. Ztr.). Die ausgedehnten Lager im Neograder und Neutraer Comitate sind noch nicht vernützbar wegen Mangels an Verkehrsverbindung. Die Graner Kohle wird etwa zu 1 Mill. Ztr. jährlich zu Tage gefördert. Die Gesammtproduction Ungarns beträgt etwa 9 Mill. Ztr. — Spitzer, Gesammtübersicht über die Production etc. der Mineralkohle. Wien 1865.

2) Freilich auch in Wien, welche Stadt jedoch ebenfalls vor der Waare des Zollvereins in den Hintergrund trat. — Siehe Bericht der Pest-Ofener Handels- und Gewerbekammer 1860—1862, S. 110 ff.

Der Grund für diese Erscheinung ist nicht allein in der volkswirthschaftlichen und technischen Inferiorität Ungarns zu suchen; denn worin hat diese Inferiorität wiederum ihren Grund?

Der Magyar ist von Nation ein Feind des Gewerbes[1]). Einen Feind der Arbeit kann man ihn gerade nicht nennen. Aber wenn er zu einer Arbeit bewogen werden soll, so sind materielle Interessen weniger wirksam; der Magyar arbeitet lieber für Ideale, wenn sie auch unpraktisch sind. Er kann dabei im Augenblick seine Kräfte bis zum Uebermass anstrengen; er kann sich begeistern und momentan Uebermenschliches zu leisten sich vornehmen. Aber die nüchterne Energie und die Ausdauer fehlt ihm, jene grosse Energie, welche nicht verdriesslich wird, täglich einen Kiesel zu sammeln, um nach einer Reihe von Jahren einen Berg zu schaffen. Wo die Phantasie schafft, da fehlt die Nachhaltigkeit. Wir halten den Ungarn nicht für jenen Verächter der materiellen Güter, für den er sich so gerne und mit einem gewissen Selbstgefühle ausgibt. Den Kreuzer verachtet er mehr wie andere Nationen, noch mehr die Art, ihn zu erwerben, aber für 100,000 Gulden ist er in ganz gleichem, wenn nicht in höherm Grade empfindlich wie die übrigen.

Der Magyar nennt sich die edle Nation; er rühmt sich seines Stolzes. Die Arbeit hält er zu leicht für etwas Erniedrigendes, und er glaubt der Würde und dem Adel etwas zu vergeben, wenn er auf dieselbe Weise sein Brod verdienen soll, wie die übrigen Völker, welche sich nicht das Prädicat einer edlen Nation beilegen.

Wenn ein Volk wenig Neigung zur Industrie verräth, so ist das an und für sich ein Fehler, welchen man gerne erträgt, da ja jedes Volk seine Unvollkommenheiten und Fehler hat.

---

1) Diese Abneigung scheint allen finnischen Völkern mehr oder minder eigen zu sein. Die Finnen des innern Russlands, die Tscheremissen, Tschuwassen, welche an der Wolga wohnen, stechen gegen die — leibeigenen — Russen ab durch das Fehlen der Gewerbe, trotzdem sie immer freie Leute waren und nicht Leibeigene. Haxthausen, Studien über Russland I. S. 181.

Aber es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn man diese volkswirthschaftliche Untüchtigkeit als eine Tugend darstellen will, und wenn man in diesem Fehler gerade einen Anlass zur Ueberhebung findet. So ist es in Ungarn; die Einsichtigen sind in der Minderheit, und das grosse Ganze thut sich etwas darauf zu Gute, einer Nation anzugehören, wo man sich der Arbeit noch schämen darf.

Der Ungar verdient den Namen einer edlen Nation gewiss, aber nur mit grosser Einschränkung. Er zeichnet sich mehr aus durch den Mangel an unedlen, als durch das Vorhandensein der wahrhaft edlen Eigenschaften. Der Ungar ist ritterlicher, ehrliebender, ehrlicher als vielleicht irgend eine andere Nation; aber die Liebe zur Ehre und die Ehrlichkeit sind noch keine Tugenden, sondern einfache Pflicht eines Jeden. Die Weltgeschichte wird den Adel einer Nation aber nicht hiernach bemessen. Noch weniger wird sie nach Adelsbriefen und kastenmässiger Absperrung von andern Nationen behufs der Erhaltung des reinen Stammes fragen. Die Weltgeschichte fragt nach den L e i s t u n g e n, durch welche ein Volk die Menschheit gefördert hat. Und so lange Ungarn es vorzieht, eine unthätige adelige Nation zu ernähren, anstatt einer thätigen aber nicht minder menschenwürdigen, so lange wird die Kulturgeschichte der Menschheit nur Weniges über Ungarn zu berichten haben.

Der Magyar hat die K u l t u r - B e d e u t u n g der A r b e i t noch wenig begriffen; sonst würde er die Unthätigkeit nicht aus adeliger Passion ableiten. Man kann noch so sehr Verächter des materiellen Erfolges der Arbeit sein, ohne sich desshalb von der Thätigkeit selbst abhalten zu lassen. D i e A r b e i t v e r e d e l t d e n M e n s c h e n, und wenn ein Volk kein Interesse daran hätte, Reichthümer zu sammeln, so sollte es heute Berge thürmen, um sie morgen wieder abzutragen; aber a r b e i t e n muss es, wenn es ein Kulturvolk werden oder bleiben will.

Was auch immer der Grund sein möge, ob Adel der Nation, ob Verachtung materiellen Gutes, ob Mangel an Ausdauer oder ob Unlust am Schaffen: die Thatsache kann nicht bestritten

werden, dass der Magyar kein Freund vom Gewerbe ist. Seine Volkswirthschaft geht nicht über die Viehzucht und den Getreidebau hinaus. Was darüber ist, gehört andern Nationalitäten. Das Gewerbe vertritt der Deutsche und Slowak, den Handel der Jude und der Deutsche.

Auf der ersten ungarischen Gewerbe-Ausstellung zu Pest 1842 vertheilten sich die Auszeichnungen folgendermassen:

	Fabriken	Deutsche	Slaven	Magyaren	im Ganzen
Goldne Medaille	3	2	—	—	5
Silberne „	5	10	—	—	15
Bronzene „	4	21	3	1	29
Belobungsschreiben . .	1	17	6	7	31
	13	50	9	8	80

Die Fabriken waren grösstentheils von Deutschen geleitet. Die acht Auszeichnungen der Magyaren vertheilten sich auf einen Goldarbeiter, eine Stickerin, einen Zündhölzchenfabrikanten, zwei Hutmacher, einen Schnürmacher, einen Kotzenmacher, einen Schneider [1]).

Es ist desshalb nicht die Ungunst der localen natürlichen Verhältnisse allein, vielleicht nicht einmal hauptsächlich, welche das Aufkommen der Gewerbs- und Fabrikindustrie bis jetzt so entschieden verhindert hat. Denn auch jene Gegenden sind arm an Industrie, welche bessere Bodenverhältnisse haben, festes Gestein, Brennmaterial, Wassergefälle u. s. w. Freilich sind die Karpathen etwas industriereicher; aber das ist zum Theil aus Noth, weil die blosse Landwirthschaft nicht ergiebig genug ist, und zum Theil ist vielleicht das Vorherrschen der slowakischen Bevölkerung der Hauptgrund, warum sich hier einige Industrie findet. Aber einen hemmenden Einfluss auf die Entwickelung der Industrie mögen die Magyaren auch hier aus-

1) Cslapovics, Ungarns Industrie und Kultur. 1843. S. 35.

üben, selbst wo sie sich nur spärlich finden; denn sie bilden die besitzende Klasse, und diese gerade ist dazu berufen, die Industrie zu schaffen. —

Oesterreich huldigte, besonders seit Josef II., einem stark ausgeprägten Prohibitivsysteme, welches in dem vorletzten Jahrzehnt zu einem Schutzzollsysteme umgewandelt wurde. Wenn damals Ungarn auch seine eigene Zollgesetzgebung hatte, so war dieselbe im Prinzipe doch von der des übrigen Oesterreich nicht verschieden. Aber die Wirkung war hier eine ganz andere wie dort. In Oesterreich, Mähren und Böhmen hat sich eine tüchtige Industrie entwickelt; in den ungarischen Ländern blieb Alles beim Alten; vielleicht hat sogar die aufblühende nichtungarische Industrie die ungarische mehr erdrückt, als diese sich durch sich selbst heben konnte, denn vor der Industrie des übrigen Oesterreich war Ungarn durch den Zoll nicht geschützt, da die meisten Erzeugnisse derselben frei eingeführt wurden.

Wenn man das heutige Zollsystem ein Schutzzollsystem nennt, so mag das wohl für die übrigen Länder Oesterreichs passen, aber nicht für Ungarn. Es gibt ja kein Gewerbe und keine Industrie, welche zu schützen wäre. Wenn sich Oesterreich mit Zollschranken umgibt, so kommen dadurch wohl die böhmischen und andern Produzenten in Vortheil. Ungarn aber hat so viel wie keinen gewerblichen Produzenten, sondern nur Consumenten, und da jeder Schutzzoll, der wirklich ein Schutzzoll ist, auf die Consumenten fällt, so ist bei der Zollgesetzgebung das Interesse Ungarns ein ganz anderes, als jenes der meisten übrigen Länder Oesterreichs. Ungarn leidet unter jeder Erhöhung der Zölle ohne dafür Vortheile zu erhalten und hat von jeder Herabsetzung derselben unmittelbaren Nutzen, ohne dass die gewerbliche Production, die ja nicht existirt, dabei Schaden litte. Wenn Ungarn seine alte Zollgrenze noch hätte, und es diese zum Schutze des inländischen noch zu erziehenden Gewerbes erhielte, anstatt dass sie früher den übrigen österreichischen Ländern gegenüber mehr Finanzzollinie war, so könnte man hierdurch allenfalls, wenn auch mit vieler

Mühe, eine Industrie im Inlande erziehen. Denn in diesem Falle wäre der ungarische Industrielle auch vor der mächtigen Concurrenz der übrigen Länder Oesterreichs geschützt. Heute aber kommt jeder Schutz den Industrie-Bezirken des Kaiserstaates zu Gute; hier mehrt sich die Industrie; aber sie schafft sich nicht neu in Folge des Schutzzolles in jenen Gegenden, wo sie bis jetzt noch fehlt. Ungarn wird nicht durch ein österreichisches Schutzzollsystem eine Industrie erhalten, wenn sich diese nicht aus andern Gründen entwicklungsfähig zeigt.

Aber erst die Industrie wird Ungarn zu einem Lande und zu einem Staate machen, so dass es auf das Prädicat eines Kulturlandes und Kulturstaates Anspruch machen kann; daran zweifelt Niemand. Erst diese wird das Volk in der Schule der Arbeit zu einem strebsamen und thatentüchtigen erziehen. Die Landwirthschaft, und zumal die ungarische Naturlandwirthschaft, lässt diese Tugenden unentwickelt; sie lässt den Menschen vom guten Zufall des Wetters und der Marktconjuncturen leben, und der Bauer glaubt, das sei Gottes Segen, und er findet es bequemer, hierum zu bitten, als sich den wirklichen Segen Gottes zu verdienen. Es ist nicht Gottes Segen; vielleicht ist es der grösste Fluch, der über Ungarn ruht, dass man hier ohne Mühe und Schweiss sein Brod gewinnen kann — „verdienen“ mögen wir nicht sagen.

Zu einem Kulturvolke wird der Ungar nur durch Arbeit: die Arbeit macht den Genuss reizender; der Reiz weckt die Bedürfnisse; das höhere Bedürfniss aber ist das unterscheidende Merkmal zwischen dem rohen und dem Kulturmenschen.

Die Industrie erst wird eine dichtere Bevölkerung möglich machen, und zwar nicht in der Weise, dass der grössere Nenner der Consumenten sich in einen weniger stark zunehmenden Zähler der Producte zu theilen hat; sondern die Producte werden durch eine blühende Industrie mehr gehoben, als die Bevölkerung sich mehrt, und der Antheil des Individuums am National-Producte wird absolut grösser sein als jetzt, wo sich nur eine geringe Bevölkerung in dasselbe zu theilen hat.

Erst die Industrie wird grössern Verkehr und höhere

Bildung in das Land bringen. Heute kann unter der Bevölkerung Ungarns von einem Verkehre noch nicht die Rede sein. Alles produzirt dieselben Producte; alles leidet an demselben Ueberflusse und an demselben Mangel. Der Verkehr aber ist nur da möglich, wo man das Entbehrliche gegen das abtritt, dessen man bedarf, welches desshalb aber der Andere eben im Uebermasse besitzt. In Ungarn ist kein Binnenverkehr in dem Grade möglich, wie in jenen Ländern, welche nicht nur die verschiedenartigsten Producte der Landwirthschaft, sondern auch der Industrie erzeugen. Hier ist der Austausch möglich; die verschiedensten Produzenten treten mit einander in Verkehr. Die einzelnen Industriezweige kommen in Berührung mit einander; sie reiben sich; die Reibung erzeugt Wärme; die Wärme gibt der Volkswirthschaft das höhere Leben; das intensive Leben führt zur Bildung [1]).

Vor Allem aber ist eine entwickeltere einheimische Industrie zur Emporblüte der ungarischen Landwirthschaft nöthig. Diese letztere hat jetzt ihre Consumenten im entlegenen Auslande. Von dem Preise, den sie für ihre Producte bei diesem erhält, muss sie einen gar zu grossen Theil abziehen, um die Transportkosten zu bestreiten. Im Inlande hat die ungarische Landwirthschaft nur sehr wenig Consumenten. Das würde anders werden, wenn sich eine Industrie daselbst ansiedelte. Dann würde das Getreide mehr beim Orte der Production verzehrt werden, und der theure Transport würde wegfallen, welcher dem Producte den grössten Theil seines Werthes vorwegnimmt. Jetzt macht das Product einen doppelten Weg; es geht als Rohstoff ins Ausland, um als Fabrikat wieder zurückzukommen [2]). Das würde eine Industrie im Inlande ersparen.

---

1) Nach Carey. Uns ist nichts mehr aufgefallen als die Versicherung eines berühmten ungarischen Nationalökonomen, dass hier zu Lande die gelesensten Schriftsteller über Volkswirthschaft M. Wirth und Carey seien. Also der Anbeter der Industrie in dem Lande, welches von dieser nur den Namen kennt, und der Schutzzöllner dort, wo der Schutzzoll am allerwenigsten die Hervorrufung der Industrie zu Wege bringen dürfte.

2) Nicht bloss dass z. B. die Wolle im Tuche, der Reps im raffinirten

Jetzt klagt man über den Mangel an Absatz, da ja auf den ausländischen Märkten immer mehrere Produzenten concurriren, welche den Ungarn leicht aus dem Felde schlagen, da die weite Entfernung diesen hindert. Der inländische Consument aber ist der sichere Abnehmer des inländischen Productes. Jetzt kann man nur einige wenige landwirthschaftliche Producte ziehen, weil man nur in Hinsicht auf diese auf einen genügenden Absatz ins Ausland rechnen kann, da für andere entweder die Concurrenzverhältnisse sich nicht günstig gestalten, oder der Exporthandel sich noch nicht gehörig organisirt hat. Wenn Ungarn dagegen selbst eine Industrie hätte, welche diese Producte vernützte, so wäre denselben der Absatz gewiss. Besonders aber würden die landwirthschaftlichen Gewerbe die grösste Bedeutung für sich in Anspruch nehmen dürfen, welche ja die landwirthschaftlichen Producte in geringeres Volumen bringen und sie dadurch exportfähiger machen. Brennereien, Brauereien, Mühlen, Zuckerfabriken u. s. w. sind das Erste, was eine Landwirthschaft zu erhöheter Production anspornt und sie dabei am sichersten vor Ueberproduction bewahrt.

Diese Gewerbe haben aber noch eine ganz andere Bedeutung für die ungarische Landwirthschaft. Sie bewahren derselben die Bodenkräfte. Die Brennerei und Brauerei nimmt von den Bodenfrüchten nur die flüchtigen Bestandtheile in das auszuführende Product auf; die Düngstoffe, vorzüglich die mineralischen, bleiben in den Rückständen, welche dem Boden entweder direct oder durch Verfütterung im Viehdung wieder zurückgegeben werden können. Ebenso rettet die Müllerei dem Boden die Kleie, da sie im Ganzen nur das Mehl exportirt.

Freilich sind es diese landwirthschaftlichen Extractivgewerbe nicht allein, welche die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhalten streben. Jede Industrie wirkt dahin, in ihrem Umkreise den Boden mit Dungstoffen zu bereichern, da sie ja Consumen-

---

Oele u. s. w. zurück nach Ungarn gelangt. Das Getreide kommt auch in den übrigen Waaren wieder zurück und zwar in der Form von Arbeitslohn. Die Arbeit des Brünner Webers, welcher dem Ungarn seine Tuche verfertigt, mag zu einem grossen Theil in ungarischem Getreide gelohnt werden.

ten um sich anhäuft. Und wenn Ungarn eine grosse Industrie hätte, so wäre es für die Erhaltung der Bodenkraft gleichgültig, welcher Art diese Industrie wäre, wenn sie nur recht viele Consumenten von landwirthschaftlichen Producten mit sich bringt. Dann brauchen diese letzten nicht mehr den Weg ins Ausland zu machen, von wo sie ihre Düngstoffe nimmer dem Productionslande zurücksenden; sondern sie bleiben im Lande selbst, und hier ist die Zurückgabe der Bodenkräfte an den Mutterboden möglich.

Wie jetzt die Sachen in Ungarn — wie in jedem Getreide-Export-Lande — stehen, muss man freilich den Betrieb der Landwirthschaft eine arge Raubwirthschaft nennen. Das Land schickt in seinem Getreide seine Bodenkräfte fort, ohne dafür seinem Boden einen Ersatz zu geben. Die Verarmung des Feldes kann nach allen Regeln der Mathematik nicht ausbleiben. Das ist nun zwar noch nicht nothwendig ein Uebel, und zwar so lange nicht, als man für die Producte einen grössern Erlös bezieht, als die hingegebene Bodenkraft für das exportirende Land selbst werth ist. Aber es wäre doch ungleich besser, wenn der Produzent den gleichen Preis für seine Producte erzielte, und dabei die Bodenkraft dennoch nicht unwiederbringlich verlöre; wenn er in seiner Nähe eine Industrie fände, welche ihm seine Producte abnähme.

In der heutigen Lage Ungarns kann dieses Land den Reichthum nur mehren auf Kosten der Bodenkraft. Bei einem inländischen Gewerbe würde umgekehrt jede Hebung des Gewerbes direct auf die Hebung der Bodenkraft und somit der Landwirthschaft wirken.

Hätte Ungarn jetzt ein starkes inländisches Gewerbe, welches die Producte der Landwirthschaft im Lande verzehrte, so würde die Landwirthschaft hier immer in ihrer Urkraft bleiben können. Jetzt aber wird es auch in Ungarn dahin kommen, dass über kurz oder lang der Boden nicht minder karg gegen den Landwirth wird, wie allerwärts, wo der Bauer nur gelernt hat von ihm zu borgen, ohne ihm zurückzuzahlen. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat das Volk nicht veranlasst, sich der

Gewerbsindustrie zuzuwenden; vielleicht wird erst die spätere Unfruchtbarkeit in Folge der Abnahme der Bodenkraft die Bevölkerung in grösserem Masse zu dieser hinzudrängen vermögen.

Das ungarische Gewerbe ist sehr schlecht über das Land vertheilt; es blühet nur dort, wo die Landwirthschaft dasselbe am wenigsten unterstützen kann, und desshalb kann auch von seiner Seite das Gewerbe der Landwirthschaft nur geringe Dienste leisten. Nur tief in den Karpathen ist das gewerbliche Leben einigermassen entwickelt.

Wie das Gewerbe, so häuft sich auch die grosse Industrie auf wenigen Punkten. Hierin herrscht in Ungarn die grösste Zentralisation; Alles drängt sich um Pest zusammen und das übrige Unterland steht ganz entblösst von Fabriken. Die zentrifugalen Kräfte, welche anderwärts die Industrie über das Land zerstreuen, sind sehr schwach in Ungarn, die zentripetalen dagegen um so grösser. Anderwärts zieht eine billige Grundrente die Industrie gerne aufs Land hinaus; in Ungarn kann dieses kaum ein Grund sein, da die Rente selbst in der Nähe der Hauptstadt nicht so hoch über jener des Landes steht, um dieses zum Entscheidungsgrunde zu machen. Der niedere Arbeitslohn, durch welchen sich sonst das Land vor der Stadt auszuzeichnen pflegt, ist in Ungarn auf dem Lande unbekannt und hier unter Umständen selbst höher als in der Hauptstadt. Billiges Rohmaterial (Feuerung, Baumaterial) findet man selten auf dem Lande; dagegen bietet es die Hauptstadt. Und da anderwärts die Industrie ihre Consumenten gleichmässiger im Lande zerstreut hat, kann dieselbe auch in den einzelnen Theilen des Landes den geeignetsten Standort finden, denn die Nähe des Consumenten ist für den Absatz von grösster Wichtigkeit. In Ungarn dagegen ist die Consumtion auf dem Lande viel zu schwach; die dünne Bevölkerung hat ein geringes Bedürfniss nach Gewerbswaaren. Desshalb könnten die Fabriken nur sehr vereinzelt hier sein, und das ist für viele Grund genug, dass sie sich ganz vom Lande und in den gewerblichen Mittelpunkt, die Metropole, zurückziehen; denn die Gewerbe sind in

vielen Dingen gegenseitig von einander abhängig, und bedürfen der gegenseitigen Aushülfe. Das zieht die ungleichartigen Gewerbe mit grösserer Wirkung zu einander hin, als die concurrirenden gleichartigen sich gegenseitig abstossen und in der Richtung der Dezentralisation wirken.

Wenn nun die Industrie im Lande im Durchschnitt so unbedeutend ist, dass z. B. 1840 auf je 78 Individuen nur ein Gewerbetreibender kam, und dass 1851 im Banat auf die Quadratmeile nur $42,_{35}$ Industrielle trafen, d. h. je Einer auf 62 Individuen [1]), so kann man daraus schon von selbst einen Schluss ziehen auf die Industrielosigkeit jener Districte, welche ausserhalb der ausgesprochenen Industriedistricte des Landes liegen; hier ist absolut gar nichts von Gewerbe, ausser Schneider und Schuhmacher und den für die Landwirthschaft unentbehrlichsten Handwerkszweigen [2]).

Für Ungarn sind jene Gewerbe am meisten geeignet, welche am meisten Rohstoff consumiren und dadurch den Werth der Rohproduction erhöhen. Die landwirthschaftlichen Extractivgewerbe sollten hier am wenigsten fehlen. Man kann aber von keinem einzigen der hier einschlagenden Industriezweige, die Müllerei ausgenommen, sagen, dass er sich in einem erfreulichen Grade entwickelt habe. Die Brauerei und Brennerei steht hier noch sehr tief. Die erstere hat hier freilich einen so ungünstigen Boden, dass man sich über ihre verschwindende Ausdehnung nicht wundern kann. Ungarn als Weinland gibt dem Biere nur eine sehr geringe Nachfrage als Luxusartikel. Dann fehlt es aber auf der grossen Ebene an dem Brennmaterial, an dem geeigneten Terrain für ordentliche Kel-

1) Austria 1852.

2) Und diese Handwerker sind wiederum meist Deutsche oder Slaven. — Die sonst so puritanische ungarische Sprache hat ein deutsches Wort, um das Handwerk zu bezeichnen; den Handwerker nennt sie schlechtweg Mester oder Mesterember (Meister oder Meistermann); die Kunst nennt sie Meisterschaft (mesterség) und was künstlich, d. h. nicht natürlich ist, heisst ebenfalls meisterlich (auf dem Wege des Handwerks entstanden, mesterséges).

leranlagen, oft auch an dem gehörigen Wasser. So kommt es, dass im Jahre 1863 in Ungarn sammt seinen Nebenländern in 461 Brauereien nur 864,685 Eimer gebraut wurden [1]); davon entfielen auf das eigentliche Ungarn 309 Brauereien mit einer Production von 655,655 Eimer.

Die Brennerei sollte das erste Gewerbe der ungarischen Ebene ausmachen. Nicht etwa desswegen, weil der Branntwein eine grosse Consumtion im Lande hat [2]), sondern weil man hier den gleichen Werth zu dem geringsten Volumen bringen kann und desshalb ein exportfähigeres Product schafft. Die ungarische Brennerei ist nicht, wie bei uns, hauptsächlich auf die Kartoffel basirt, sondern auf das Korn und den Mais. Die Brennerei wäre desshalb berufen, der Absatzstockung des Getreides durch einen um so stärkern Verbrauch abzuhelfen [3]). Allein dieses Gewerbe hat es noch gar nicht zu einer entsprechenden Ausdehnung zu bringen vermocht. Es ist die Technik noch nicht so weit gediehen, dass man mit Erfolg mit den preussischen Brennereien concurriren könnte, welche selbst in Triest trotz des Zolles die österreichischen mit ihrem Pro-

1) Nach Jellinek, die niedrigen Getreidepreise. 1865. — Die grosse Brauerei Klein-Schwechat bei Wien produzirt etwas über die Hälfte von der ganzen ungarischen Production. — Lónyay (Közügyekröl S. 289) zählte 1859 im eigentlichen Ungarn noch 374 Brauereien mit einer Production von 888,732 Eimer, woraus sich eine Abnahme um 65 Brauereien mit etwa 230,000 Eimer ergibt.

2) Diese ist stark; der Bauer trinkt ihn regelmässig zum Speck. Jedoch scheint hier der Pflaumenbranntwein (Slivovitz) der allgemeinere zu sein.

3) Während der Mangel an Absatz die landläufige Klage in Ungarn ist, gibt es auch schon in Ungarn Leute, welche die Getreide consumirenden Gewerbe verwünschen, weil sie das Brod vertheuern. Aber wem vertheuern sie denn das Brod in Ungarn? Es gibt hier ja nur Brodproduzenten, aber sehr wenig blosse Brodconsumenten. In einem Lande, wo erst der 60ste oder 70ste ein Gewerbtreibender, also in Bezug auf das Brod Consument ist, ohne Produzent zu sein, stellte 1852 Jemand in der Handelskammer zu Temesvar den Antrag, die Brennerei höher zu besteuern, damit nicht mehr so viel gebrannt und damit so die Korntheuerung verhütet würde. Damals stand der Preis des Weizens zu 3—4 fl. p. österr. Metzen, und die gesammte Spiritusproduction des Banats mit der Wojwodschaft belief sich nicht auf 100,000 Eimer.

ducte zurückdrängen. Dazu kam noch eine sehr hohe Steuer auf die Spiritusproduction, welche bekanntlich die preussischen Exporteure rückvergütet erhalten. Noch mehr aber als über die hohe Steuer beklagt sich der Ungar über die vielfältigen Chikane, denen sich der Produzent aussetzt, wenn er dem controlirenden Beamten nicht sich angenehm zu machen sucht [1]). Die Brennerei hat desshalb seit den letzten 15 Jahren nicht zu-, sondern abgenommen. Erst in neuester Zeit (Februar 1866) hat man dem Export einige Möglichkeit gemacht, indem man die Steuer bei der Ausfuhr zurückzahlt. Hier erhält man voraussichtlich sogar mehr zurück, als die ausgelegte Steuer. Die Steuer nämlich wird pauschaliter bestimmt, und da ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Pauschquantum, nach welchem die Steuer berechnet wird, häufig geringer sein wird, als die wirkliche Production. Es wird aber schwerlich in irgend einem Falle grösser sein, da hier sogleich die nachdrücklichste Beschwerde würde geführt werden. Im Ganzen also darf man annehmen, dass mehr produzirt wird, als unter die Steuer kommt. Wenn nun aber bei der Ausfuhr das ganze Product Stück für Stück die Steuer zurückerhält, so wird diese Rückvergütung — der grössern Stückzahl willen — grösser sein, als die Steuer, welche von dem Producte gezahlt wurde — weil die Production zu gering angesetzt war. Der Produzent bezieht also bei der Ausfuhr eine positive Prämie. Dennoch aber glaubt man, dass diese Rückzahlung der Steuer und die Prämie nur wenig im Stande sein werde, den Export zu heben. Die Vortheile der übrigen, besonders der preussischen Brennereien, werden als gar zu gross genannt, so dass die österreichischen hiermit noch

1) Uns ist einstimmig gesagt, dass es nicht möglich gewesen sei, die volle Steuer zu zahlen, ohne das Geschäft zu ruiniren. Nur Der habe bestehen können, welcher im Einverständniss mit dem Steuerbeamten Unterschleif getrieben habe. Der Ungar schiebt die Beamten-Corruption hauptsächlich dem Umstande zu, dass das Volk der hohen Steuer willen sich genöthigt gesehen habe, mit den Dienern des Staates ein Compromiss abzuschliessen, nach welchem Beide den Staat um ein Beträchtliches verkürzten, welches sie sodann unter sich als Gewinn vertheilten.

immer nicht zu concurriren im Stande sind. Zudem hält auch der hohe Zoll die Waare von der fremden Grenze zurück. Vor allem aber ist der Betrieb der Brennereien ein Kleinbetrieb, und dieser ist nicht gut im Stande, für weite Versendung zu produziren, wenn er auch sonst gute Waare lieferte. Wo aber bei weitem der grösste Theil der Brennereien nicht gewerbsmässig betrieben wird, sondern als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft gilt, da kann man auch das nicht einmal voraussetzen, dass das Product marktgerecht zubereitet werde [1]).

Bis in die neueste Zeit fehlte es dem Lande noch an einer Spiritus-Rectificationsfabrik. Das Land musste desshalb nicht nur darauf verzichten, seine Brennereiproducte in derjenigen Form zu versenden, welche für den Export des geringen Volumens willen am geeignetsten ist, sondern es musste auch seinen eigenen Bedarf an hochgradigem und absolutem Spiritus aus dem Auslande (Wien, Laibach) beziehen. Erst das Jahr 1865 schaffte die ersten Rectificationsfabriken im Lande.

Die Rübenzuckerfabrikation nimmt zwar beständig zu, jedoch nicht in dem Masse, als es zu wünschen wäre. Im Jahre 1862 zählte Ungarn nur 24 Zuckerfabriken, von denen 22 im Betrieb waren und 2,008,677 Ztr. Rüben verarbeiteten; gewiss ein geringes Resultat. Die hier zu überwindenden Schwierigkeiten sind noch grösser, als bei der Brennerei; nicht bloss, dass

1) Ungarn hatte 1863 gewerbsmässig betriebene Brennereien: 2,324
als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft 35,068
Im Ganzen 37,392

1854 zählte man im Banat und der Wojwodina nur 7 gewerbsmässig betriebene Brennereien, dagegen 12,350 als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft. Das Gesammt-Product dieser 12,357 Brennereien war nur 96,000 Eimer. Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik 1862, S. 178. — Im Jahre 1851, als die Branntweinsteuer eingeführt wurde, zählte man noch 104,494 Brennereien in den ungarischen Ländern; die Steuer hatte dieselben bereits im Jahre 1859 auf 71,097 herabgedrückt. — Im eigentlichen Ungarn gab es damals noch 46,884 Brennereien, und zwar 3061 gewerbsmässig betriebene und 43,823 als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung. Bis zum Jahre 1863 zeigt sich also hier ein Zurückgehen um 9492 Brennereien, von welchen 737 gewerbsmässig betrieben wurden und 8755 nicht.

auch hier der Brennstoff fehlt, dass das Kapital überhaupt theuer, dass die Steuer hoch und im Voraus zu entrichten ist: die Unsicherheit der Ernte nöthigt zu einem grössern Anbau von Rüben, als bei einer durchschnittlichen Ernte verarbeitet werden; man will sich eben für den Fall einer Missernte, welche z. B. in Vorderungarn nur 25 Prozent der vollen Ernte zu geben braucht, sicher stellen, um nicht ganz ohne Material zu sein. Der Zuckergehalt der ungarischen Rübe ist gering ($6^1/_2$—7 %), wesshalb eine Steuer, die auf den Rohstoff gelegt wird, um so drückender wirken muss. Und schliesslich fehlt es, so weit wir wissen, noch an einer Raffinerie im Lande, so dass nicht nur das zu exportirende Fabrikat als Rohzucker über die Grenze geht, sondern selbst der im Inlande consumirte von den ausländischen Raffinerien bezogen werden muss.

Unter allen Gewerbezweigen gibt es in Ungarn nur einen, welcher eine Entwickelung erlangt hat, die auf dem Weltmarkte von Bedeutung ist, das ist die Mühlenindustrie.

Die ungarische Müllerei ist in ihrem grossen Durchschnitt zwar nicht sehr hochstehend. Die Landmühlen bleiben im Ganzen weit hinter den deutschen zurück. Diese bilden aber die grosse Mehrzahl. Von den 22,132 Mühlen des Landes (mit 30,166 Steinen), welche man 1863 zählte, wurden 7966 mit Pferden oder Ochsen getrieben; auf der Ebene fehlt es an Wasser und Gefälle, und da die Windmühlen erst im Entstehen sind, so bilden diese Pferde- oder sogenannten Trockenmühlen für die Ebene die Regel. Windmühlen gab es 475, Schiffmühlen 4301, Wasser-(Bach-)Mühlen 9173; daneben aber zählte man 147 Dampf- und 70 Kunstmühlen, und diese letztern sind es, welche die ungarische Müllerei in der ganzen Welt so berühmt machen.

Die eigentliche Kunstmüllerei in Ungarn unterscheidet sich vor jeder andern durch ihre weiter getriebene Sortirung. Während man anderwärts, wie in Frankreich und Oesterreich, die Mehle nur in vier Sorten (Nr. 0—3) scheidet, theilt man sie in Ungarn in sieben (Nr. 0 — 6). Dadurch ist es möglich,

dass man die höhern Sorten in einer Feinheit erhält, wie man sie sonst nirgends kennt, und die höhern Nummern des ungarischen Mehles erhalten desshalb aller Orten die höchsten Preise [1]).

Was dem ungarischen Mehle noch ferner seine grossen Vorzüge gibt, ist die trockene Bereitung. Wir nahmen bereits Gelegenheit zu erwähnen, dass der ungarische Weizen sehr hart und wenig wässerig sei, und dass er desshalb einer eigenen Bearbeitung beim Vermahlen bedarf. Wo man nass mahlt und nur für weiche Weizen eingerichtet ist, da ist der ungarische Weizen bei den Müllern durchaus nicht beliebt, und wir schrieben es diesem Umstande weiter oben zu, dass der ungarische Weizen auf so manchem Markte noch keinen rechten Absatz habe finden wollen. Das ungarische Mehl nun ist so trocken, dass es ohne Weiteres den Export in die heisse Zone erträgt, ohne sauer zu werden. In Frankreich muss man dem Mehle diese Eigenschaft erst durch ein besonderes Dörren beibringen, wobei aber die Qualität leiden soll.

Besonders ist das Mischungsverhältniss von Wichtigkeit für die Qualität des Mehles. Man vermahlt nicht gerne eine bestimmte Sorte ganz rein, sondern vermengt sie mit einer oder mehrern andern. Dadurch erzielt man eine grössere Haltbarkeit, und man gibt dabei dem Producte die Vorzüge jeder einzelnen Sorte wenigstens insofern, als man dieselben nicht augenfällig vermisst. Die graue Farbe würde das Mehl unbeliebt machen, wenn auch gerade dieses das beste wäre, weil es vom härtesten und gehaltreichsten Weizen kommt. Desshalb vermischt man es mit weissem, wenn auch weichem Weizen. Und der weiche Weizen bedarf des harten, damit

---

1) Die Mehle werden etwa in folgendem Verhältniss sortirt: Es entfallen

auf den Auszug (Nr. 0 — 3)	30—35	Prozent
„ Semmelmehl (Nr. 4 u. 5)	20—23	„
„ Brodmehl (Nr. 6) . .	20—22	„
„ die Kleie	20	„
Es verstauben	1½—4	„

er sich besser mahlen lässt und das Mahlproduct dauerhafter ist [1]).

Aus diesem Grunde hat die Müllerei in der Metropole des Landes einen natürlichen Vortheil vor jener des Landes. Dort hat man Gelegenheit, jede Sorte nach Belieben zu nehmen, während man auf dem Lande nur auf eine, höchstens auf zwei Sorten beschränkt ist. Dass noch viele andere Gründe dahin wirken, die Mühlenetablissements, welche für den Export und im Grossen arbeiten, nach Pest zusammen zu drängen, liegt auf der Hand. Hier findet der Exporteur den fremden Kaufmann am ersten; die Versendung von hier ist am leichtesten; beim Ankaufe von Getreide ist die Unterstützung von Kredit-Instituten möglich; die Arbeiter sind eher zu bekommen u. s. w.

Pest bildet desshalb das gewaltige Zentrum der ungarischen Mühlenindustrie. Abgesehen von den Donaumühlen der Hauptstadt wurde 1865 in den acht bedeutendern Kunstmühlen gegen $2^1/_2$ Millionen Metzen Weizen vermahlen [2]). Wenn man sich auch bereits beklagt, dass die grosse Concurrenz, die sich allmälig gebildet hat, den Gewinn immer mehr und mehr schmälere, so ist doch Niemand, der auch jetzt noch einen landesüblichen Gewinn abläugnen könnte und der zu behaupten wagte, dass die ungarische Müllerei bereits den Höhepunkt ihrer Ausdehnung erreicht habe.

Die ungarischen Mehle erfreuen sich in allen Welttheilen

---

1) Die Dampfmühle Pannonia in Pest vermahlte z. B. 1865 458,416 Metzen Weizen in folgender Mischung: Weissenburger 51,950 M., Pester Boden 175,513 M., Banater 8,670 M., Theiss 220,825 M., Bácska 1,458 M. — Im Durchschnitt wog der Metzen $88,_{37}$ Pfund. — Die 405,104 Ztr. Weizen lieferten 389,149 Ztr. Mehl oder $86,_4$ Prozent. — Die Triester und Görzer Mühlen vermengen Banater mit russischem Weizen, wenn sie über die Linie exportiren.

2) Darunter sind drei Mühlen, welche 1865 auf mehr als 400,000 Metzen eingerichtet waren: „Pannonia“ (520,000 M.), „Walzmühle“ und „Barber & Klusemann“ (je 416,000 M.); die neuen Mühlen „Concordia“ und jene von H. Haggenmacher werden für 800,000 M. jährlich eingerichtet. Im Jahre 1867 dürfte die Production der Pester Kunstmühlen etwa $3^1/_2$ Mill. Metzen betragen, d. i. täglich 90—100,000 Metzen!

des besten Rufes. Sie gehen nach Südamerika und dem östlichsten Asien. In Brasilien trägt das ungarische Product ein Aufgeld gegen das nordamerikanische von 20 und 30 Prozent. In China würde es guten Absatz finden, wenn nur die überseeische Verbindung von Triest aus eine regelmässige wäre. So aber muss Alles, was hierhin bestimmt ist, über Hamburg oder nach England. In Singapore hat man vor einigen Jahren für Triester Mehl eine eigene Agentur errichtet.

Der Hauptabsatz der feinern ungarischen Mehle ist jedoch im österreichischen Inlande. Der Export ins Ausland geht hauptsächlich über Triest [1]).

Ein grosses Hinderniss der Entwickelung der ungarischen Mühlenindustrie bereiten die Bahnen in ihren hohen Tarifen für Mehl und Mahlproducte. Es ist nämlich für das Mehl auf den meisten österreichischen Bahnen ein viel höherer Frachtsatz wie für das Getreide, während in Deutschland und Frankreich derselbe Satz für beiderlei Güter gilt. Welche Grundsätze leitend waren, als man in Oesterreich hiervon abging und für das Mehl einen höhern Tarif machte, und ob man noch andere Gründe hatte als den, dass die Mehlfracht einen höhern Werth hat als das rohe Getreide, wissen wir nicht. Das aber ist gewiss, dass diese Verschiedenheit des Tarifs von entschiedenem volkswirthschaftlichen Nachtheil ist.

---

1) Die Landeinfuhr dieses Platzes an Mehl belief sich

	1861	1862	1863	1864	1865
auf	300,883	349,398	339,866	318,120	395,109 Ztr.

Hieran betheiligte sich Ungarn zu etwa zwei Drittheilen. — Die Ausfuhr zur See dagegen war in Zentnern:

im Jahre	im Ganzen	nach England	Egypten	Brasilien	Türkei
1862	435,565	41,376	14,946	150,598	30,573
1863	438,866	19,746	9,883	150,459	14,609
1864	469,320	24,733	39,465	190,914	2,107
1865	570,666	35,128	100,454	187,209	11,685

Vor zwei Jahren (1864) zahlte man z. B. von Ofen nach Triest vom Zentner Getreide 83 Kr. ö. W., dagegen vom Zentner Mehl 175 Kr. (incl. 25 % Agiozuschlag). Während im folgenden Jahre das Getreide eine Herabsetzung auf 65 Kr. bei vollen Wagenladungen erhielt, setzte man den Tarif für Mehl auf 103 Kr. herunter. Seit Mai 1865 hat man für den Fall noch einen weiteren Nachlass von 20 % bewilligt, wenn die Versendung von Ofen nach Triest jährlich 120,000 Ztr. erreicht, so dass für diesen Fall die Fracht nur 82 Kr. beträgt. Allein auch das ist noch um 17 Kr. mehr, als das Getreide zahlt.

Wie wird also diese Differenz des Frachtsatzes auf die Entwickelung der Mühlenindustrie wirken? Die Wirkung ist leicht vorherzusagen. Wer den ungarischen Weizen zu Exportmehl vermahlen will, wird besser thun, den Weizen roh bis zur Küste zu versenden und dort eine Mühle einzurichten, als dass er die Mühle in Ungarn baut und von dort die theure Mehlfracht bis Triest trägt. Wenn das Mehl mit dem Getreide eine gleiche Fracht zahlte, so würde eine Mühle am Orte der Erzeugung von grossem Vortheile sein, da sie das Volumen bedeutend vermindert und desshalb den Transport erleichtert. Wie jetzt die Dinge dagegen liegen, würde das geringere Volumen Mehl theurer zu versenden sein, als das grössere des rohen Products [1]). Aus diesem Grunde hat sich die Mühlenindustrie im Küstenlande auf Kosten der ungarischen vortrefflich entwickelt, und es wird der letztern schwer gemacht, die Concurrenz jener zu ertragen, trotzdem beide dasselbe Product verarbeiten und dieses an der Küste viel theurer ist.

Ungarn leidet aber nicht bloss desshalb hierbei, weil ihm dadurch jene Industrie geschmälert wird, welche sich als die einzige gezeigt hat, die auf dem industriefeindlichen Boden des Landes zu einer Blüte gedeihen konnte; sondern dem Lande

---

1) Wir nehmen 20 Prozent Kleie und Abfälle an, welche nicht zur Versendung kommen. Aus 100,000 Ztr. Weizen würde man also 80,000 Ztr. Mehl erhalten; die Fracht des erstern von Ofen nach Triest beträgt aber nur 65,000 Kr., die des letztern dagegen im günstigsten Falle 65,600 Kr.

werden jetzt auch jene Abfälle entzogen, welche eine einheimische Müllerei ihm bewahrt, und deren es so nothwendig bedarf, wenn es seine Viehzucht heben und seine Bodenkräfte nicht allzusehr mindern will.

Dass es aber nicht bloss vom spezifisch ungarischen Standpunkte aus ein volkswirthschaftlicher Nachtheil ist, dass die höhere Mehlfracht die Mühlenindustrie im Küstenlande auf Kosten der ungarischen begünstigt, sondern dass auch vom Standpunkte der internationalen Wirthschaft hiergegen gerechte Einwendungen zu machen sind, ist nicht weniger wahr. Als ein Gewerbe, welches das Volumen des Rohproductes mindert und damit die Transportfähigkeit erhöht, sollte die Mühlenindustrie am Orte der Getreideproduction sich finden, damit die Verminderung des Volumens vor der Versendung vor sich gehe. Nur in diesem Falle kann man die möglichste Sparsamkeit bei der Versendung durchführen; das Mahlproduct leidet die Aussonderung; man versendet nur jene Theile, welche die Versendung lohnen, sei es das feinere, sei es das gröbere Mehl oder die Kleie. Wenn man dagegen rohes Getreide versendet, so muss man alle seine Bestandtheile mit verschicken; und wenn es ist, dass die Versendung von Weizen nur in dem Begehr nach feinen Mehlen seinen Grund hat, so muss man dennoch auch die gröbere Mehlsubstanz und die Kleie im rohen Getreide verschicken, wenn auch diese letztern Bestandtheile des Weizens nicht begehrt sind. In diesem letzten Falle folgt der eine Theil dem andern, ohne Rücksicht, mit welchem Vortheile er verwendet werden kann; wenn dagegen das Getreide gleich am Erzeugungsorte vermahlen und in seine Bestandtheile zerlegt wird, so kann man jeden Theil getrennt dorthin senden, wo er am besten verwerthet wird, und wenn dieses bei einem Theile im Inlande der Fall ist, so kann man den Transport ganz sparen.

Das Mehlproduct am Orte der Erzeugung ist desshalb nicht bloss aus dem Grunde mehr werth, weil mehr Arbeit und Kapitalzins in dem Fabrikate steckt als in dem Rohproducte, sondern auch desshalb, weil es für den Verkehr handlicher ist,

weil man jedem Theile gesondert die bestmögliche Verwerthung geben kann.

Desshalb schadet Ungarn die erwähnte Massregel, die ihm die Mühlenindustrie behelligt, zweifelsohne mehr, als sie dem begünstigten Küstenlande oder den andern Consumtionsländern nützt. Die Differenz zwischen diesem grössern Schaden und dem geringern Nutzen ist Das, was wir den internationalwirthschaftlichen Nachtheil nannten. —

In der Zukunft der ungarischen Industrie liegt die Entwickelung der ungarischen Landwirthschaft. Und da jene mit so vielen und grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ehe sie festen Boden auf der grossen Ebene findet, so wird auch die Landwirthschaft Ungarns, so glauben wir, nur langsam zu jener Stufe sich heben, auf welcher man eine reiche Ernte nicht mehr ein Abzapfen des Blutes der Bodenkraft, sondern eine Cirkulation desselben nennen wird. Erst dann wird eine reiche Ernte nicht mehr die Veranlassung einer Verlegenheit sein, wie man den Segen der Natur verwerthen will, und erst dann wird ein grosser Erntesegen aufhören, die Ursache zu sein, dass der Reichthum des Bodens nur um so eher aus dem Lande geht. Erst eine entwickelte einheimische Industrie wird der Entwerthung der landwirthschaftlichen Producte und der Verarmung des Bodens vorbeugen.

Wenn die Industrie die Landwirthschaft heben und zur Blüte bringen soll, so ist es recht, dass ihrerseits die Landwirthschaft auch der Industrie aufhilft. Das geschieht auch, wenn auch nur in geringer und allzugeringer Ausdehnung. Wir müssen auch hier wieder die g r o s s e n Güter nennen, welche dem übrigen Lande vorangehen. Hier ist die Industrie am weitesten entwickelt, und von hier aus wird sie sich auch ausbreiten. Die grossen Herrschaften gehen am meisten darauf aus, das Rohproduct zugleich zu veredeln. Hier finden wir die Zuckerfabriken, Brennereien und Brauereien, Kunstmühlen und Hanffabriken, während sie bei den kleinern Gütern in ganz auf-

fällig geringerm Grade vorkommen. Es gibt Herrschaften, wie z. B. Vács und Kis-Szállás, wo das ganze Roherzeugniss auf dem eigenen Gebiete in Fabrikate umgewandelt wird, oder wenigstens umgewandelt werden kann. Auch die Maschinen- und Geräthefabriken des Landes haben ihren Hauptsitz auf den grössern Gütern.

Schlusskapitel.

Ansichten und Aussichten.

> **Ungarn ist nicht gewesen, es wird erst sein.**
> *Stephan Széchenyi.*

> **Wir sind reicher als wir denken, und ärmer als wir zu sein brauchten.**
> *M. Jellinek.*

Man konnte darüber im Zweifel sein, ob das tausendjährige Reich der Arpaden bereits ausgelebt habe und seinem Ende entgegengehe, oder ob es nicht vielmehr noch vor seiner Zeit stehe. Das sah man, dass Ungarn jetzt nicht in seiner Blüteperiode steht, sondern in Schwäche darniederliegt; aber die Frage war, ob dieses die Schwäche des Kindes oder des Greises sei, ob die Periode der Manneskraft schon vorüber oder ob sie noch zu erwarten sei.

Der „erste Ungar“ rief seiner Nation das Wort zu: Ungarn wird sein, und begeisterte dieselbe hierdurch zu neuem und muthigem Ringen, um die Zukunft des Landes, welche er verhiess, herbeizuführen.

Ob Ungarn seine Zukunft politischer und nationaler Selbstständigkeit erst haben wird oder schon gehabt hat, ist hier nicht zu untersuchen, selbst wenn eine derartige Untersuchung zu einem einigermassen sichern Resultate führen könnte. Aber das ist um so gewisser, dass die volkswirthschaftliche Zukunft des Landes erst noch zu erwarten steht.

Ungarn ist in Beziehung auf seine Volkswirthschaft entschieden in seiner Jugendperiode. Es ist ein Land, dessen grösster Theil vor nicht zweihundert Jahren wieder ganz von Neuem occupirt ist, ein Land mit noch unerschöpftem reichen Urboden, welcher erst in unsern Tagen vollständiger in den Bereich der wirthschaftlichen Benützung getreten ist.

Der Glaube an die Zukunft Ungarns ist das heilige Evangelium des ungarischen Volkes. Aber unter dieser Zukunft versteht man mehr die politische und nationale, als die volkswirthschaftliche. Wir sind im Verlaufe dieses Buches häufiger der stark ausgeprägten Neigung des Ungarn für Politik begegnet, vor welcher die Volkswirthschaft nur allzusehr in den Hintergrund tritt. Und dennoch sind wir der Ansicht, dass die politische und nationale Zukunft des Landes nur in der volkswirthschaftlichen Blüte ihren Halt wird haben können. Um die heiligsten Güter der Nationalität und Freiheit mit Erfolg zu vertheidigen, genügt es nicht, dass man die heissesten Wünsche für dieselben hegt; es genügt auch nicht, dass man für sie Alles einsetzt, was man hat, wenn man eben Nichts oder nur Wenig hat; es ist erforderlich, dass man Etwas einzusetzen hat, und zwar mehr als Blut und Leben. Freiheit und Nationalität wird nicht erobert und geschützt durch Blut und Leben, sondern durch geistige und materielle Macht, durch Kultur und Reichthum. Ungarn und Polen gingen daran zu Grunde, dass ihnen eben diese Macht fehlte, trotzdem sie ihr Alles für die Sache der Nationalität und Freiheit hingaben; aber dieses „Alles“ war zu wenig: es waren nur todesmuthige abzuschlachtende Leiber.

Stephan Széchenyi dachte anders über den Weg, auf dem man die nationale und politische Zukunft Ungarns erstreben müsse. Er sah nur in der volkswirthschaftlichen Zukunft des Landes die sichere Unterlage, auf welcher die andere Zukunft erbaut werden könne. Er dachte anders als der bei weitem grösste Theil seiner Nation, welcher nichts Besseres glaubt thun zu können, um Nationalität und Freiheit zu erringen und zu behaupten, als wenn er dieselben so viel wie mög-

lich urgirt und den besten Theil seines Lebens damit zubringt, darum zu verhandeln, was er für sich das Zuträglichste hält und was er auf dem Wege des Rechtes glaubt beanspruchen zu dürfen.

Dabei vergisst er aber, so glauben wir, sich mit jenen Mitteln zu versehen, welche ihm als Bittsteller und Postulanten förderlich sein würden. Nur dem Mächtigen und Angesehenen zeigt man sich genehm, seine Wünsche zu erfüllen; den Machtlosen behandelt man wie den Bettler, und man verschliesst ihm nach Gefallen die Thür, unbekümmert, ob er das Recht hat zu fordern oder nicht. Erst die geistige und die materielle Macht gibt einem Volke den Nachdruck, wenn es als Kämpfer für seine Heiligthümer auftritt.

Der passive Widerstand, in welchem Ungarn sich so stark gezeigt hat, ist wohl geeignet, der nationalen und politischen Selbstständigkeit feindliche Versuche zu vereiteln; aber er ist nicht im Stande, diese Selbstständigkeit positiv zu fördern, und so lange das Land in der heutigen geistigen und materiellen Schwäche verharrt, wird der Versuch sich nur immer wiederholen, ein niedriger stehendes Land sich zu unterwerfen, was man einem geistig und wirthschaftlich hochstehenden Lande nicht bieten würde.

Schwerlich gibt es ein Land in Europa, welches von seinen Einwohnern so heiss und so opferwillig geliebt wird, wie Ungarn. Der Patriotismus, besonders der aufopfernde, ist die erste Tugend des Ungarn. Aber wir glauben fest, dass der Ungar diese Tugend viel besser bethätigen könnte, als er thut, indem er sein ganzes Leben mit hoher Politik anfüllt, auch wenn er nicht von Beruf ein Politiker ist, und wenn er seinem patriotischen Gefühle in allerlei Aeusserlichkeiten Luft macht. Man glaubt dem Vaterlande zu nützen, wenn man in heimischer Tracht einhergeht, wenn man keine Gelegenheit vorbeigehen lässt, einer politischen Versammlung beizuwohnen, das Vaterland in Wort und Schrift über Alles zu erheben und die heimischen Producte mehr als billig zu preisen. Dass dergleichen Dinge den Patriotismus wach halten, wissen wir; allein das

gefällt uns nicht, dass man das nur durch Aeusserlichkeiten zu Wege zu bringen glaubt.

Wir würden jenen Patriotismus für viel wirksamer halten, der darin bestände, für das Vaterland keine Stunde unnütz sich in Politik zu ergehen, dafür aber um so eifriger darauf Bedacht zu nehmen, die Macht des Landes zu heben, und zwar dadurch, dass ein Jeder in seiner eigenen Wirthschaft sich emporzuarbeiten sucht; dann hebt sich das Ganze von selbst, — und dadurch, dass ein Jeder in seinem Kreise die Kultur zu fördern sucht; dann hebt sich die Kultur des ganzen Volkes, man weiss nicht wie.

In andern Ländern könnte es nöthig sein, den Patriotismus zu öffentlicher Bethätigung zu bringen, um den Gemeinsinn ins Leben zu rufen. In Ungarn, wo dieser Gemeinsinn auf Kosten des privaten Wirthschaftssinnes überwuchert, wird es gut sein, ihn zu dämpfen.

Für Ungarn ist der wohlthätigste Patriotismus der, dass ein Jeder privatim auf sittlich erlaubte Weise seinen Reichthum so viel wie möglich zu mehren und den Bildungskreis zu erweitern sucht.

„Ungarn wird sein". Aber nur dann wird seine Zukunft sich der nationalen und politischen Selbstständigkeit in vollem Masse freuen können, wenn die volkswirthschaftliche Zukunft des Landes eine hohe Blüte erreichen wird. Von dieser hängt die staatliche und die nationale Existenz in nicht geringem Grade ab.

Und welches sind die Aussichten Ungarns auf die Zukunft seiner Volkswirthschaft?

Es ist der Vorzug der Jugend, dass deren Phantasie die Zukunft immer in dem rosigsten Lichte erblicken lässt. Bei Völkern wirkt die Jugend gerade so wie bei dem Individuum. Eine Volkswirthschaft in ihrer Jugendentwickelung, welche in jedem Jahrzehnt um ein Jahrhundert fortschreitet, lässt leicht die Ansicht aufkommen, als werde die zukünftige Weiterentwickelung mit eben solcher Schnelle voranschreiten. Dem ist aber gewöhnlich nicht so; je älter die Volkswirthschaft, desto

langsamer wird ihr Schritt und mit der raschen Entwickelung hat es rasch ein Ende.

In Ungarn verspricht man sich nur allzuleicht von der nächsten Zukunft der Volkswirthschaft goldene Berge. Man glaubt, dass der Aufschwung auch in Zukunft so rasch und entschieden sein werde, wie er in den letzten drei Dezennien sich gezeigt hat. Wir halten diese Ansicht für viel zu rosig. Wir glauben nicht nur, dass Ungarn sich nicht mehr mit solcher Schnelligkeit weiter entwickeln werde, als es bisher gethan, sondern auch, dass es langsamer voranschreiten wird, als irgend ein anderes Land in sonst gleicher Lage, und dass auch der Zenith seiner Blüte niedriger stehen wird, als ihn seine westlichen Nachbarn zu erreichen vermögen. Unsere Gründe sind diese.

Bis jetzt war die Entwickelung der ungarischen Volkswirthschaft vorwiegend eine extensive: man nahm mehr Boden unter den Pflug und baute grössere Strecken Landes an. Wo der Boden gegeben ist und seine Urbarmachung so wenig Mühe verursacht, wie durchschnittlich in Ungarn, da ist die Ausdehnung der Kulturfläche ein leicht zu thuender Schritt, und eine geringe Veranlassung konnte genügen, die unfruchtbare Puszta in kurzer Zeit in fruchtbares Weizenfeld umzuwandeln.

Das wird von jetzt ab anders. Jetzt muss die Weiterentwickelung eine intensive sein, nachdem die Kulturfläche im Ganzen und Grossen bereits den ganzen kulturfähigen Boden eingenommen hat. Es wird aber nicht so leicht sein, von der gleichen Fläche durch intensivere Kultur das doppelte Product zu erzielen, als bei gleicher Bearbeitungsweise von der doppelten Fläche, welche man durch Aufbruch der Hutweide vermehrt hat.

Bis hierher war eine Entwickelung der Landwirthschaft möglich, ohne dass die Entwickelung der Industrie mit ihr Hand in Hand ging. Der jugendkräftige Boden erlaubte noch die Ausraubung durch Ernten, welche man ausser Landes sandte, und von denen er gar nichts wieder zurückerhielt, um den Ab-

gang an fruchtbaren Bodenbestandtheilen zu ersetzen. Das kann aber nicht mehr lange so fortgehen. Ungarns Boden wird es nicht lange mehr ertragen, dass man ihm alljährlich das beste Blut abzapft, ohne ihm Ersatz dafür wieder zu geben. Er wird sich weigern, reiche Ernten zu geben, damit diese dem Auslande zugeführt werden, und er wird verlangen, dass man pünktlich mit ihm rechne und ihm für jede Ernte eine entsprechende Menge von Düngstoffen wieder zurückgebe. Dieses wird aber nur eine inländische Industrie möglich machen, welche die Producte der Landwirthschaft im Inlande verzehrt und dadurch die Zurückgabe der Bodenbestandtheile ermöglicht.

Die Zukunft der ungarischen Landwirthschaft wird von der Entwickelung der Industrie bedingt werden. Hiermit aber ist der erstern das Prognostikon einer langsamen Aufblüte gestellt, da wir die Industriefähigkeit der ungarischen Nation und der Ebene als eine sehr schwache kennen gelernt haben. Und weil wir die Industrie Ungarns für weniger entwickelungsfähig halten, als die irgend eines westeuropäischen Landes, so glauben wir auch, dass die Landwirthschaft nicht zu jener Höhe steigen wird, zu welcher sie sich erheben könnte, wenn ein inländisches Gewerbe der Production einen höhern Werth verliehe und den Boden vor der Verarmung schützte. —

Man liebt es in Ungarn sehr, den Stand der englischen Land- und Volkswirthschaft vor etwa 150 Jahren mit dem heutigen von Ungarn zu vergleichen; darin blickt die Hoffnung durch, dass Ungarn vielleicht nach 150 Jahren auf einer gleichen oder doch nahezu gleichen Stufe der Volkswirthschaft stehen werde, wie heutzutage England. Zwar ist es im Allgemeinen gewagt, auf so lange Zeit hin Prognosen zu stellen; aber die Behauptung scheint uns nicht gewagt, dass die ungarische Volkswirthschaft nicht im Entferntesten ein Recht hat, solche Hoffnungen zu erwecken. Das fehlt ja Ungarn gerade, was England und jedes in volkswirthschaftlicher Blüte stehende Land in die Höhe gebracht hat: die Industrietüchtigkeit des Volkes und der Industrie günstige Verhältnisse des Bodens.

Gewöhnlich ist es nicht der Ackerbau, welcher durch seine Entwickelung die Gewerbe und den Handel nach sich zieht, sondern die Industrie ist es, welche vorangeht, wenn die Volkswirthschaft im Ganzen sich weiter entwickelt. Die Industrie hebt immer die Landwirthschaft; dagegen kann die beste Landwirthschaft ganz ohne Einfluss auf die Bildung einer Industrie bleiben. Eine entwickelte Industrie ist desshalb immer ein Zeichen volkswirthschaftlicher Blüte, da hier auch die Landwirthschaft gehoben wird, und wo beide mit vollen Kräften produziren, da kann auch der Handel nicht fehlen. Die Blüte der Landwirthschaft eines Landes kann aber weit davon entfernt sein, die Blüte der ganzen Volkswirthschaft zu bezeichnen. Wenn neben ihr die Industrie fehlt, so ist das Product des Bodens nur im Auslande zu verwerthen und desshalb im Inlande von geringem Werthe; der Landwirthschaft fehlt die Kaufkraft, und bei all ihrer Blüte bleibt sie ohnmächtig. Der Handel aber wird dort nur schwach sein, wo es ausser den Bodenproducten keinen Umsatz zu effectuiren gibt.

Ganz ohne Einfluss bleibt nun freilich die Entwickelung der Landwirthschaft auf jene der Industrie wohl nie; aber dieser Einfluss wird nicht so entscheidend sein als jener, den die voranschreitende Industrie auf die Landwirthschaft ausübt. Wenn die Industrie vorangeht, so entwickelt sich die Landwirthschaft viel rascher; aber wo jene von der Landwirthschaft erst soll ins Schlepptau genommen werden, da dürfte der Fortschritt nicht so reissend sein.

In dieser Lage ist Ungarn. Hier zeigt sich die Industrie ganz besonders widerborstig gegen alle Fortschritte der Landwirthschaft. Und wenn selbst eine Reihe von guten Jahren und ein in der That rapides Aufblühen der Landwirthschaft so wenig wirken konnte, dass nicht einmal die primitivsten landwirthschaftlichen Gewerbe eine selbst mittelmässige Ausdehnung fanden, auf die übrigen Industriezweige aber gar keine sichtbare Wirkung ausübten, so ist es nicht wahrscheinlich, dass die schlechten Jahre und ein langsameres Voranschreiten der

Landwirthschaft eine bessere Wirkung auf die Industrie ausüben sollte.

Handel und Gewerbe sind bei der ungarischen Landwirthschaft nur insofern zu besprechen, als beide durch ihr Fehlen die letztere ungünstig beeinflussen. Den Fortschritt muss die Landwirthschaft Ungarns aus sich selbst herausbilden, und die Zukunft derselben wird sich aus ihren eigenen Grundkräften heraus entwickeln müssen.

Wir haben diese Grundkräfte kennen gelernt. Der Schluss auf die Zukunft wird sich daraus ergeben.

Ein guter kräftiger Boden bildet im Ganzen genommen eine schätzenswerthe Unterlage für die gedeihliche Entwickelung der Landwirthschaft. Aber das ist auch nahezu der einzige Vortheil, dessen die ungarische Landwirthschaft sich erfreut, und der dürfte schwerlich genügend sein, die vielen Hemmnisse der Entwickelung aufzuwiegen.

Die Kraft des Bodens wird jährlich geschwächt, indem man diesem seine Bestandtheile in der Ernte nimmt und dieselben ins Ausland sendet, ohne auf Rückgabe bedacht zu sein. Die Freigebigkeit des Bodens wird sich mit der Zeit in Kargheit verwandeln.

Das Klima arbeitet dahin, die reichen Spenden des Bodens nach Möglichkeit zu verringern. Es bringt nur allzuleicht die Hungersnoth auf den eignen Herd jenes Landes, welches im Auslande wegen der unglaublichen Fruchtbarkeit als Concurrentin des Landwirthes so allgemein gefürchtet ist.

Die überaus schlechte Vertheilung des Grundbesitzes, sowohl die örtliche als die des Eigenthums, ist nicht nur kein kleines Hemmniss der Entwickelung, sondern auch ein sehr schwer zu beseitigendes.

Die Verhältnisse der landwirthschaftlichen Arbeit sind geradezu traurig. Die Landwirthschaft allein ist nicht im Stande, eine gehörige Arbeiterbevölkerung nachzuziehen, da sie derselben ja das Jahr hindurch keine hinlängliche Beschäftigung

geben könnte, indem sie nur zu gewissen Zeiten arbeitende Hände in grösserer Anzahl verlangt. Die Arbeiternoth wird auf der ungarischen Ebene so lange constant bleiben, als es noch keine Industrie gibt, welche in den landwirthschaftlichen Arbeitsferien Beschäftigung geben könnte, oder so lange die Landwirthschaft ihre Jahresarbeit nicht besser vertheilt. So lange hat Ungarn nur die Wahl zwischen einer Noth nach Arbeitern und einer Noth der Arbeiter, und das erstere Uebel dürfte immerhin das geringere sein.

Das Kapital fehlt. Der Kapital-Bildungs-Trieb aber ist schwach. Es fehlt an Erwerbstüchtigkeit und an Sparsamkeit unter den Einwohnern des Landes.

Wenn auch eine Vermehrung der Steuern nicht mehr möglich ist, so ist eine Verminderung derselben eben so unwahrscheinlich, und Ungarns Landwirthschaft wird noch lange an dem drückenden Alp zu leiden haben, welchen ihm das Unglück zweier Jahrzehnte aufgelegt hat.

Mag auch der Betrieb der Landwirthschaft der Verbesserung leicht zugänglich sein, so fragt es sich, ob ein intensiver Betrieb dort angezeigt sein wird, wo man das Product nur sehr schlecht verwerthen kann, weil man es auf den entfernten ausländischen Markt senden muss. Bei der geringen Consumtion im Inlande, infolge der fehlenden Industrie, wird Ungarn vorwiegend Getreideexportland bleiben, und hiermit ist sein Verbleiben bei dem extensiven Betriebe viel länger angesagt und die wirthschaftliche Bedeutung der gleichen Kulturfläche eine geringere.

Die Viehzucht passt von Natur nicht auf die ungarische Ebene, da hier die Futtergewächse einen sehr ungünstigen Standort haben.

Einzig der Getreidebau verträgt sich sowohl mit dem Klima wie auch mit dem Betriebe der Landwirthschaft vollkommen. So lange aber das Land sein Getreide über seine Grenzen führen muss, um es zu verwerthen, und so lange desshalb das Product am Orte der Erzeugung in niederm Werthe steht,

wohnt auch dem Getreidebau jene Kraft nicht inne, welche man eine volkswirthschaftliche Blüte zu nennen berechtigt wäre.

Die Handelsgewächse erfordern theils ein anderes Klima als das ungarische, theils beschränken künstliche Hindernisse ihren Anbau, theils fehlt aber auch der nöthige Grad von Kultur, ohne welchen diese Producte nicht handelsgerecht können gemacht werden, wie wir an seinem Orte gezeigt haben. Wie lange wird nun dieser Kulturgrad noch auf sich warten lassen? Das wissen wir nicht. Die Nachfrage nach den betreffenden Producten wird denselben wohl am ersten importiren; aber jedenfalls ist ein bloss landwirthschaftliches Volk weniger empfänglich für neue Bearbeitungsmethoden, für Pünktlichkeit und Nettigkeit, als wenn die verschiedenartigsten Industriezweige ihm diese Arbeitstugenden bereits eingelernt haben.

Das sind die Unterlagen, auf denen sich die Zukunft der ungarischen Landwirthschaft aufbauen muss. Ein leichtes Aufbauen ist hier nicht.

Wenn der Ungar an die Zukunft seines Landes denkt, so malt er sich dieselbe allzugerne viel zu rosig aus. Wenn er dagegen auf die Gegenwart und nächste Vergangenheit blickt, so glauben wir, sieht er wiederum viel zu schwarz.

Ungarn hat gerade jetzt eine Periode von fast zwei Jahrzehnten abgeschlossen, welche in seiner jüngern Geschichte die Periode seiner grössten politischen Erniedrigung bildet. Das Jahr 1848 und seine Folgen nahmen dem Lande seine Selbstständigkeit, und das System der Zentralisation fasste mit kräftiger und rücksichtsloser Hand auch in das ungarische Staatsleben ein, das Alte ohne Rücksicht beseitigend und dafür Neues octroirend. Es erleidet wohl keinen Zweifel, dass die Institutionen des genannten Systemes an sich genommen viel besser waren, als die alten Zustände. Aber sie brachten die grössten und die gerechtesten Antipathien des Volkes mit sich. Weil das System nicht im Rechte begründet war, blieben auch

seine Institutionen unbeliebt, und es galt für Patriotismus, sie auf jede mögliche Weise unwirksam zu machen [1]).

Man versprach sich bei der Durchführung des Zentralisationssystems alles Glaubliche und Unglaubliche in Betreff der Entwickelung Ungarns. Nur der Ungar selbst versprach sich nichts Gutes davon; und er hat mehr Recht behalten als seine Gegner. Wenn man freilich die offizielle und offiziöse Presse des vorigen Jahrzehnts verfolgt, so wird dem Publikum fast auf jeder Seite von dem unglaublichen Aufschwunge gepredigt, welcher in Ungarn von Jahr zu Jahr genommen werde. Leider hat die Folge gelehrt, dass hier das Unglaublich mehr zu betonen war, als der Aufschwung. Der Aufschwung, den die Zentralisation dem Lande brachte, beschränkte sich fast einzig auf die Zahlen des Steuerbudgets. Wenn aber sonst ein Aufschwung stattgefunden hat, so war schwerlich die Zentralisation daran Schuld.

Es war unglücklich für Ungarn, dass es sein ganzes Leben von der Politik nicht trennen kann. Wäre dieses ihm möglich gewesen, so hätte das jetzt überwundene System dem Lande ungleich nützlicher sein können, als es ihm jetzt nachtheilig geworden ist. Ungarn konnte vieles von ihm lernen; nicht freilich von jenem Systeme, wie es auftreten musste, als es die ganze Bevölkerung zum Todfeinde hatte, sondern von jenem, wie es hätte sein können, wenn es von der Liebe des Volkes wäre getragen worden. Aber selbst von dem aufgedrungenen Systeme hätte Ungarn viel mehr Gutes lernen können und lernen sollen, als es gethan hat.

Eine andere Nation würde es gethan haben; in Ungarn aber war es weniger möglich. Weil der Ungar nur Politiker ist und kein Volkswirth, so verdammte er alle Institutionen,

---

1) Sogar auf das Tabaksmonopol erstreckte sich das. Der Patriot rauchte am liebsten contrebandirten Tabak, welchen er den „ungarischen“ nannte, zum staatsrechtlichen Unterschiede von dem ärarialischen „österreichischen“. Auch heute noch glaubt der Ungar vielfach, seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn er nur unversteuerte Waare raucht.

bloss weil der Geber von ihm verdammt wurde. Und die Wohlthaten der Regierung verschmähete er, bloss weil sie aus unlieben Händen kamen. Es wäre besser und desshalb auch patriotischer gewesen, wenn man hierin unterschieden hätte, und es hätte sich wohl vereinigen lassen, das Gute vom Feinde anzunehmen und ihn dennoch mit allen Kräften zu bekämpfen.

Je mehr man eine Nationalität zu unterdrücken strebt, desto mehr wird sie an Kraft gewinnen, wenn anders sie werth ist am Leben zu bleiben. Das hat die ungarische Nation glänzend bewährt; wir glauben, dass sie nie so mächtig war, als eben jetzt und zwar nur desswegen, weil man versucht hat, sie zu schwächen. Aber ein Uebelstand ist dabei im Gefolge: die Erstarkung der Nationalität artet zu häufig in nationale Engherzigkeit aus. Der Ungar ist viel unduldsamer gegen das Nicht-Ungarische, als irgend ein anderes Volk gegen das Fremde. Er fragt zuerst, ob diese oder jene Einrichtung national ungarisch ist und dann erst, ob sie gut oder schlecht ist. Das Ungarische gilt höher als das Gute, und das Fremde ist verhasster als das Schlechte, vorausgesetzt, dass es das schlechte Einheimische — honi — verdrängen will.

Dieser Umstand hat schon mehr als einmal dem Lande Nachtheil gebracht und hat es an der Entwickelung gehindert; und wenn er in gleichem Grade auch in Zukunft noch fortwirken sollte, so dürfte in ihm nicht der kleinste Hemmschuh des Fortschrittes liegen.

Ungarn ist ärmer als es zu sein brauchte. Es ist ärmer, als es dann wäre, wenn es dem guten Fremden bereitwilliger den Vorzug vor dem schlechtern Einheimischen geben würde.

Es ist ärmer als es dann zu sein brauchte, wenn es in einer blühenden Volkswirthschaft ein höheres Ideal erblickte als jenes, dass dieselbe das Resultat und zugleich das Element der schmutzigen und niedern Gewerbe sei. Es würde reicher sein, wenn es die Wahrheit lebendiger fasste, dass die materielle Blüte eines Landes die nothwendige Grundlage ist für die gei-

stige, für Kultur und Freiheit, und dass auch Ungarns Nationalität und politische Selbstständigkeit nur, und nur in einer blühenden Volkswirthschaft die stärkende Nahrung finden wird, welche sie nicht nur gegen fremde Angriffe kräftigt, sondern auch die Versuchung des Fremden hinwegnimmt, Ungarns Freiheit zu gefährden; denn nur den tiefer Stehenden fühlt man ernste Versuchung zu unterjochen.

Wir schliessen dieses Werk in Tagen, in denen die ungarische Nation in Jubel schwelgt, weil sie das endlich wiedererrungen hat, worum sie fast zwei Jahrzehnte gekämpft hat. Ungarn hat seine Selbstständigkeit wieder erlangt, welche ihm die Zentralisation genommen hatte.

Der Ungar sieht jetzt endlich den Frühling wieder über sein Vaterland hereinbrechen, den er so lange vergebens erharrt hatte, und vielleicht ist gerade in diesen Tagen jenes Wort des ersten Ungarn am meisten berechtigt, seine Erfüllung in vollste Aussicht zu stellen, jenes Wort, das wir an die Spitze des Buches setzten, dass Ungarn nicht schon gewesen ist, dass es vielmehr erst sein wird.

Möchte man über der Politik nur nicht der Volkswirthschaft vergessen, und möchte der Ungar sich ganz lebendig der Wahrheit bewusst werden, dass die Zukunft seiner politischen und nationalen Selbstständigkeit durch eine blühende Volkswirthschaft nachdrücklicher gestützt und gehoben werden kann und werden wird, als durch eifersüchtiges Ueberwachen und durch rücksichtslose Vertheidigung der politischen Rechte und Privilegien, wenn dem Wächter und Vertheidiger mit Ausnahme des passiven Widerstandes die gehörige Macht fehlt.

Auch wir glauben an die Zukunft Ungarns; aber diese wird nur auf einer materiellen Unterlage eine grosse und eine dauernde sein. Es war auch nicht der Politiker Széchenyi, welcher dem Lande seine Zukunft prophezeite, sondern der National-Oekonom, welcher wegen der volks-

wirthschaftlichen Zukunft auf die politische und nationale schloss. Wir glauben an das Aufblühen der ungarischen Volkswirthschaft, wenn diese auch noch manches Stadium zu durchlaufen und noch manches Hemmniss zu überwinden hat, und weil wir hieran glauben, desshalb sind wir auch der Ueberzeugung, dass Land und Volk noch seine grosse Zukunft haben wird: es ist noch nicht gewesen; es wird erst noch sein.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

